

Mitteilungen
des Uckermärkischen Geschichtsvereins
zu Prenzlau

*gewidmet
unserem verstorbenen Ehrenmitglied
Dr. Lieselott Enders*

Heft 16 / 2010

Titelbild: Viertürmeblick von Babak Nayebi. Das Ölgemälde entstand im Sommer 1994 während eines sechswöchigen Aufenthalts in Prenzlau, der auf eine Initiative von Gerhard Kegel zurückgeht. Der Künstler wohnte in dieser Zeit bei der Familie Jürgen Theil, wo er auf dem Dachboden sein Atelier eingerichtet hatte. Hier entstanden neben etwa 30 Ölgemälden auch ein Porträt des Bürgermeisters Jürgen Hoppe, das von der Stadt Prenzlau angekauft wurde und einige Zeit im Rathaus hing. Das Original des auf der Titelseite abgedruckten Gemäldes schenkte Professor Werner Otto dem Heimatkreis Prenzlau. Später, im Mai 2009, übergab Frau Gramke es dann dem Uckermärkischen Geschichtsverein zu Prenzlau e.V.

Zur Vita des Künstlers:

1961 in Teheran geboren, 1986 Ausreise in die Bundesrepublik Deutschland, ab 1986 wohnhaft in Hamburg, 1993- 97 Studium der Malerei- Grafik an der HfBk Dresden; Diplom: 1997 bei Prof. Max Uhlig, seit 1993 wohnhaft in Dresden; **Preise und Stipendien:** 1996 DAAD Kunstpreis für ausländische Studierende in Dresden, 1997 Jahresstipendium des DAAD für Irland, 2004 Otto Niemeyer-Holstein-Stipendium. **Ausstellungen (Auswahl):** 1986 Italienisches Kulturinstitut Teheran, 1991 Einzelausstellung Galerie Jolka Buchholz/Nordheide Einzelausstellung im Deutsch-Iranischen Kulturzentrum Hamburg, 1992 Haus der Deutschen parlamentarischen Gesellschaft in Bonn, **1994 Kulturhistorisches Museum Prenzlau** (auf Initiative des Geschichts- und Museumsvereins e.V. Buchholz in der Nordheide), 1995 Landesmuseum in Emden, Sächsischer Landtag Dresden Galerie Adlergasse Riesa Efau in Dresden, 1998 Dun Laoghaire College of Art and Design in Dublin, Städtische Galerie Traun in Österreich, Galerie Beethovenstrasse in Düsseldorf, 1999 Internationale Biennale Neues Aquarell in Kleinsassen, 2000 Geschichts- und Museumsverein e.V. Buchholz/Nordheide, 2003 Geschichts- und Museumsverein e.V. Buchholz/Nordheide, 2004 Einzelausstellung im DREWAG Dresden, Internationale Höllfelder Kunstausstellung, 10. Kunstausstellung Natur - Mensch der Nationalparkgemeinde Sankt Andreasberg und Nationalpark Eifel, Einzelausstellung im Kunstverein Pirna, 2005 Einzelausstellung im Oberverwaltungsgericht Bautzen, 2005 Einzelausstellung in der Blauen Fabrik, 2005 Grosse Sächsische Kunstausstellung Leipzig.

Alle Beiträge und Abbildungen wurden honorarfrei zur Verfügung gestellt. Dafür unser Dank an alle Autoren. Die Autoren tragen für den Inhalt ihrer Beiträge alleinige Verantwortung. Nachdruck nur mit schriftlicher Genehmigung des Uckermärkischen Geschichtsvereins zu Prenzlau e.V.

Redaktion: Jürgen Theil, Reinhard Timm

Manuskripte werden an folgende Adresse erbeten: Jürgen Theil, Friedenskamp 6, 17291 Prenzlau oder per Email an: JuergenTheil@T-Online.de

Erschienen: Januar 2010

ISBN: 978-3-934677-24-1

Herstellung: Konzepta Agentur und Werbemittel GmbH, Prenzlau

Inhalt

Vorwort	5
Prenzlau vergessene Grabungen 1987/88 Matthias Schulz - Prenzlau	7
Kleine Friedrichstraße – ein Beitrag zur Stadtarchäologie Manfred Roeder - Berlin, Matthias Schulz - Prenzlau	21
Prenzlau in Pommern – Prenzlau und Pommern. Phasen der Kommunikation und Konfrontation bis zum Ausgang des Mittelalters Heidelore Böcker – Berlin	26
Studien zur Herkunft spätmittelalterlicher Studenten am Beispiel Greifswald (1456-1524) Achim Link - Göttingen	54
George de Laly – Doursal, Hauptmann der Grands Mousquetaires in Prenzlau Brigitte Müller-Heynen – Berlin	58
Der Uckermärker und die Importierten	66
Der Prenzlauer Lehrer Wilhelm Stahlberg über die Französische Revolution	69
Prenzlau im 19. Jahrhundert. Grundlinien der Entwicklung einer mittelgroßen Stadt in der Provinz Brandenburg Wolfgang Radtke - Berlin	71
Aus der Geschichte der uckermärkischen Dorfschulen. Beispiele Gellmersdorf und Neukünkendorf Hans Georg Henning - Berlin	94
Die Prenzlauer Jahrfeiern (1934, 1959, 1984) Sabine Nietzold - Prenzlau	117
Die 775-Jahrfeier im Jubiläumsjahr 2009	142

Meine Haftzeit in Ketschendorf und Fünfeichen Günter Arndt – Prenzlau	144
Leichtathletik und sportliche Gymnastik in Prenzlau (1947-1955) Erich Lietzow – Zeuthen	157
Dr. med. Hans-Joachim Gutschmidt – ein Arzt im geteilten Deutschland. Eine mitunter dornige Biographie Heinz Schneider - Mahlow	187
„Warte nicht auf bessere Zeiten.“ Wolf Biermann und sein Konzert in Prenzlau Christopher Kieck, Stephan Neitzel, Kaspar Reimer / Jürgen Theil	198
Biermann in Prenzlau (1976) Marianne Birthler - Berlin	205
Bürgerprotest in Prenzlau (1989/90) Sarah Grandke - Prenzlau	215
„20 Jahre Fall der Mauer“ – ein Schulprojekt im Spiegel der Presse	227
Das Uckermärkische Archiv von Hans Wendt - eine genealogische Findbuchpublikation des Brandenburgischen Landeshauptarchivs Werner Heegewaldt - Potsdam	228
Nachruf für die verdienstvolle Bodendenkmalpflegerin Ursula Buhrow aus Prenzlau Matthias Schulz - Prenzlau	237
Nachruf für die verdienstvolle Historikerin und Archivwissenschaftlerin Dr. Lieselott Enders Matthias Schulz - Prenzlau	239
<i>Vereinsnachrichten</i>	
Tätigkeitsbericht für das Geschäftsjahr 2008 Jürgen Theil – Prenzlau	241
Bibliotheksbericht für das Geschäftsjahr 2007 Frank Wieland – Prenzlau	245
Mitgliederbewegung für das Geschäftsjahr 2008 Reinhard Timm - Prenzlau	249

Vorwort

Der Uckermärkische Geschichtsverein zu Prenzlau, der in diesem Jahr sein 20jähriges Jubiläum feiert, findet seine Aufgabe in der Erforschung und Vermittlung der regionalen und lokalen Geschichte einer der großen historischen Teillandschaften der Mark, der Provinz und des heutigen Landes Brandenburg. Mit seinen jährlich erscheinenden „Mitteilungen“ bietet er Autoren aus der eigenen Region die Möglichkeit, ihre Forschungsergebnisse einer breiten Öffentlichkeit bekanntzumachen, und auswärtigen Fachhistorikern die Gelegenheit, einen Einblick in die Forschungsergebnisse verschiedener historischer Disziplinen und damit in die Gesamtheit der Geschichte des Raumes zu gewinnen. Sie leisten einerseits einen wesentlichen Beitrag zur Informierung der Uckermärker über die Geschichte ihrer näheren Umgebung und damit auch zur Bindung an ihre engere Heimat. Sie sind andererseits am Bau des Fundamentes beteiligt, auf dem die Erforschung der Geschichte größerer Räume weiterbauen kann, vor allem der Geschichte Brandenburgs, für die als Periodikum das von der landesgeschichtlichen Vereinigung für die Mark Brandenburg in Berlin herausgegebene Jahrbuch für brandenburgische Landesgeschichte zuständig ist, und für die Geschichte der Germania Slavica, d. h. der heutigen und der historischen deutschen Länder mit einer auch slawischen Vergangenheit, die das von der Historischen Kommission zu Berlin herausgegebene Jahrbuch für die Geschichte Mittel- und Ostdeutschlands im Blick hat. Dieser Beitrag ist auch deswegen von Bedeutung, weil die Landesgeschichte an den Berliner Universitäten infolge der Einsparungen der letzten Jahre an Gewicht verloren hat. Es ist all denen zu danken, die sich im Uckermärkischen Geschichtsverein engagieren und die an den „Mitteilungen“ mitarbeiten.



Die Uckermark lag im Mittelalter zwischen dem Kernraum der Mittelmark um Berlin und dem Odermündungsraum mit Stettin, ihre Hauptstadt Prenzlau vermittelte die Verbindung zwischen diesen Räumen. Die neue Grenze hat 1945 diese Verbindung zerrissen, die heute am Rand des Landes Brandenburg und der Bundesrepublik Deutschland liegende Uckermark ist in eine periphere Lage gerückt, die sie jedoch durch die Öffnung der Europäischen Union mit der seit 2004 bestehenden Mitgliedschaft Polens überwinden kann. Damit ergeben sich neue Chancen auch für die Entwicklung der Uckermark.

Der Uckermärkische Geschichtsverein kann die Verbindung Brandenburgs mit dem historischen nördlichen Nachbarland Pommern stärken helfen, das seit 1945 zwischen Polen und Deutschland geteilt ist. Mit der eingeleiteten Zusammenarbeit mit der Gesellschaft für pommersche Geschichte, Altertumskunde und Kunst, die die gesamte pommersche Geschichte im Blick hat und Verbindungen auch zum polnischen Nachbarn unterhält, wird ein wichtiger Schritt in diese Richtung unternommen.

Ich wünsche dem Uckermärkischen Geschichtsverein für seine Arbeit auch weiterhin viel Erfolg.

Prof. Dr. Winfried Schich

Universitätsprofessor a. D. für Landesgeschichte an der Humboldt-Universität zu Berlin

Die vergessenen Grabungen von Prenzlau

Matthias Schulz

Prenzlau ist eine der wenigen Städte, in denen nicht nur recht früh, sondern auch verhältnismäßig kontinuierlich archäologische Untersuchungen erfolgten. Dem Zeichnerlehrling Klaus Raddatz, später Archäologieprofessor in Göttingen, gebührt die Ehre, den Reigen der Grabungsleiter anzuführen, die ihre Untersuchungen mit wissenschaftlicher Fragestellung betrieben haben. Im Jahre 1934 beobachtete er die Verlegung von Abwasser- und Regenwasserleitungen in der Neustadt (Raddatz 1934). Der Heimatforscher Alfred Hinrichs erfasste unter schwierigen Bedingungen etliche Befunde im Zuge des Wiederaufbaus Prenzlaus in den 1950-er Jahren (Hinrichs 1952, 1953, 1954, 1959). Nun brauchte es fast 20 Jahre, bis mit Gerhard Kohn, Museologe am Museum Prenzlau, von 1981 bis 1984 wieder etwas umfangreichere Ausgrabungen im Stadtkern erfolgten (Kohn 1981, 1982, 1983, 1985). Er war es auch, der 1984 in einer größeren archäologischen Ausstellung zur 750-Jahrfeier die Ergebnisse der Stadtkernarchäologie der Öffentlichkeit vorstellte. Im Mittelpunkt standen die Ausgrabungsergebnisse, die unter seiner Leitung im Zuge der Stadtkernbebauung zum 750. Geburtstag Prenzlaus erfolgen konnten.

An dieser Stelle endet für fast jeden die DDR-Archäologie in Prenzlau. Nach der „Wende“ stellten diverse Flächengrabungen die bisherigen Untersuchungsergebnisse schnell in den Schatten. Aber die Partei- und Staatsführung der DDR „gönnte“ Prenzlau zum „40. Jahrestag der Republik“ ein vollständig bebautes Stadtzentrum. Niemand ahnte, dass es der letzte Geburtstag dieser Republik sein wird und kaum jemand weiß, dass die zahlreichen Baumaßnahmen so intensiv wie nie zuvor archäologisch begleitet wurden.

Die Prenzlauer Museumsdirektorin Dr. Annegret Lindow regte an, dass Dirk Schumann von 1987 bis Anfang 1989 im Rahmen einer Nebentätigkeit die umfangreichen Neubauvorhaben im Zentrum der

Prenzlauer Altstadt betreuen solle¹. Herr Schumann diente zuvor in der Vermessungseinheit der NVA in Prenzlau und hatte aufgrund seines Interesses an Archäologie und Baugeschichte den Kontakt zum Museum gesucht. Insgesamt dokumentierte er 14 Baumaßnahmen (davon sieben große Baugruben für „Plattenbauten“) weitgehend allein. Aufgrund seines Studienbeginns und der „Wende“ gerieten diese Untersuchungen in Vergessenheit, die Funde fristeten im Museum ein eher unrühmliches Dasein, die für damalige Verhältnisse umfangreichen Dokumentationen harrten beim Ausgräber auf ihre Aufarbeitung. Von 1996 bis 2006 gelang es dem Verfasser mit Unterstützung des Ausgräbers, der Ländlichen Arbeitsförderung Prenzlau und dem Deutschen Archäologischen Institut, die Untersuchungsergebnisse ausführlich auszuwerten (Schulz / Schumann 2006, 2007). Heute liegen die Funde wohl sortiert, gewaschen und beschriftet im Museum Prenzlau. Die zahlreichen bei Wind und Wetter unter teils enormen Zeitdruck angefertigten Befundzeichnungen, insgesamt 704 laufende Profilmeter und 186 m² Baugrubensohle, wurden sauber umgezeichnet und in moderne Katasterkarten eingemessen. Anschließend wurden ausführliche Ausgrabungsberichte verfasst, jeweils ein Exemplar erhielten das Prenzlauer Museum und der Ausgräber, drei die Denkmalbehörden (Prenzlau, Frankfurt/Oder, Wünsdorf).

Herr Schumann barg aus etlichen Fundschichten Holzkohlestücke. Dr. Karl-Uwe Heußner, Dendrochronologe am Deutschen Archäologischen Institut, übernahm dankenswerterweise die Altersanalyse von fast 100 Holzkohlestücken, die mehr als 10 Jahresringe hatten. Aus 39 Befunden wählte er Stücke aus, die für eine Altersbestimmung in Frage kommen könnten, bei vier Proben konnte er das Alter des Holzes ermitteln. Trotz dieses statistisch sehr schlechten Ergebnisses war es überraschend, dass überhaupt eine Datierung möglich war. Die quellenkritisch nur bedingt nutzbaren Daten stammen aus dem 13. Jh. und passen sehr gut zu den jeweiligen Keramikfunden und den Befundsituationen.

Der historische Wert der Ausgrabungen von 1987/88 erschließt sich bereits aus ihrer Lage in der Stadt (Abb. 1). Allein sechs große Baugruben konzentrieren sich im Zentrum der Altstadt, was umfangreiche Infor-

¹ Dirk Schumann ist heute freiberuflicher Bauforscher und durch zahlreiche Arbeiten besonders zum mittelalterlichen Backsteinbau bekannt.

mationen zur frühen Stadtgeschichte erwarten lässt. Bis 2006 stellten sie zudem fast die einzigen exakt vermessenen und schichtgenau untersuchten archäologischen Detailinformationen aus dem direkten Umfeld des Marktplatzes und der Marienkirche dar².



Abb. 1: Lage der archäologischen Untersuchungen in Prenzlau 1987/88.

Im Folgenden sollen einige der wichtigsten Befunde kurz vorgestellt werden.

Auf dem Marktplatz galt das Hauptaugenmerk natürlich dem Rathauskeller, der entgegen den Abstimmungen mit dem Denkmalamt bis auf Teile der Südwand weitgehend zerstört wurde (Schulz / Schumann 2007).

Trotz ungünstiger Rahmenbedingungen gelang es, im Rathauskeller vier Fußbodenhorizonte nachzuweisen (Abb. 2, links, I – IV) und diese bekannten Umbauphasen zuzuweisen. Bauhistorische Details z.B. über Gewölbeansätze (Abb. 2, rechts) oder Umbauphasen (Abb. 2 links, oben, das jüngere Fundament „16“ stört die ältere Kellerwand „19“) runden das Bild ab.

² Neben einzelnen Befunden von Hinrichs und Kohn sind hier insbesondere die Ausgrabungen in der Marienkirche im Jahre 1959 zu nennen (Fait 1959/60).

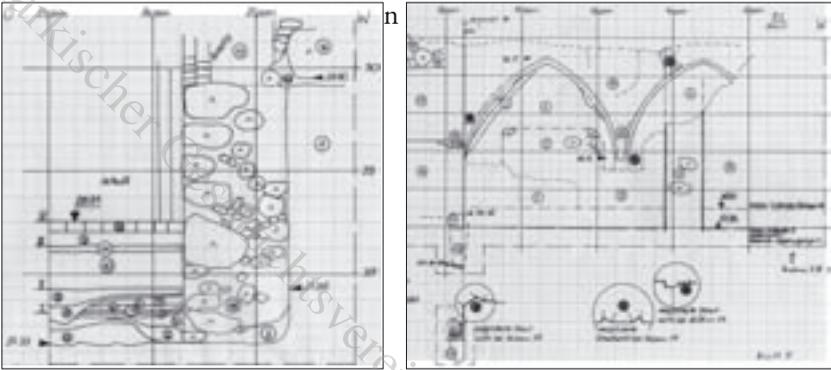


Abb. 2: Fußbodenschichten im westlichen Rathauskeller und Südwand des Kellers mit Gewölbeansätzen (Profil 1, Details; Schumann 1987, Umzeichnung Richter 1997, aus: Schulz / Schumann, Fpl. 182, 2007).

Nur elf Meter östlich des Rathauses (17 m östlich des Rathauses das als Vorgängerbau im 13. Jh. errichtet worden war), trat überraschend ein kleiner Holzkeller auf. Mehrere größere Gruben mit zahlreichen Eisenschlacken dicht östlich des Kellers belegen, dass der neuzeitliche Obermarkt in der Anfangszeit der Stadt bebaut war und sehr intensiv von Eisenschmiedern genutzt wurde. Im

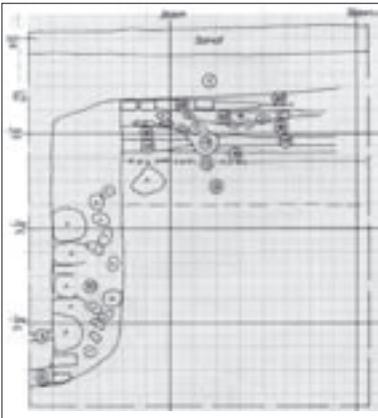


Abb. 3: schotterbefestigte erste Marktoberfläche (Schicht 13), gestört durch einen Keller des späten 17./18. Jh. (Befund 10) Profil 13; Schumann 1987, Umzeichnung Richter 1997, aus: Schulz / Schumann, Fpl. 182, 2007.

14. Jh., vermutlich mit dem Anbau der Gerichtslaube an das Rathaus, verschwanden die Gebäude und die Schmiede. Möglicherweise ging der Eisenbedarf in dieser Zeit deutlich zurück, da die meisten großen Bauvorhaben (Rathaus, Kirchen, Klöster, Stadtmauer) abgeschlossen waren.

Punktuell konnte die erste Marktoberfläche aus der Mitte des 13. Jh. nachgewiesen werden. Man hatte die Humusschicht entfernt und diese durch eine dünne Schicht aus Grobkies ersetzt (Abb. 3, Schicht 13). An einigen Stellen war die erste Marktschicht nicht befestigt, was auf

eine feste Einteilung in Verkaufs- und Verkehrsflächen schließen lässt. Für eine Rekonstruktion der ersten Marktgliederung reichen die wenigen Befunde nicht aus.

Vermutlich aus einer Bude an der Westseite des seit dem 14. Jh. etwa 81 m langen Rathauses stammt ein Stück Produktionsabfall eines Perlenmachers. Ob hier, nur 50 m östlich der Marienkirche, Rosenkränze hergestellt und zum Verkauf angeboten wurden, kann allerdings nur vermutet werden.

Von der großen Baugrube direkt südlich der Marienkirche konnte lediglich das östliche Ende knapp dokumentiert werden. Wichtigster Befund ist an der heutigen Ecke Marktberg / Heinrich-Heine-Straße (Grüne Apotheke) ein großer Feldsteinkeller, der vermutlich im 14. Jh. als Verkaufskeller errichtet und bis 1945 genutzt wurde. Derartige Keller zeugen von Wohlstand und sind fast ausschließlich in „bester Lage“ zu finden. Einen ähnlichen Keller entdeckte man beim Bau der Stadtparkasse in der Steinstraße (Schwarz 1942, S. 114, 115), er wird bis heute genutzt.

Von den Hauptgebäuden südlich des Marktes konnte nichts dokumentiert werden (Schulz / Schumann, Fpl. 180, 2006). Die moderne Bebauung ragt im Osten deutlich in den Straßenbereich bis 1945 hinein. Unter der südlichen Fahrbahn, direkt nördlich des Eckgebäudes Markt / Steinstraße

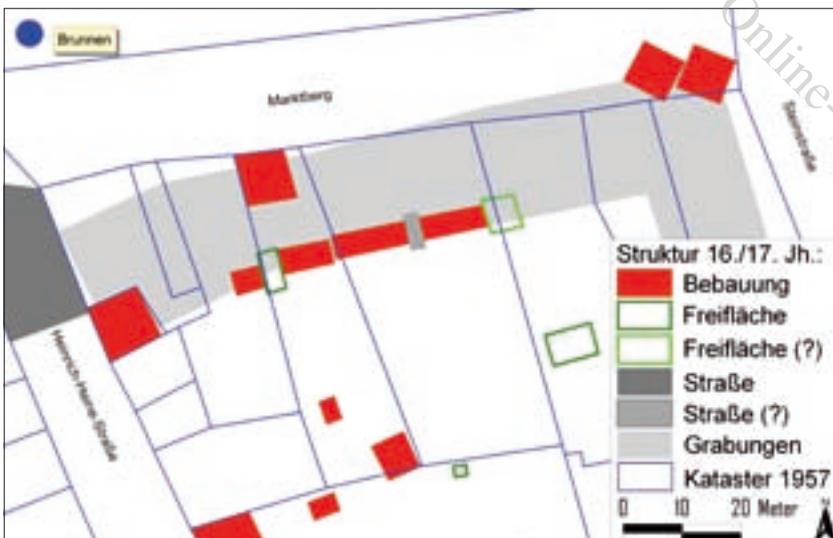


Abb. 4: Die Grabungsfläche südlich des Markplatzes.

wurde ein Holzkeller des 14./15. Jh. und ein möglicher weiterer Holzkeller des 15./16. Jh. angeschnitten. Ob die gesamte mittelalterliche Häuserzeile etwa acht Meter nördlich der Häuser bis 1945 lag, oder ob nur das mittelalterliche bis frühneuzeitliche Eckgebäude deutlich nach Norden vorsprang, kann mangels Informationen nicht gesagt werden (Abb. 4). Interessant ist der Nachweis einer Reihe qualitativ hochwertiger Hofgebäude. Die nur etwa 4,50 m breiten Gebäude waren fast so lang, wie die Grundstücke breit waren³. Die komplett mit Kellern aus Feld- und Ziegelsteinen unterkellerten Hofgebäude entstanden nach dem Stadtbrand von 1483. Der westlichste der vier Keller hatte einen Holzkeller des 13./14. Jh. als Vorgängerbau, was eine seit der Erstbebauung im 13. Jh. bestehende Zeile von Hofgebäuden vermuten lässt. Die Keller des 15./16.



Abb. 5: Archäologische Befunde von 1987/88 beiderseits der Vincentstraße.

Jh. konnten über steinerne Treppen von Süden her, also vom hinteren Grundstücksbereich aus, betreten werden. Vermutlich dienten sie als Vorratskeller für die in den Gärten produzierten Lebensmittel. Zwischen den Hofgebäuden führten schmale Wege in den Gartenbereich. Im

³ Das sehr breite Grundstück in der Mitte von Abb. 4 wurde erst im 19. Jh. aus den historischen Hausgrundstücken „Am Markt“ 470 und 471 gebildet.

Hausbuch des Advokaten Moritz Butelius, der 1614 nach Prenzlau zog und dort im Alter von 44 Jahren 1632 verstarb (Schwartz 1936, S. 143, 184), wird eine entsprechende Aufteilung seines Grundstückes beschrieben. Der mit einem Bretterzaun zum Nachbarn hin abgeteilte Garten lag hinter dem Hofgebäude, in dem sich das Studierzimmer des Anwalts befand (ebenda, S. 181).

Besonders zahlreiche Informationen konnten beiderseits der Vincentstraße gewonnen werden (Abb. 5). Auf der Nordseite beschränkte sich die Grabung hauptsächlich auf die Baugrubenprofile (Schulz / Schumann, Fpl. 194, 2006), auf der Südseite dagegen war auch eine Untersuchung der Baugrubensohle möglich (dies., Fpl. 183, 2006). Das Besondere ist hier, dass man das Westende der Vincentstraße nach 1945 um 25 m nach Süden verlegt hat, um einen durchgehenden Straßenverlauf mit dem Marktberg zu erreichen. Der Wohnblock an der Nordseite der Straße liegt daher teilweise im ehemaligen Straßenbereich, dafür verläuft die heutige Vincentstraße teilweise über Hausgrundstücke bis 1945.

Im südlichen Baugrubenprofil für den Wohnblock an der Nordseite der Straße zeichneten sich hauptsächlich Straßenschichten ab. Die heutige Vincentstraße wurde ähnlich wie der Marktplatz um 1250 planmäßig angelegt. Man entfernte den Humusboden vom Fahrbahnbereich und

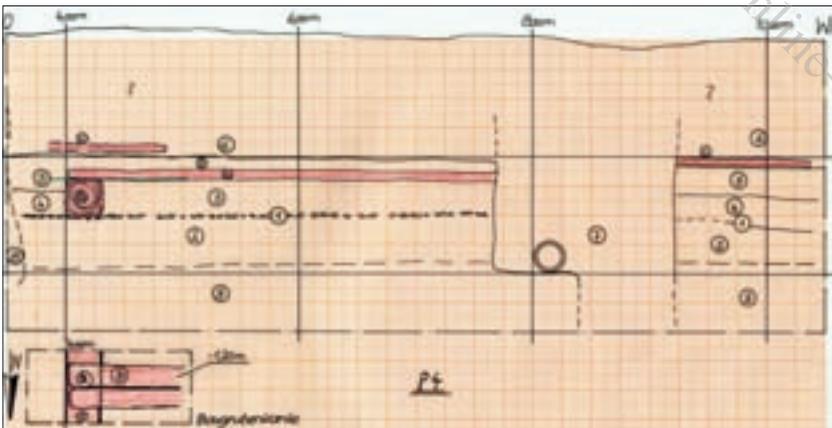


Abb. 6: Mittelalterlicher hölzerner Triff für Fußgänger in der heutigen Vincentstraße, durch moderne Leitungen (7) gestört (Schicht 1: erste Straßenbefestigung aus Grobkies, Mitte 13. Jh.) Profil 4; Schumann 1987, Umzeichnung Richter 1997, aus: Schulz / Schumann, Fpl. 194, 2006.

ersetzte ihn durch Grobkies (Abb. 6). Um den Fußgängern den Übergang über die bei Regen vermutlich sehr schmutzige Straße zu erleichtern, baute man ein flaches hölzernes Podest aus Kanthölzern und längs zur Straße liegenden Bohlen (Abb. 6).

Ein für die Grundstücksgeschichte interessanter Befund gelang im nördlichen Baugrubenprofil. Dort wurde ein bereits verfüllter 8,40 m breiten Holzkeller aus der Mitte des 13. Jh. wurde nicht lange nach dem Stadtbrand von 1483 teilweise mit einem 3,75 m breiten Steinkeller überbaut (Abb. 7). Bis 1945 verlief die Grundstücksgrenze direkt an der Westwand des Steinkellers, also mitten durch den Holzkeller. Möglicherweise wurden spätestens nach 1483 die großen ursprünglichen Grundstücke in mehrere kleine geteilt. Der Grund könnte in der schwindenden Wirtschaftskraft Prenzlau im ausgehenden Mittelalter gelegen haben. Nicht auszuschließen sind auch persönliche Gründe der Grundstückseigner, z.B. Erbteilung oder finanzielle Probleme.

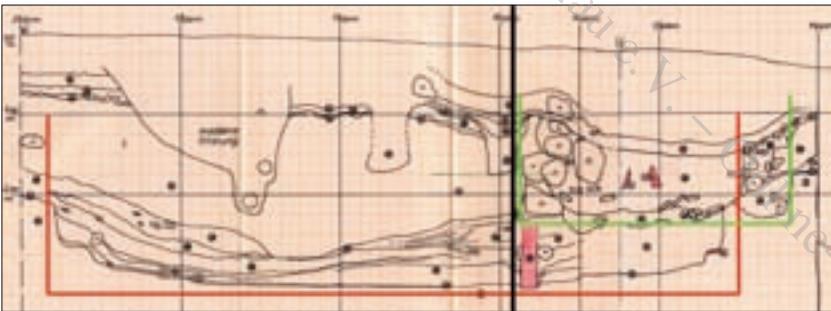


Abb. 7: Grenzverschiebung im Inneren des Quartiers nördlich der Vincentstraße: rot: Holzkeller Mitte 13. Jh.; grün: Steinkeller Ende 15. Jh.; dick schwarz: Grundstücksgrenze bis 1945 (Profil 8; Schumann 1987, Umzeichnung Richter 1997, aus: Schulz / Schumann, Fpl. 194, 2006).

Der Wohnblock an der Südseite der Vincentstraße liegt überwiegend im hinteren Bereich der Grundstücke bis 1945.

Im südlichen Teil der Baugrube stellte der Ausgräber diverse Auffüllschichten fest, die auf eine tiefe Senke direkt südlich der Baugrube schließen lassen (Schulz / Schumann, Fpl. 183 Profile 16 und 17, 2006). Bei dieser Senke könnte es sich um den „Pfaffenteich“ handeln, der der heutigen südlichen Baustraße ihren ursprünglichen Namen „Papendiek“ gab. Bei der Errich-

Uckermark
Schlesien
Prenzlauer
Lesesaa

tion des Wohnblocks gegenüber dem Amtsgericht wurden moorige Schichten beobachtet, die auf ein kleines Gewässer hindeuten⁴.

Interessant ist der Nachweis von slawischer Keramik des 13. Jh. in einer rundlichen Vorratsgrube (Schulz / Schumann, Fpl. 183 Profil 12 Befunde 5 – 14, 2006). Unweit neben dieser Grube verweisen drei quadratische Vorratsgruben auf Gebäudestandorte des 13. Jh. (ebenda, Profile 10, 12, 18). Derartige Gruben werden im Allgemeinen als kleine Vorratskeller gedeutet, die im Sommer kühl und im Winter frostfrei waren. Die eckige Form verweist auf eine ab dem 13. Jh. moderne Bauform, die runde dagegen auf ältere slawische Bautraditionen. Archäologische Objekte sind nur stark eingeschränkt für ethnische Zuweisungen geeignet. Trotzdem muss man derartige Beobachtungen berücksichtigen, wenn man sich mit der Frage beschäftigt, ob eher Slawen oder eher eingewanderte Deutsche die Stadt Prenzlau aufgebaut haben. In den letzten Jahren hat die Diskussion um den Grad der slawischen Beteiligung am Landesausbau im 13. Jh. insbesondere aus der Archäologie interessante neue Denkanstöße erhalten. Gerade in der nördlichen Uckermark, die „erst“ 1250 zu Brandenburg kam, scheint man über die Zahl der aus dem Westen eingewanderten Personen neu nachdenken zu müssen. Klarheit können hier vermutlich nur moderne Untersuchungen von Spurenelementen in menschlichen Skeletten bringen. Diese können Auskunft darüber geben, wo ein Mensch aufgewachsen ist. Archäologische oder schriftliche Quellen erlauben in der Regel nicht zwischen familiärer Abstammung und Herkunft der Alltagskultur zu unterscheiden. Die verwandtschaftlichen Beziehungen zwischen den Slawen des 11./12. Jh. und den Städtern des 13./14. Jh. würden sich vermutlich durch genetische Reihenuntersuchungen entsprechender Gräber klären lassen.

Trotz der relativ zahlreichen Befunde gehört die Untersuchung westlich der Marienkirche (Abb. 8) zu den aus heutiger Sicht unerfreulichsten (Schulz / Schumann, Fpl. 145, 2006).

Neben fünf slawischen Hausstandorten des späten 12. / frühen 13. Jh. konnten zwei aus dem 13./14. Jh. festgestellt werden. Nicht näher untersuchte „mächtige Kultur- und Planierschichten“ lassen vermuten, dass man hier bei entsprechender Sorgfalt den auch heute kaum bekannten

⁴ Für diese Information bin ich Herrn Dipl.-Ing. Oswald Werder, Prenzlau, sehr zu Dank verpflichtet.

Übergang von der slawischen Siedlung Prenzlau zur deutschrechtlichen Stadt hätte erforschen können. Dies lag nicht an der Einsatzbereitschaft von Herrn Schumann oder Herrn Jaitner vom Museum Prenzlau, die hier so gut es ging zahlreiche Befunde des 11. bis 18. Jh. dokumentiert haben.



Abb. 8: archäologische Befunde von 1987/88 westlich der Marienkirche.

Am südlichen Ende einer Fernwärmetrasse vom Thomas-Münzer-Platz bis zur Marienkirchstraße (Schulz / Schumann, Fernwärmeleitung Profil 9, 2006) wurden unter der heutigen Marienkirchstraße die Fundamente der 1704 erweiterten und 1841 abgerissenen Marienkirchschule (Abb. 8) erfasst (Arnoldt 1883, S. 33, 34) (Schwartz 1957, S. 194). Die vom 16. bis 19. Jh. sehr schmale Straße war im Mittelalter mindestens so breit wie heute. Die sich daraus ableitende einstige verkehrstechnisch wichtige Bedeutung der Straße könnte darauf zurückzuführen sein, dass hier die direkte Verbindung vom Marktplatz zum Hafen am Uckerfluss verlief.

In einem Graben für Abwasser- und Regenwasserleitungen in der Fischerstraße wurden hauptsächlich mittelalterliche bis moderne Auffüll- und Straßenschichten beobachtet (Schulz / Schumann, Fpl. 179, 2006).

Etwa 25 m von der Einmündung in die Neustadt-Straße entfernt wurde am westlichen Straßenrand ein ungewöhnlicher Befund teilweise freigelegt. Es handelt sich um die Südostecke eines mittelalterlichen Gebäudes aus sorgfältig gearbeiteten Feldsteinquadern (Abb. 9). Das Fundament aus unbearbeiteten Steinen springt hier etwas hervor, war aber der Höhe der untersten Geländeoberfläche nach zu urteilen nicht sichtbar (Abb. 9, Schicht 4).

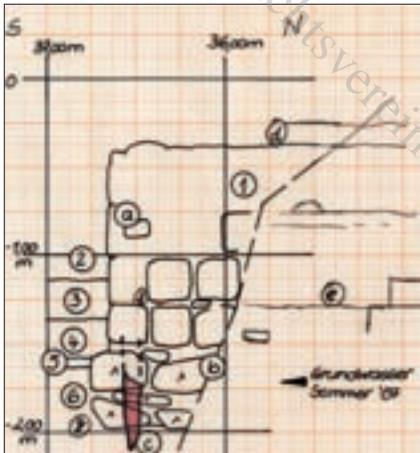


Abb. 9: Granitquaderbau in der Fischerstraße, Schicht 4: Geländeoberfläche im 13. Jh. (Profil 3; Schumann 1987, Umzeichnung Richter 1997; aus: Schulz / Schumann, Fpl. 179, 2006).

und Stadttore aus der 2. Hälfte des 13. Jh. ziehen. Gegen eine Kirche spricht der fehlende, sorgfältig als Fundament zur aufgehenden Wand.

Schon 1877 berichtete Pfarrer Kanzow über einen Bohlenweg („Heerstraße“), der immer wieder „mannstief“ unter den südlichen Hofgebäuden der Prenzlauer Neustadt angetroffen wurde (Kanzow 1885, S. 4). 1959 legte man vermutlich ein Teil dieses Bohlenweges beim Bau der Brücke nahe der Schleusenstraße für den umverlegten Priestergraben (Hinrichs 1959) und 1963 beim Bau eines Trafosgebäudes auf dem Brauereigelände am Kettenhaus frei (Hinrichs, Fundmeldung vom 17.04.1966. Archäologisches Ortsarchiv Landkreis Uckermark). Erst 1996 konnten Holz-

Die genaue Größe des Gebäudes ließ sich damals leider nicht ermitteln. Der vermutlich rechteckige Bau maß West – Ost etwa 10 m, Nord – Süd nur etwa 7,5 bis 8 m. Im Leitungsgrabenprofil zeichnete sich unmittelbar nördlich des Steingebäudes eine etwa 4,0 m breite mittelalterliche Straße ab, die quer zur heutigen Fischerstraße verlief und spätestens im 16. Jh. nicht mehr genutzt wurde.

Die Deutung des Granitquaderbaus ist umstritten. Das vier bis fünf Steinlagen hoch erhaltene massive Mauerwerk spricht gegen ein Privatgebäude. Bauhistorisch lassen sich Parallelen zu Kirchensockel gestaltete Übergang vom

proben von diesem Weg, diesmal nahe der Einmündung der Straße „An der Binnenmühle“ in 2 m Tiefe freigelegt, auf 1249/50 datiert werden (Brettschneider 1997). Fasst man die spärlichen Straßenbefunde zusammen, muss die heutige Neustadt-Straße im Mittelalter im Bereich zwischen dem Kettenhaus und der Stadtmauer bis zu 20 m weiter südlich verlaufen sein.

Es spricht einiges dafür, den Granitquaderbau als Vorgängerbau vom Mitteltor zu deuten. Der Bohlenweg würde direkt nördlich daran vorbeiführen, bei der Fischerstraße könnte es sich dann ursprünglich um einen inneren Weg an einer Stadtbefestigung zum Uckersee hin handeln. Diese Stadtbefestigung würde das einstige offene Hafengelände am Ravit und die nach der Stadtrechtsverleihung 1234 am Mittelgraben errichteten Mühlen (Schwartz 1923, S. 50) voneinander abgrenzen.

Diese Theorie kombiniert die derzeitigen archäologischen Informationen auf einfache Art und Weise zu einem logischen Ganzen. Für ihre Bestätigung fehlen moderne vergleichende bauhistorische Untersuchungen des Granitquaderbaus und des Mitteltorturmes, weitere Nachweise des Bohlenweges und der Nachweis einer Befestigung (Mauer / Palisade) nördlich und südlich des vermeintlichen Tores. Es bleibt nur zu hoffen, dass neue archäologische Untersuchungen etwas mehr Licht in die im Detail noch weitgehend unbekannt Geschichte der Neustadt bringen.

Die im Rahmen der Dissertation des Unterzeichners vorgenommene Aufarbeitung und Auswertung der Untersuchungen von Dirk Schumann hatten das Ziel, die bis 2006 einzigen detaillierten Befundaufnahmen aus dem direkten Stadtzentrum in einen „zitierbaren“ und würdigen Zustand zu versetzen.

Aus den bei 14 Untersuchungen dokumentierten 704 Profilmeter und 186 m² Flächenaufnahmen ließen sich insgesamt 441 archäologische Befunde herausarbeiten. Die hier nur beispielhaft vorgestellten Grabungsergebnisse erlauben einen zu Beginn der Aufarbeitung nicht vermuteten tiefen Einblick in die Prenzlauer Stadtgeschichte, der ohne die Arbeit von Herrn Schumann nie mehr möglich wäre.

Literatur:

- Arnold, Geschichte des Gymnasiums zu Prenzlau von 1543 - 1893. Prenzlau 1893
- Brettschneider, D., Regenwasserleitung in der Straße Neustädter Damm in Prenzlau. Grabungsbericht UCK-1996-210 aus 1997 (unveröffentlicht)
- Fait, Joachim, Die erste Marienkirche in Prenzlau. In: Wiss. Zeitschr. Univ. Greifswald 9 (1959/60), S. 399 - 421
- Hinrichs, Alfred, Bericht über eine Freilegung größerer Mengen von menschlichen Knochen. (direkt südlich St. Marien) vom 24.03.1952
- Hinrichs, Alfred, Bericht über eine Freilegung menschlicher Skelettteile auf dem Grundstück Prenzlau, Leninstraße 308 / 11. vom 23.05.1953
- Hinrichs, Alfred, Erläuterungen zum Aprilbericht über den Neubau der Priestergrabenbrücke. Vom 27.04.1959 (unveröffentlicht)
- Hinrichs, Alfred, Marienkirchstraße, historische Funde bei den Fundamentierungsarbeiten der neuen Wohnhausbauten. Bericht vom August 1954 (unveröffentlicht)
- Hinrichs, Alfred, Auffindung einer Friedhofstelle an der Ecke Brüderstraße - Straße der Jugend. Bericht vom November 1954 (unveröffentlicht)
- Hinrichs, Alfred, Erläuterungen zum Aprilbericht über den Neubau der Priestergrabenbrücke. Vom 27.04.1959 (unveröffentlicht)
- Kanzow, Pfarrer an St. Sabinen, Prenzlau in alter Zeit, Vortrag gehalten am 7. Februar 1877. 2. Auflage Prenzlau 1885
- Kohn, Gerhard, Slawische und frühdeutsche Funde aus der Alt- und Neustadt von Prenzlau. In: Mitt. Bezfachausschuß Ur- u. Frühgesch. Neubrandenburg Bd. 28, 1981, S. 61 - 73
- Kohn, Gerhard, Eine Fundstelle mit Abfällen einer Hirschgeweih verarbeitenden Werkstatt in der Altstadt von Prenzlau. In: Mitt. Bezfachausschuß Ur- u. Frühgesch. Neubrandenburg Bd. 29, 1982, S. 53 - 60
- Kohn, Gerhard, Bericht über die Auffindung von drei mittelalterlichen Kleinmünzen im Baugelände auf dem Schulhof der Lindenschule/Prenzlau. vom 19.08.1982 (unveröffentlicht)
- Kohn, Gerhard, Bericht über die Notbergung im Stadtkern von Prenzlau 1983 (zwischen Markt und Kino). vom Dezember 1983 (unveröffentlicht)
- Kohn, Gerhard, Jungslawische Gruben mit Hinweisen auf Kammproduktion aus dem Stadtkern von Prenzlau. In: Ausgr. u. Funde Bd. 30, 1985, S. 128 - 136
- Raddatz, Klaus, Wichtige Neuerwerbungen des Uckermärkischen Museums zu Prenzlau im Jahre 1934. In: Jahn, Martin (Hrsg.), Nachrichtenblatt für Deutsche Vorzeit. 10. Jahrgang 1934, S. 235, 236
- Raddatz, Klaus, Bericht über Funde bei der Kanalisation der Neustadt in Prenzlau. Grabungsbericht zu Fpl. 12 und 13 aus 1934 (unveröffentlicht)
- Schulz, Matthias / Schumann, Dirk, Baubegleitende archäologische Untersuchungen 1987 im Zuge der Neubebauung an der südlichen Klosterstraße (westlich von St. Marien), Prenzlau Fpl. 145. Abschlußbericht vom 31.12.2006 (unveröffentlicht)

- Schulz, Matthias / Schumann, Dirk, Baubegleitende archäologische Untersuchungen 1988 in der Fischerstraße, Prenzlau Fpl. 179. Abschlußbericht vom 31.12.2006 (unveröffentlicht)
- Schulz, Matthias / Schumann, Dirk, Baubegleitende archäologische Untersuchungen 1987/88 im Zuge der Neubebauung auf der Südseite des Marktberges, südlich des Marktplatzes, Prenzlau Fpl. 180. Abschlußbericht vom 31.12.2006 (unveröffentlicht)
- Schulz, Matthias / Schumann, Dirk, Baubegleitende archäologische Untersuchungen 1988 im Zuge der Neubebauung an der Südseite des Marktberges, südlich St. Marien, Prenzlau Fpl. 181. Abschlußbericht vom 31.12.2006 (unveröffentlicht)
- Schulz, Matthias / Schumann, Dirk, Baubegleitende archäologische Untersuchungen 1988 im Zuge der Neubebauung auf der Südseite der Vincentstraße, Prenzlau Fpl. 183. Abschlußbericht vom 31.12.2006 (unveröffentlicht)
- Schulz, Matthias / Schumann, Dirk, Baubegleitende archäologische Untersuchungen 1988 im Zuge der Neubebauung auf der Nordseite der Vincentstraße, Prenzlau Fpl. 194. Abschlußbericht vom 31.12.2006 (unveröffentlicht)
- Schulz, Matthias / Schumann, Dirk, Baubegleitende archäologische Untersuchung 1987 im Rahmen der Verlegung einer Fernwärmeleitung in Prenzlau, Am Durchbruch und in der Klosterstraße. Abschlußbericht vom 31.12.2006 (unveröffentlicht)
- Schulz, Matthias / Schumann, Dirk, Baubegleitende archäologische Untersuchungen 1989 im Zuge der Verlegung einer Gasleitung in der Prenzlauer Neustadt. Abschlußbericht vom 31.12.2006 (unveröffentlicht)
- Schulz, Matthias / Schumann, Dirk, Archäologische Untersuchungen 1986 im Zuge des Umbaus der Jakobikirche Prenzlau. Abschlußbericht vom 31.12.2006 (unveröffentlicht)
- Schulz, Matthias / Schumann, Dirk, Baubegleitende archäologische Untersuchungen 1988 im Zuge von Leitungsverlegungen in Prenzlau, Steinstraße / Ecke Vincentstraße. Abschlußbericht vom 31.12.2006 (unveröffentlicht)
- Schulz, Matthias / Schumann, Dirk, Baubegleitende archäologische Untersuchungen 1988 im Zuge der Verlegung einer Trinkwasserleitung auf dem Grundstück der Handwerkskammer Prenzlau, Dr.-Wilhelm-Külz-Straße. Abschlußbericht vom 31.12.2006 (unveröffentlicht)
- Schulz, Matthias / Schumann, Dirk, Baubegleitende archäologische Untersuchungen 1987/88 im Zuge der Neubebauung des Marktes, Prenzlau Fpl. 182. Abschlußbericht vom 31.03.2007 (unveröffentlicht)
- Schwartz, Emil, Das Prenzlauer Mühlenwesen vom Mittelalter bis zur Neuzeit. In: Arbeiten des Uckermärk. Mus- u. Geschver., H. 8, Prenzlau 1923
- Schwartz, Emil, Das Hausbuch des Prenzlauer Advokaten Moritz Butelius. In: Archiv für Sippenforschung 13, 1936, S. 111 – 113, 142 – 145 (Fortsetzung), 181 – 185 (Schluss)
- Schwartz, Emil, Prenzlauer Wohnhäuser in alter Zeit. In: Heimatkalender Kreis Prenzlau, 1942, S. 113 - 122

Einige Grabungsergebnisse aus der Kleinen Friedrichstrasse in Prenzlau

Manfred Roeder, Berlin – Matthias Schulz, Prenzlau

Im Jahre 2007 wurde in Prenzlau die Kleine Friedrichstrasse ausgebaut, dazu gehörten auch die Sanierung der Trinkwasser- und Gasleitungen. Die Lage der Straße im Zentrum Prenzlaus ließ umfangreiche archäologische Funde erwarten, daher begleitete die Grabungsfirma „Archäologischer Service Roeder“, Berlin, die Tiefbauarbeiten.

Die Befunde werden wegen der Anschaulichkeit entsprechend ihrer Lage in der Straße – von der Strasse des Friedens bis zum Ostrand des Kinos (von West nach Ost) vorgestellt – und nicht in chronologischer Reihenfolge.

Nahe der Einmündung in die Straße des Friedens traf man dicht am heutigen südlichen Bordstein zwei mittelalterliche Schichten etwa 25 cm bis 90 cm unter der Straßenoberfläche (1¹). Ganz in der Nähe, vor dem Eingang von Haus Nr. 13, lag in 1 m Tiefe eine nach Süden führende mittelalterliche Hofeinfahrt, die mit kleinen Kieselsteinen befestigt war (2). Über dieser ersten Wegbefestigung lag ein Pflaster aus größeren Steinen, das vermutlich im späten 14. oder 15. Jh. verlegt wurde. Das Ganze wurde durch eine Kulturschicht des 15. Jh., die bis 50 cm unter die heutige Straßenoberfläche reichte, überlagert.

In der Mitte zwischen den Eingängen von Haus Nr. 13 und Nr. 11, am Südrand der heutigen Fahrbahn, lag eine 1,3 m breite Grube mit senkrechten Wänden (3). Die Grube zeichnete sich erst 1,3 m unter der Oberkante des heutigen Bordsteins ab, sie war von einer 40 cm mächtigen mittelalterlichen Schicht abgedeckt. Nur 80 cm weiter östlich folgte eine ähnliche Grube. Obwohl das Gelände hier schon von Natur aus recht hoch liegt, hat man die Geländeoberfläche im Laufe der letzten 750 Jahre um fast einen Meter „aufgewohnt“.

Am Südrand der Fahrbahn, vor dem Eingang Nr. 11, wurden weitere mittelalterliche Befunde aufgedeckt (4). Ungefähr 1,5 m unter der

¹ Die Ziffern beziehen sich auf die Stellen in Abb. 1.

Straßenoberfläche begann eine oben 5,5 m breite Grube mit schräg einziehenden Wänden. Die aus dem 13. oder 14. Jh. stammende Grube wurde von einer mehrphasigen gepflasterten Hofeinfahrt überlagert. Diese Einfahrt lag etwa 12,5 m östlich der oben beschriebenen (2), was die sehr vorsichtige Vermutung erlaubt, dass die Grundstücke im 14./15. Jh. hier etwa 12 m breit waren.

An den historischen Flurstücken auf Abb. 1 ist gut zu erkennen, dass die Kleine Friedrichstraße bis 1945 in einem leichten Bogen verlief, der schon auf dem ältesten Prenzlauer Stadtplan von 1722 deutlich erkennbar ist (Neitmann 2009, S. 103). Etwa Mittig der Straße ragten die Gebäude der Südseite ursprünglich bis in den heutigen Fahrbahnbereich hinein. Aufgrund der maschinellen Enttrümmerung nach 1945 und der Neubebauung ab den 1950er Jahren haben sich von den Fundamenten des späten 17. bis 20. Jh. meist nur wenige schwer zu deutende Teile erhalten. Problematisch waren auch die meist nur geringen Eingriffstiefen beim Straßenbau, da die vermutlich gut erhaltenen tiefer liegenden Mauerteile gar nicht erreicht wurden. Ihre Entdeckung bleibt wohl der nächsten Archäologengeneration vorbehalten. Ein kaum datierbarer Mauerrest aus großformatigen Ziegeln mit Kalkmörtel lag unmittelbar an der Grenze der Parzellen 177 / 209 (5). Weitere Bebauungsreste befanden sich 4 m

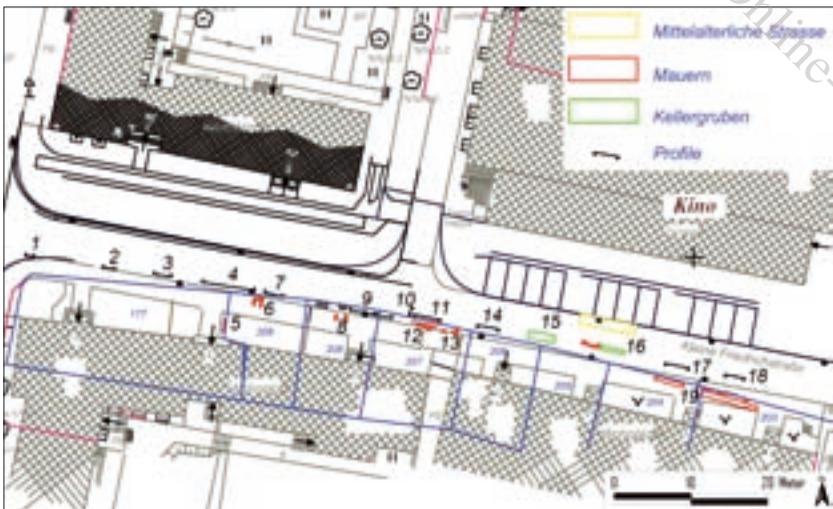


Abb. 1: Übersichtsplan „Kleine Friedrichstraße“ mit Ausgrabungsbefunden.

nordöstlich davon (6). Die Mauern waren ohne erkennbare Baugruben in spätmittelalterliche Schichten eingebettet. Vielleicht handelt es sich um einen ehemaligen Kellerzugang.

Unter dem südlichen Bordstein der heutigen Straße, östlich des Einganges Nr. 11, fand sich ab 1,3 m Tiefe eine oben 1,6 m breite mittelalterliche Grube mit steilen Wänden (7), die von einer 40 cm starken Aufschüttung des späten 17. Jh. überlagert wurde.

Mit zwei parallelen, 70 cm voneinander entfernten Nord-Süd-Mauern mittig in der Parzelle 208 ließ sich hier ein Kellerzugang des 19. Jh. nachweisen (8).

Unter dem heutigen Bordstein vor Eingang Nr. 9 lagen 50 cm unter der Straßenoberfläche zwei insgesamt 80 cm starke mittelalterliche Schichten (9). An der Nordseite der Parzelle 207 waren noch mehrere Mauerteile aus Ziegel- (Westseite) und Natursteinen mit gelblichem Kalkmörtel erhalten, alles Baureste des 18. bis frühen 20. Jh. (12, 13).

Zwei Meter nördlich des Bordsteins wurden hier sechs dünne mittelalterliche Kulturschichten (2 bis 15 cm stark) erfasst (10), die als „Laufhorizonte“ interpretiert werden können. Diese markieren die ehemalige Geländeoberfläche. Vor der Nordost-Ecke von Haus Nr. 9 lagen mindestens drei zeitlich nacheinander fast an derselben Stelle angelegte Gruben (11). Die Tiefe betrug etwa 70 cm, die Breite 1,8 m. Der Grubenboden war zumindest teilweise mit Feldsteinen von bis zu 15 cm Durchmesser ausgelegt. Die maximale Tiefe unter der Straßenoberfläche betrug 1,8 m. Wahrscheinlich handelt es sich um eine mehrfach erneuerte mittelalterliche Kellergrube. Da dieser Keller seit dem späten 17. Jh. im Straßenbereich liegt, muss die heutige Kleine Friedrichstraße im Mittelalter etwas weiter nördlich verlaufen sein. Die mittelalterlichen Gebäude standen hier mindestens 8,5 m nördlicher als heute und mindestens 1,5 m nördlicher als die Gebäude bis 1945. Ab hier in Richtung Friedrichstraße gelang der Nachweis von weiteren fünf mittelalterlichen Hausstandorten im heutigen südlichen Fahrbahnbereich, die alle etwa 3,5 bis 4,0 m breit waren, der Abstand zwischen Ihnen betrug jeweils etwa vier Meter (14, 15, 16, 17, 18). Ein für Prenzlau seltener Hausbefund ist eine Reihe aus Feldsteinen (bei 16), die als Fundament für ein spätmittelalterliches Fachwerkhaus gedient hat. Dieses Fundament lag auf einer mittelalterlichen Kulturschicht des 14./15. Jh., die Keramikstücke und Lederreste enthielt

und möglicherweise eine Freifläche unmittelbar vor einem älteren Gebäude markiert, das nicht archäologisch nachgewiesen ist.

Für die Rekonstruktion der mittelalterlichen Parzellierung sind besonders die Keller (15) und (16) interessant, die bis ins 16./frühe 17. Jh. genutzt wurden. Beide liegen genau vor zwei Parzellengrenzen „bis 1945“ (204/205, 205/206). Obwohl weder mittelalterliche Grundstücksgrenzen noch die genauen Hausgrundrisse festgestellt werden konnten, belegen diese beiden Keller, dass die südliche Häuserfront der heutigen Kleinen Friedrichstraße im 13./14. bis frühen 17. Jh. nicht nur mindestens 1,5 m nördlich der Hausfront „bis 1945“ lag, auch die Parzellenaufteilung muss deutlich anders gewesen sein.

Am Schluss sind noch Teile der Nordwände der gründerzeitlichen Häuser auf den Parzellen 204 und 203 zu erwähnen (19). Möglicherweise steckten teilweise noch spätbarocke Fundamentreste im Mauerwerk des 19. Jh..

Die archäologischen Untersuchungen im Zuge der Sanierung der Kleinen Friedrichstraße brachten relativ viele Befunde aus dem Mittelalter ans Tageslicht. Leider hielten sich die Fundzahlen in bescheidenen Grenzen, daher kann kein klares Bild der Nutzung des Raumes in dieser Zeit gezeichnet werden. Unter den Funden ragt ein hoher, schlanker Tongegenstand in Form eines Pyramidenstumpfes heraus. Das auf vier Seiten verzierte Objekt stand eines Morgens schön gewaschen an der Grabungsgrenze. Leider ist der Entdecker unbekannt, so dass über die Herkunft dieses Lichtstockes (Kerzenhalter, 15./16. Jh.) leider nichts bekannt ist.

Auf etwa 90 m Straßenslänge ließen sich an insgesamt 13 Stellen Belege für Gebäude des 13./14. bis frühen 17. Jh. nachweisen. Da weder Grundstücksgrenzen noch komplette Hausgrundrisse freigelegt wurden kann nicht gesagt werden, ob es sich um 13 schmale Häuser handelt, oder ob jeweils mehrere Befunde zu einem Grundstück gehören. Die Hofeinfahrten (2) und (4) lagen 12,5 m auseinander, die Keller (15) und (16) hatten einen Abstand von etwa 9 Meter (Mitte zu Mitte). Davon ausgehend müssten die Grundstücke ursprünglich 10 bis 12 Meter breit gewesen sein, wenn sie denn überhaupt ähnlich groß waren. Ausgehend von einem spätmittelalterlichen Hausbefund, der 1997 Mittig an der Nordseite der Kleinen Friedrichstraße im Zuge der Verlegung einer Fernwärmeleitung erfasst wurde (Patzschke 1997), war die Straße im

13./14. bis zur Mitte des 17. Jh. mit knapp 7 Meter ähnlich breit wie im 18. bis Mitte 20. Jh., verlief aber etwas nördlicher. Heute ist allein die Fahrbahn 5,50 m breit, die Häuser der Nord- bzw. Südseite stehen etwa 20 Meter auseinander.

Trotz der auf den ersten Blick bescheidenden Ausgrabungsergebnisse liegen erstmals Aussagen zur Erstbebauung an der Nordseite des stadthistorisch wichtigen Quartiers nördlich des Marktes vor. Den wenigen Funden zufolge ist mit einer Bebauung frühestens um die Mitte des 13. Jh. zu rechnen, also erst einige Jahre nach der Stadtrechtsverleihung im Dezember 1234. Dieser Zeitansatz wird von den Ausgrabungsergebnissen im Zuge des Ausbaus der Friedrichstraße bestätigt. Den südlichen, marktnahen Straßenabschnitt bebaute man bereits ab 1235 (Grönwald / Henker 2007, S. 23), der nördliche Abschnitt wurde wohl nicht zuletzt wegen der schlechten Baugrundverhältnisse „erst“ ab 1250 erschlossen (Sommerfeld 2006).

Literatur:

Grönwald, Holger, Henker, Jens, Mittelalterliche Stadtentwicklung und Stadtopographie von Prenzlau – Ergebnisse der archäologischen Untersuchungen 2006. In: Mitteilungen des Uckermärkischen Geschvereins Heft 14, 2007, S. 21 - 34

Neitmann, Klaus, Prenzlau im Zeitalter der Reformation und der Konfessionskämpfe (1500 bis 1648). In: Geschichte der Stadt Prenzlau, Einzelveröffentlichungen der Brandenburgischen Historischen Kommission e.V., Bd. XVI, 2009, S. 98 - 139

Patzschke, Renate, Abschlussbericht Prenzlau, Archäologische Begleitung bei der Verlegung der Heizleitung Kleine Friedrichstraße und Friedrichstraße, Inv.-Nr. 1996:983. vom 21.11.1997 (unveröffentlicht)

Sommerfeld, Kai, Abschlussbericht Prenzlau Ldkr. Uckermark, Grundhafte Sanierung der Friedrichstraße, Baubegleitung, UBO-2005-017. vom 26.02.2006 (unveröffentlicht)

Prenzlau in Pommern – Prenzlau und Pommern. Phasen der Kommunikation und Konfrontation bis zum Ausgang des Mittelalters.*

Heidelore Böcker, Berlin

In der Forschung wird der Mittelpunkt einer Einzelsiedlung, einer Siedlungsbällung oder eines Siedlungsraumes als Zentrum bezeichnet, der unmittelbare Rand eines Zentrums als „Ortsperipherie“, die Randzone eines Gebietes oder Landes als „Landesperipherie“.¹ Rücken wir die Stadt Prenzlau in den Mittelpunkt unserer Betrachtung, so eröffnet sich die Frage nach dem Verhältnis zwischen dem Zentrum im Sinne eines Kernraumes und einem peripheren Raum. Prenzlau war die erste Siedlung im Herzogtum Pommern, die (1234) mit Stadtrecht bewidmet wurde, was weitere Rechte in sich einschloss und nach sich zog. Die Stadt gehörte aber nur bis 1250 zu Pommern, dann zur Mark Brandenburg², war in pommerschem und mecklenburgischem Besitz.

In den folgenden Überlegungen geht es deshalb vor allem um Probleme bei der Stabilisierung bzw. dem Ausbau von Landesherrschaft und um die Frage, inwieweit die mehr oder weniger am Rande der Herrschaften gelegene *civitas* Prenzlau ihrer politischen Funktion gerecht werden konnte bzw. wollte. Die Ausführungen folgen vier Aspekten: Warum hat Pommern die Uckermark verloren? Was hat der Verlust der Uckermark für die pommersche Landesherrschaft bedeutet? Welche städtischen Entwicklungsbedingungen haben die Prenzlauer unter pommerscher Herrschaft kennen gelernt? Welche Erfolge zeigte die herzogliche Städtepolitik

* Überarbeiteter und mit Fußnoten versehener Vortrag, gehalten im Auftrag der Gesellschaft für pommersche Geschichte, Altertumskunde und Kunst e. V., während einer Tagung zum 775jährigen Stadtjubiläum Prenzlau in Prenzlau am 13. Juni 2009.

¹ Winfried Schich, Veränderungen im Verhältnis von Zentrum und Peripherie innerhalb der Germania Slavica durch den hochmittelalterlichen Landesausbau – mit besonderer Berücksichtigung der brandenburgischen Mittelmark, in: Zentrum und Peripherie in der Germania Slavica. Beiträge zu Ehren von Winfried Schich, hg. von Doris Bulach und Matthias Hardt, Stuttgart 2008, S. 13 – 37 (= Forschungen zur Geschichte und Kultur des östlichen Mitteleuropas, Bd. 34).

² Zur Frühzeit der Stadt: Winfried Schich, Prenzlau von der Stadtwerdung bis zum Ende der Askanierherrschaft (von der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts bis 1320), in: Geschichte der Stadt Prenzlau, hg. v. Klaus Neitmann und Winfried Schich, Horb am Neckar 2009, S. 27 – 62 (= Einzelveröffentlichungen der Brandenburgischen Historischen Kommission e. V., Bd. XVI).

des 13. und beginnenden 14. Jahrhunderts in Konfliktsituationen mit den Markgrafen von Brandenburg? Schließlich werden drei bis in das 15. Jahrhundert reichende Fallbeispiele eines Votums der zu jener Zeit brandenburgischen Stadt Prenzlau für Pommern vorgestellt.³

Warum verlor Pommern die Uckermark?

Der pommersche Slawenfürst Bogislaw I. hatte sich nach der Absetzung des Herzogs von Bayern und Sachsen, Heinrichs des Löwen, dem Kaiser, Friedrich I. Barbarossa, unterworfen; dieser hatte ihn 1181 im Lager vor Lübeck zum deutschen Reichsfürsten erhoben und mit dem Herzogtum belehnt⁴, doch das Herzogtum Pommern stand unter ständigem starken Druck von außen. Es war eine Zeit, in der sich die Interessen Polens, Dänemarks, des Herzogtums Sachsen und der Mark Brandenburg auf Pommern richteten.⁵ Pommern zu beherrschen, das bedeutete, den Zugang zum Meer in seiner Gewalt zu haben. Dieses Wissen und Wünschen brachte Spannung in die Beziehungen besonders zu den mit ihrer Landesherrschaft im Binnenland angrenzenden Nachbarn Pommerns, den Markgrafen von Brandenburg.

Die Dänen vernichteten 1184 die pommersche Flotte im Greifswalder Bodden. 1185 erzielten sie vor Cammin die Unterwerfung des Pommernherzogs unter ihre Herrschaft.⁶

Herzog Bogislaw I. sah sich gezwungen, dem dänischen König, Knut VI., den Lehnseid zu leisten⁷, der sich seinerseits erfolgreich weigerte, Kaiser Friedrich I. Barbarossa als seinen Lehnherrn anzuerkennen. Im

³ Näheres dazu und zeitlich weiterführend: Heidele Böcker, Prenzlau unter wechselnden Dynastien (1320 bis 1500), in: Geschichte der Stadt Prenzlau, hg. v. Klaus Neitmann und Winfried Schich, Horb am Neckar 2009, S. 63 - 97 (= Einzelveröffentlichungen der Brandenburgischen Historischen Kommission e. V., Bd. XVI).

⁴ Saxonis Gesta Danorum, hg. v. J. Olrik und H. Raeder, Kopenhagen 1931, Bd. XV, S. 5 und 11; vgl. dazu Arnoldi Chronica Slavorum, hg. v. J. M. Lappenberg, Hannover 1868, Bd. II, S. 17.

⁵ Jürgen Petersohn, Der südliche Ostseeraum im kirchlich-politischen Kräftespiel des Reiches, Polens und Dänemarks vom 10. bis 13. Jahrhundert, Köln – Wien 1979 (= Ostmitteleuropa in Vergangenheit und Gegenwart, Bd. 17).

⁶ Arnoldi (wie Anm. 3), Bd. III, S. 7; Saxonis (wie Anm. 3), Bd. XVI,4, S. 1 ff.; Pommersches Urkundenbuch, hg. v. Kgl. Staatsarchiv zu Stettin, Stettin 1881 ff. (Bd. 1 – 7); Köln – Graz 1961 ff. (Bd. 8 – 10) (künftig zit.: PUB), hier: Bd. I, Nr. 125.

⁷ Arnoldi (wie Anm. 3), Bd. III, S. 2; vgl. auch die Angaben in : PUB, Bd. I, Nr. 107.

Sommer 1212 schlossen der Sohn des welfischen Herzogs, Heinrichs des Löwen, Kaiser Otto IV., und Markgraf Albrecht II. von Brandenburg ein Abkommen. Der Kaiser verpflichtete sich, zwischen dem König von Dänemark, dem Markgrafen und den Slawen zu vermitteln und im Falle eines Scheiterns der Verhandlungen den Markgrafen gegen den Dänenkönig und seine Anhänger zu unterstützen. Der Markgraf gelobte dafür, dem Kaiser in Sachsen und Thüringen Beistand zu leisten.⁸ Um den Dänenkönig als Verbündeten gegen die Welfen an sich zu binden, überließ der Staufer, König Friedrich II., im Dezember 1214 Waldemar II. von Dänemark alle Gebiete jenseits von Elbe und Elde, was 1216/1217 durch den Papst noch seine Bestätigung erfuhr.⁹

Trotz der Versuche der Markgrafen von Brandenburg und des Polenherzogs Władisław Laskonogis, Pommern ihrer Herrschaft zu unterwerfen, währte die Vormachtstellung Dänemarks rund vier Jahrzehnte. Erst die Gefangennahme des dänischen Königs Waldemar II. durch Graf Heinrich I. von Schwerin im Mai 1223 leitete eine Wende ein.¹⁰ 1225 gehörte der Verzicht König Waldemars auf die 1214 durch König Friedrich II. überlassenen Slawenlande an der Ostsee – mit Ausnahme Rügens und der zur Insel gehörenden festländischen Gebiete – zu den Bedingungen, unter denen der Däne seine Freilassung aus der Gefangenschaft auszuhandeln vermochte.¹¹ Im Juni 1226 ließ sich der dänische König durch den Papst von seinem gerade geleisteten Eid wieder entbinden.¹² Er versuchte, die verlorenen Ländereien mit Waffengewalt zurückzugewinnen. Nach anfänglichen Erfolgen wurde den Dänen durch norddeutsche Fürsten sowie Bürger, die vor allem aus Lübeck und Hamburg stammten, in der Schlacht bei Bornhöved in Holstein im Juli 1227 jedoch eine vernichtende Niederlage bereitet. Die Oberhoheit Dänemarks über die Fürstentümer an der südlichen Ostsee war damit aufgehoben; nur das Fürstentum Rügen blieb weiterhin von den Dänen lehnsabhängig.

⁸ Codex diplomaticus Brandenburgensis bearb. v. Adolph Friedrich Riedel. Berlin 1841ff. (künftig zit.: CDB), Hauptteil B, Bd. I, S. 5

⁹ PUB, Bd. I, Nr. 164, 173 und 176.

¹⁰ Zum Vertrag Kaiser Friedrichs II. und des Grafen Heinrich I. von Schwerin aus dem Jahre 1223 über die Auslieferung des dänischen Königs vgl. PUB, Bd. I, Nr. 218, sowie zum ersten Vertrag über die Freilassung von 1224 PUB, Bd. I, Nr. 221.

¹¹ PUB, Bd. I, Nr. 232.

¹² Bullarum Danicum. Pavelige Aktstykker vedr. Danmark 1198 – 1316, Bd. I, hg. v. A. Krarup, Kopenhagen 1932, Nr. 204.

Mit Hilfe reicher Mittel, die Kaiser Friedrich II. aus Süditalien zuflossen, versuchte dieser in jener Zeit, ganz Italien, vor allem aber die Lombardei, zu unterwerfen. Die durch den dänischen Zusammenbruch gebotene Chance des pommerschen Herzogshauses, inner- oder außerhalb des deutschen Reiches in eine unmittelbare Beziehung zum deutschen König zu treten, wurde nicht genutzt. Kaum selbst zur Herrschaft gelangt, stießen jetzt die brandenburgischen Askanier, der damals etwa 18jährige Johann I. und sein um ein Jahr jüngerer Bruder Otto III., die die Mark gemeinsam regierten, in das durch die Beendigung der dänischen Lehnshoheit einerseits sowie die vormundschaftliche Regierung in Pommern andererseits bedingte machtpolitische Vakuum vor. Die markgräflichen Brüder eilten zum Kaiser und ließen sich im Dezember 1231 in Ravenna von Kaiser Friedrich II. außer mit der Mark Brandenburg mit dem Herzogtum Pommern (Ducatus Pomerania) belehnen.¹³ Ein sog. Reichsaftervasallenverhältnis zu den Markgrafen von Brandenburg war für die Herzöge von Pommern erniedrigend, doch waren ihnen die Hände gebunden, sich aus diesem zu lösen.

Pommern war seit dem Tode Herzog Bogislaws I. (1187) geteilt in die Linien Stettin und Demmin. Herzog Bogislaw II. herrschte über das Land Stettin, dessen Bruder Kasimir II. über das Land Demmin, ohne dass dabei ihr Anrecht auf den Gemeinbesitz aufgehoben wurde.

Ende des Jahres 1219 starb Kasimir II., im Januar 1220 auch sein Bruder, Bogislaw II. Die Teilung des Herzogtums aber dauerte fort. Die Brüder hinterließen Söhne: Bogislaw II. einen Sohn namens Barnim I., Kasimir II. einen Sohn namens Wartislaw III. Beide Vettern waren zu dieser Zeit noch unmündig. Ihre Mütter regierten vormundschaftlich für sie, die verwitwete Herzogin Miroslawa, eine Tochter Mestwins I. von Pommerellen, für Barnim I. über Pommern-Stettin, Ingardis (von Dänemark) für Wartislaw III. über Pommern-Demmin.

1223 hielten Miroslawa und Barnim I. in Gegenwart des Bischofs von Cammin zu Ueckermünde einen Landtag ab, bei dem auch der Truchsess und einige Gesandte des Königs von Dänemark zugegen waren.¹⁴ Seit 1228 zeichnete Barnim I. zwar schon vereinzelt allein verantwortlich, doch urkundete seine Mutter im allgemeinen noch bis zum Mai 1233 mit

¹³ PUB, Bd. I, Nr. 279; CDB, B I, S. 12.

¹⁴ PUB, Bd. I, Nr. 213.

ihm zusammen. Erst im Oktober 1233 beginnt die lange Reihe der von Barnim I. allein ausgehenden Beurkundungen.¹⁵

Sowohl Barnim I. von Pommern-Stettin¹⁶ als auch sein Vetter, Wartislaw III. von Demmin, sahen sich in einer Zeit jugendlicher Unerfahrenheit starken außenpolitischen Zwängen gegenüber. Im Jahre 1234 war es Herzog Heinrich I. von Schlesien gelungen, von Władisław Odonicz, dem Herzog von Großpolen, alle Gebiete westlich der Warthe und die Burg Zantoch zu erwerben.¹⁷ Durch erheblichen Gebietszuwachs, auch in den Ländern Küstrin und Soldin, war das schlesische Piastenreich zum unmittelbaren Nachbarn des Herzogtums Pommern-Stettin geworden.

Herzog Wartislaw III. geriet während der 30er Jahre des 13. Jahrhunderts in eine äußerst schwierige Lage. Die Dänen nahmen 1233 das Zentrum seiner Herrschaft, die Burg Demmin, ein. Wartislaw konnte diese nur mit Hilfe Lübecks zurückgewinnen. Auch verlor Wartislaw 1234 die Landschaft Circipanien an das benachbarte Mecklenburg. Bischof Brunward von Schwerin brachte überdies ein Bündnis der Fürsten von Mecklenburg und Rügen zustande, dem 1235 die Eroberung großer Landstriche nördlich der Peene gelang.¹⁸

Wann Barnim I. das durch den Kaiser im Dezember 1231 in Ravenna geschaffene Rechtsverhältnis zwischen ihm und den Markgrafen durch seine Huldigung anerkannte, steht nicht genau fest. Einziger Anhaltspunkt für eine Datierung ist sein zweimaliger Aufenthalt in Spandau: im Dezember 1234 (1235?) und März 1236. Zweifel an einer Freiwilligkeit des Handelns Barnims I. kommen besonders in Anbetracht seiner während der Aufenthalte in Spandau erfolgten Verleihungen an die Templer auf: Am 28. Dezember 1234 (1235?) schenkte Herzog Barnim dem Orden das Land Bahn und verzichtete auf alle Rechte im Land Küstrin, am 4. März 1236 bewilligte er zur Unterstützung des heiligen Landes den Tempelherren und ihren Untertanen Zollfreiheit in seinen Landen.¹⁹

¹⁵ Wartislaw III. von Pommern-Demmin von 1225 in: PUB, Bd. I, Nr. 227; sein Vetter Barnim I. von Pommern-Stettin: PUB, Bd. I, Nr. 250, 293, 295.

¹⁶ Heidelore Böcker, Barnim I., Herzog von Pommern (1220 – 1278), in: Deutsche Fürsten des Mittelalters, hg. v. Eberhard Holtz und Wolfgang Huschner, Leipzig 1995, S. 292 – 304.

¹⁷ Regesten zur schlesischen Geschichte, Teil 1: Bis zum Jahre 1300, hg. v. Colmar Grünhagen, Breslau 1866, Nr. 451 (Codex diplomaticus Silesiac, hg. v. Verein für geschichte und Altertum, Bd. 7).

¹⁸ PUB, Bd. I, Nr. 303 und 305; Detmar-Chronik, hg. v. Karl Koppmann, Leipzig 1884, S. 78; Die Chroniken der deutschen Städte, Bd. 19; Die Chroniken der niedersächsischen Städte: Lübeck, Bd. 1).

¹⁹ CDB, A XIX, S. 2; A XXIV, S. 2; B I, S. 484.

Rückblickend sprach Herzog Wartislaw III. von Demmin von Fehlern, die er in jugendlichem Leichtsinn begangen habe.²⁰ Wartislaw III. vermochte nicht zu verhindern, dass sich im Innern seiner Herrschaft, so vor allem im Peeneraum, größere Adelherrschaften bildeten. Diese waren nicht a priori herzogliche Vasallen und Ministerialen, sondern zunächst auswärtige, zum Teil schon namhafte Ritter, die wie die bäuerlichen Einwanderer von Anfang an umfangreichere Rechte genossen und dem Landesherrn gegenüber unabhängiger auftreten konnten. Vergleiche des Klosters Eldena mit verschiedenen Adligen legen die Vermutung nahe, dass diese relativ selbständig handelten, es also neben der planmäßigen Siedlung durch den Landesherrn eigenmächtige Siedlungsvorgänge durch den Adel gegeben hat; der Adel baute den ihm verliehenen oder von ihm annektierten Landbesitz aus und erweiterte ihn, so z. B. die Herren von Salzwedel in Gützkow, die von Gadebusch in Loitz und die von Stove in Stavenhagen.²¹

Herzog Wartislaw III. sah sich am 20. Juni 1236 gezwungen, in einem im märkischen Kremmen geschlossenen Vertrag nicht nur die askanische Lehnshoheit anzuerkennen, sondern auch einen Teil seines Territoriums (die Länder Stargard, Beseitz und Wustrow und damit in etwa das Gebiet des späteren Mecklenburg-Strelitz) den Markgrafen von Brandenburg zu überlassen; dem Pommern gaben diese dafür das Versprechen, ihm ihren Beistand gegenüber den dänischen Ansprüchen zu leisten. Von besonders schwerwiegender Bedeutung aber war die Festlegung, dass Wartislaws Herrschaftsbereich bei seinem erbenlosen Tod an die brandenburgischen Askanier fallen sollte.²² Der Vertrag von Kremmen hätte dem pommerschen Herzogtum also leicht die Hälfte seines Gesamtterritoriums kosten können.

Nicht nur die Belege über Vorgänge im Peeneraum zeigen deutlich, dass zudem auch Dänemark seine Ansprüche auf die Slawenländer aufrecht erhielt. Papst Alexander IV. bestätigte den Dänenkönigen noch im Juni 1256 die 1214 erfolgte Abtretung Slawiens durch König Friedrich II. König Erich IV. von Dänemark aber hatte 1235 den Fürsten Wizlaw I.

²⁰ *negligencia puericie*: PUB, Bd. I, Nr. 334.

²¹ PUB, Bd. I, Nr. 303 bis 306; Klaus Conrad, Urkundliche Grundlagen einer Siedlungsgeschichte Pommerns bis 1250, in: Zeitschrift für Ostforschung 1982, S. 337 – 360, bes. S. 358.

²² PUB, Bd. I, Nr. 334; CDB, B I, S. 17.

von Rügen auch mit der Hälfte des Landes Wolgast belehnt. Der andere Teil war inzwischen möglicherweise als Mitgift der Prinzessin Sophia, einer Tochter König Waldemars II. von Dänemark, an deren Gemahl, den Markgrafen Johann I. von Brandenburg, gelangt.

Über dieses Gebiet verfügten jedoch die Pommern. Im Jahre 1250 jedenfalls erklärten die Markgrafen von Brandenburg, dass das am Peenestrom gelegene und damit handelspolitisch außerordentlich wichtige Wolgast ihnen kraft Erbrechts zustünde und Barnim I. die Stadt also widerrechtlich besetzt halte.²³ Die Rechts- und Besitzverhältnisse im Lande Wolgast blieben zwar weiterhin anfechtbar. Die Auseinandersetzungen darüber aber führten 1250 zum Abschluss des Landiner Vertrages.²⁴

Aus dem Landiner Vertrag geht nun eindeutig hervor, dass inzwischen auch Herzog Barnim I. von Pommern-Stettin sein Gebiet von den Askaniern zu Lehen genommen hatte. Er wurde jetzt dazu bewegt, dem Markgrafen die Uckermark zu überlassen. Die im Kremmener Vertrag 1236 getroffene Bestimmung, dass Wartislaws Herrschaftsbereich bei seinem erbenlosen Tod an die brandenburgischen Herren fallen sollte, wurde aber revidiert. Das war von besonderer Bedeutung, da der Demminer Herzog Wartislaw noch immer kinderlos war. Die Pommern-Herzöge wurden nunmehr zu gesamter Hand mit Pommern belehnt.

Was hat der Verlust der Uckermark für die pommersche Landesherrschaft bedeutet?

Der Übergang zum 13. Jahrhundert hatte tiefgreifende Wandlungen der Territorien mit sich gebracht. Politisch hatte sich eine neue Lage dadurch ergeben, dass die Welle der deutschen Siedlung über die Lausitz und zugleich von Süden her über Mähren die Grenzen Schlesiens erreichte und zugleich die Askanier, die nach Albrechts des Bären Tod (1170) an der Havel-Nuthe-Linie Halt gemacht hatten, ihre Ausbreitungsbestrebungen gegenüber Pommern und den westlichen Teilstaaten Polens neu aufnahmen. Seit dem Beginn des 13. Jahrhunderts waren Schlesien und Pommern in

²³ PUB, Bd. I, Nr. 317; Bd. II, Nr. 622.

²⁴ PUB, Bd. I, Nr. 512; CDB, B I, S. 31.

die Gefahr geraten, ihre westlichen Randgebiete als Siedlungsraum und politisch zu verlieren, wenn sie nicht das überholte System der Grenzwälder entschlossen aufgaben und zur Abwehr mit moderneren Mitteln schritten. Sümpfe wurden trockengelegt, einzelne Seen sind verlandet, andere haben deutsche Namen erhalten.

Der Herzog Barnim I. von Pommern-Stettin unterstehende Herrschaftsbereich bestand Anfang der 30er Jahre des 13. Jahrhunderts außer aus dem westlich der Rega gelegenen Teil des Landes Treptow und dem östlich der Persante befindlichen Gebiet des Landes Kolberg aus dem Gebiet beiderseits der unteren Oder: Westlich der Oder umfasste das Herzogtum Barnims fast die gesamte Uckermark, die Gebiete, die zwischen ihr und der Oder bzw. dem Stettiner Haff liegen, und das Land südlich des Unterlaufs der Peene.

Mit wechselndem Erfolg war Barnim I. nach dem Tod Herzog Heinrichs I. von Schlesien von 1238 an darum bemüht, die an das schlesische Herzogtum verlorenen Gebiete zurückzugewinnen. Spätestens 1244 war ihm dies im Großen und Ganzen gelungen, auch konnte er den nördlichen Teil der Kastellanei Zantoch seiner Herrschaft hinzufügen. Barnim I. hat damit nicht nur verlorene Gebiete zurückgewonnen, sondern es war ihm gelungen, die Grenze seines Herzogtums bis an die Warthe und Netze zu verschieben. Die Burg Zantoch war dabei durch ihre Lage an der Mündung der Netze in die Warthe von strategischer Bedeutung. So blieben folglich auch hier kriegerische Auseinandersetzungen mit den Markgrafen von Brandenburg nicht aus, die 1255 damit endeten, dass Barnim I. umfangreiche Landstriche an die Markgrafen verlor und die Brandenburger auch an diesem Grenzabschnitt ihren Herrschaftsbereich weiter auszudehnen vermochten.²⁵

Aus dem Itinerar (Beschreibung des Reiseweges) der Herzöge erschließen wir für die Slawenzeit als Herzogssitze Cammin, Demmin und Usedom, in zweiter Linie Wollin und Kolberg, allenfalls noch Ueckermünde und Stargard. Als Witwensitz lässt sich neben Treptow (Rega) auch Pyritz vermuten. Bogislaw II. und Kasimir II. hatten 1216 in der Kirche zu

²⁵ Regesten der Markgrafen von Brandenburg aus askanischem Hause, bearb. v. Hermann Krabbo und Georg Winter, Berlin 1955, Nr. 729 und 788 (= Veröffentlichungen des Vereins für Geschichte der Mark Brandenburg).

Grobe, 1218 ersterer im Kloster Eldena Urkunden ausgestellt. Während der vormundschaftlichen Regierung der Mütter Barnims I. und Wartislaws III. kamen Ueckermünde (1223) und Kolberg (1227) verstärkt in Betracht. Herzogin Miroslawa und ihr Sohn Barnim I. bevorzugten offenbar aber auch Usedom, wo man wohl noch bis 1233 vom Vorhandensein einer slawischen Burganlage ausgehen kann, die den von 1208 bis 1233 bezugten Kastellanen zugleich als Amtssitz diente. Mehrere Mitglieder des Herzogshauses waren hier, im Kloster Usedom, bereits bestattet worden, so 1184 Wartislaw, ein Bruder von Barnims Vater, 1187 Barnims Großvater Bogislaw I. und schließlich 1229 vermutlich auch Woislawa, die Schwester Barnims I.

Wartislaw von Demmin nahm seine Herrschaft zwar noch bis Ende der 30er Jahre fast ausschließlich von Demmin aus wahr. Vergleicht man die in den Urkunden der Herzöge angegebenen Ausstellungsorte, so ist jedoch auch zu bemerken, dass Barnim – zwischen Ueckermünde, Usedom, Kolberg, Stolpe, Demmin, Stargard und Stettin – eine weitaus regere Reise-tätigkeit entfaltete.

Zwischen 1230 und 1232 endeten im Oderraum mit Stettin die Belege über die alte Kastellaneiverfassung. Es verschwinden aber auch aus den in den westlichen Landesteilen ausgestellten Urkunden die alten slawischen Ämter des Kastellans und des Tribuns. Auch der Personenkreis, der Herzog Wartislaw III. von Demmin bei Aufenthalten in den westlichen Landesteilen umgab, änderte sich - wenngleich deutlicher erst seit dem Vertrag von Kremmen (1236). Die Herzöge umgaben sich mit neuen Beratern. Zum herzoglichen Gefolge gehörten jetzt Notare und Schreiber. Herzog Barnim I. wurde von 1229 an über Jahre von einem Notar namens Nicolaus begleitet.²⁶ In den Zeugenlisten tauchen Ritter und deutsche Adlige auf.

Es entstanden die Hofämter, vor allem des Truchsess und des Marschalls.²⁷ Es erscheinen Schulzen und Vögte.

Im Sinne wirtschaftlichen Aufschwungs kam es darauf an, deutsche Siedler in das Land zu holen. Der Stettiner Herzog leitete die Gründung von Städten – sowohl im ländlichen Zusammenhang mit bereits vorhandenen

²⁶ und zwar bis 1242, siehe PUB, Bd. I, Nr. 256 – 401.

²⁷ PUB, Bd. I, Nr. 264, 302, 362.

slawischen Siedlungen städtischen Charakters als auch an anderen Orten²⁸ – ein. Von 1232 an taucht in pommerschen Urkunden der Begriff der Hufe (*mansus*) auf, d. h. das Land wurde in Stücke fester Größe vermessen. Herzog Barnim I. verkündet: ...*in terra nostra civitates liberas decrevimus instaurare*²⁹, in seinem Land freie Städte zu gründen! Und er beginnt damit dort, wo die Bedrohung seitens der Markgrafen von Brandenburg am stärksten ist: in der Uckermark. Am 27. Dezember 1234 beauftragt der Pommern-Herzog sog. Unternehmer (Lokatoren) mit der *promotio civitatis* Prenzlau³⁰. Der Zehntvertrag Barnims mit Bischof Konrad III. von Cammin von 1240 vermittelt das Bild einer planmäßigen Siedlung mit offenbar deutschrechtlichen Dörfern und städtischen Mittelpunkten; auch spricht die Urkunde von der Wiederbesiedlung lange wüst liegender Dörfer.³¹ 1243 verpflichtet sich Barnim I. die Einwohner von Stettin durch die Verleihung von Stadtrecht und festigt seine Position an der Oder.³² Ucker und Oder scheinen schließlich fest in seiner Hand zu sein. In der Uckermark dürfte die Aufsiedlung – abgesehen von weiteren Umgestaltungen und Intensivierungen – um 1250 bereits im wesentlichen abgeschlossen gewesen sein.³³ Im Hinblick auf die außenpolitisch immer wieder angespannte und verstärkte Kraftanstrengungen erfordernde Situation aber galt es, das Land im Inneren zu festigen, es wirtschaftlich weiter auszubauen. Namentlich Herzog Barnim I. von Pommern-Stettin und seinem Vetter Wartislaw III. von Pommern-Demmin war das gelungen. Die Neuordnung der Verwaltung und die Städtepolitik, wie sie vor allem von Barnim I. mit Nachdruck betrieben wurden, leisteten einen wesentlichen Beitrag zur Konsolidierung der Landesherrschaft im Inneren.

²⁸ Eike Gringmuth-Dallmer, Die Siedlungsentwicklung im Umland der Städte im deutschen Altsiedelland und in der Germania Slavica – ein Vergleich anhand von Fallbeispielen, in: Zentrum und Peripherie in der Germania Slavica. Beiträge zu Ehren von Winfried Schich, hg. v. Doris Bulach und Matthias Hardt, Stuttgart 2008, S. 39 – 55, bes. S. 43 – 46 (= Forschungen zur Geschichte und Kultur des östlichen Mitteleuropa, Bd. 34).

²⁹ PUB, Bd. I, Nr. 308 a; CDB, A XXI, S. 87.

³⁰ Ebenda.

³¹ PUB, Bd. I, Nr. 377.

³² PUB, Bd. I, Nr. 417 f.

³³ Lieselott Enders, Siedlung und Herrschaft in Grenzgebieten der Mark und Pommerns seit der zweiten Hälfte des 12. bis zum Beginn des 14. Jahrhunderts am Beispiel der Uckermark, in: Jahrbuch für Wirtschaftsgeschichte 2 (1987) S. 73 – 129, bes. S. 105 f.; Lieselott Enders, Die Uckermark. Geschichte einer kurmärkischen Landschaft vom 12. bis zum 18. Jahrhundert, Weimar 1992, bes. S. 68 – 72 (= Veröffentlichungen des Brandenburgischen Landeshauptarchivs Potsdam, Bd. 28).

Welche städtischen Entwicklungsbedingungen hatten die Prenzlauer unter pommerscher Herrschaft kennen gelernt?

In Pommern fiel die Hauptperiode der Stadtgründung in das 13. Jahrhundert, in dem 44 von 62 bis 1600 gegründeten Städten mit Stadtrecht bewidmet wurden. Unter diesen sind alle größeren Städte Pommerns zu finden. Das vorpommersche Städtenetz kommt den vergleichbaren Entwicklungen im Nordwesten des Reiches sehr nahe.³⁴

Herzog Barnim I. erließ den Einwohnern seiner Städte zwar die Zollabgaben, verzichtete jedoch nicht auf die Erhebung eines Hufenzinses, den die Bürger für ihre Stadtfeldmark entrichten mussten. Dieser Zins betrug durchschnittlich 1/8 Mark für eine Ackerlandhufe und war eine nicht unwesentliche Einnahme Barnims. Der Ertrag des Arealzinses war dagegen von geringer Bedeutung. Die Tatsache aber, dass Barnim ihn erhob, zeigt deutlich sein Bestreben, möglichst wenig Rechte aufzugeben. Das Ziel, seine Städte in ein Handelsnetz einzubringen, geht deutlich daraus hervor, dass alle von Herzog Barnim mit Stadtrecht bewidmeten Orte an damals schiffbaren Flüssen lagen, die in das Stettiner Haff münden. Das Haff hat also ganz offenbar den geographischen Mittelpunkt seines Herzogtums gebildet. Das Land nahm einen starken wirtschaftlichen Aufschwung, da Barnim I. den Einwohnern seiner Städte zollfreien Handel gestattete und dadurch den Umschlag auswärtiger Waren erhöhte. Die herzogliche Kasse erlitt durch den freiwilligen Verzicht auf die Zolleinnahmen seiner Bürger keine Einbuße. Der Umsatz der Güter, die von fremden Kaufleuten eingeführt wurden, von denen Barnim Abgaben verlangte, erhöhte sich. Die im Handel über die Ostsee bereits führende Stadt Lübeck hatte Vorrechte erhalten: Die Dänen hatten 1233 Demmin eingenommen. Herzog Wartislaw III. von Pommern-Demmin konnte Demmin nur mit Hilfe Lübecks zurückgewinnen. Wohl schon damals, 1234, hat Wartislaw daraufhin alle in Lübeck ansässigen Bürger für den Handel in seinem Land von jeglichem Ein- und Ausfuhrzoll sowie von allem Ungeld (einer Art Verbrauchssteuer bzw. Marktgeld) befreit, denen die

³⁴ Horst Wernicke, Die Städte Pommerns aus historisch-geographischer Sicht – von der Gründung bis in die frühe Neuzeit, in: Geographische und historische Beiträge zur Landeskunde Pommerns. Eginhard Wegner zum 80. Geburtstag, hg. v. Ivo Asmus, Haik Thomas Porada und Dirk Schleierert, Schwerin 1998, S. 251 – 255, bes. S. 251.

Kaufleute anderer Städte und Lande unterworfen waren.³⁵ Der Initiator einer freundschaftlichen Politik gegenüber Lübeck mag also vor allem Herzog Wartislaw gewesen sein, doch auch dessen Vetter Barnim hatte die Lübecker Bürger schon zu Anfang seiner Regierungszeit von Zoll und allen Ein- und Ausgangsabgaben in seinem Herzogtum befreit.³⁶ Nach Wismar gereist, urkundeten beide Herzöge Pommerns 1252 für Lübeck.³⁷

Aber auch die Grenzfunktion spielte bei der Herausbildung des uckermärkischen Städtewesens im Mittelalter eine wesentliche Rolle. Von 21 mittelalterlichen Städten der Uckermark hatten 13, d. h. fast zwei Drittel, ursprünglich Grenzfunktion. Von der Schutzfunktion an Pässen und Verkehrsknotenpunkten profitierten schon in vordeutscher Zeit Burgen mit frühstädtischen Ansätzen, wie Oderberg, Schwedt, Stolpe und Niederfinow, Löcknitz an der Randow und Zehdenick an der Havel. Mit der Fixierung staatlicher Grenzen zwischen dem pommerschen Uckerland und dem askanischen Südwesten sowie seit etwa 1230 an der Welse wurde der Grenzgürtel schmaler und bedurfte zusätzlicher Sicherung. Diesen Grenzgürtel markieren die Burgen und Burgstädte Boitzenburg, Gerswalde, Fredenwalde, Greiffenberg und Biesenbrow auf pommerscher Seite, alle erst längere Zeit nach ihrer Entstehung erwähnt, doch von ihrer Lage her nur aus ihrer ursprünglich politisch-militärischen Aufgabe erklärbar. Grenzcharakter hatten seit 1236 gegenüber Land Stargard auch Strasburg und Fürstenwerder.³⁸

Der Burgstadt Prenzlau jedoch hatte Herzog Barnim I. als erster in seinem Herzogtum das Stadtrecht verliehen. Es handelte sich um eine Siedlung, die am Austritt der Ucker aus dem Unteruckersee lag, archäologisch in die vordeutsche Zeit zurückgehend, 1187/88 erstmals erwähnt, mit Pfarrkirche, Markt und Krug genannt, 1234 ein Schultheiß.³⁹

Auch die Bewohner dieser neuen Stadt sollten fähig und willens sein, diesen Ort und ihre Herrschaft zu verteidigen. Die Siedlungsfläche musste

³⁵ PUB, Bd. 1, Nr. 303 und 305.

³⁶ PUB, Bd. 1, Nr. 304 und 306.

³⁷ PUB, Bd. I, Nr. 540.

³⁸ Enders, Die Uckermark, S. 74 ff. (wie Anm. 31); vgl. auch Städtebuch Brandenburg und Berlin, hg. v. Evamaria Engel u. a., Stuttgart – Berlin – Köln 2000 (= Deutsches Städtebuch, Bd. 2).

³⁹ PUB, Bd. I, Nr. 106, 108, 111, 308 a; Winfried Schich, Die slawische Burgstadt und die frühe Ausbreitung des Magdeburger Rechts ostwärts der mittleren Elbe, in: Studien zur Ausbreitung des sächsisch-magdeburgischen Rechts in Deutschland und Polen, hg. v. Dietmar Willoweit und Winfried Schich, Frankfurt a. M. 1980, S. 22 – 61 (= Rechtshistorische Reihe, Bd. X).

also genügend Platz bieten für die von hier zum Aufgebot erwarteten wehrfähigen Männer und ihre Familien. Zudem musste im Falle des Angriffs die Möglichkeit der Zuflucht für Bewohner des umliegenden Landes gewährt werden können. Die Bürger hatten darüber hinaus die Aufgabe, die Einnahmen des Landesherrn nach Möglichkeit zu mehren. Das aber setzte die Zuweisung von Grund und Boden sowie steuerrechtliche Vergünstigungen voraus.

Umfang und Qualität der städtischen Gemarkungen sind ein wichtiger Anhaltspunkt für die beabsichtigte Funktion einer Stadt. Fernhandelsplätze hatten eine andere Beziehung zu ihrem unmittelbaren Umland als Zentren eines Nahversorgungsgebietes oder Stützpunkte zur Sicherung der Grenzen.

In der Mark Brandenburg hatte der Besitz an Ackerland bei der Gründung der ältesten Städte noch eine untergeordnete Rolle gespielt (Jüterbog z. B. hatte lediglich Weideland für Vieh erhalten; auch den Bürgern von Brandenburg, Stendal, Perleberg und Kyritz fehlte anfänglich noch das eigentliche Hufenland). Erst die beiden Markgrafen Johann I. und Otto III. (1220 – 1267) maßen der Zuweisung von Ackerland ebenfalls eine größere Bedeutung zu.⁴⁰

Herzog Barnim I. von Pommern-Stettin beauftragte acht Männer, davon mindestens einen aus Stendal in der Altmark, mit der Gründung der Stadt (*promotio civitatis*) Prenzlau. Der Herzog verlieh dazu nicht weniger als 300 Hufen beiderseits der Ucker.⁴¹ Damit war diese Stadt außerordentlich reich ausgestattet worden. Später lag der Mittelwert der den Städten verliehenen Ackerland-Hufen auch in Pommern nur noch zwischen 100 und 135 Hufen, und der Umfang des ebenfalls in Hufen vergebenen Weidelandes betrug zwischen 30 und 100. Schon Stettin wurden 1243 lediglich 100 Hufen Land und 30 Hufen zur Weide zuteil.⁴² Die Markgrafen hielten es wohl unter funktionalem Aspekt hingegen 1244 für angemessen, ihrer Stadt Friedland, westlich der Ucker, nahe dem sog. Kavelpass gelegen, der

⁴⁰ Heidelore Böcker, Friedland unter askanischer Herrschaft. Vom landesherrlichen Nutzen einer mittelalterlichen Stadt, in: Neubrandenburger Mosaik, Nr. 24 (2000) S. 42 – 51.

⁴¹ Winfried Schich, Zur Größe der area in den Gründungsstädten im östlichen Mitteleuropa nach den Aussagen der schriftlichen Quellen, in: Vera Lex Historiae. Studien zu mittelalterlichen Quellen. Festschrift für Dietrich Kurze zu seinem 65. Geburtstag, hg. v. Stuart Jenks, Jürgen Sarnowsky und Marie-Luise Laudage, Köln – Wien – Weimar 1993, S. 81 – 115.

⁴² PUB, Bd. 1, Nr. 308 a und 417.

den Übergang über einen Landgraben ermöglichte, 200 Hufen zuzuweisen: 150 Hufen kultivierten Ackerlandes und 50 Hufen der Weide dienend. 1248 erhielt N⁴³

Allem voranzugehen hatte die Überlegung, woher die Siedler kommen sollten und würden. Für Pommern ist anzunehmen, dass jeder Fürst die deutschen Siedler vorzugsweise aus dem Gebiet holte, aus dem die äußere politische Bedrohung seines Landes kam. Rechtsverleihungen, die Herzog Wartislaw III. von Pommern-Demmin allein oder gemeinsam mit seinem Vetter, Herzog Barnim I., bzw. mit dem Bischof von Cammin vornahm, zeigen, dass dieser das lübische Stadtrecht bevorzugte. Die Ursache dafür mochte in der Herkunft seiner Siedler, in diesem Falle also aus dem nördlichen Niedersachsen und Westfalen, zu vermuten sein. Die Siedler Barnims I. von Pommern-Stettin kamen hingegen vor allem aus der Mark Brandenburg und brachten folglich Magdeburger Rechtskenntnisse und –gewohnheiten mit. Herzog Barnim I. gewährte den aus der Mark Brandenburg herüberkommenden Neusiedlern das ihnen von dort her bekannte Magdeburger Stadtrecht.⁴⁴

Lokatoren waren zu wählen, die über Erfahrungen bei entsprechenden Städtegründungen und möglichst auch über Kenntnisse von Rechten und Gewohnheiten der hinzuziehenden Siedler verfügten. Um dabei die Ziele der Stadtherren als die ihren zu erklären und auch nicht zum eigenen Vorteil zu verfahren, war ihnen selbst ein angemessener Anreiz zu bieten. Zu den acht weisen und umsichtigen Männern (*viris providis et discretis*), die 1234 mit der Leitung der Stadt Prenzlau beauftragt worden waren, gehörte nach dem Willen des pommerschen Herzogs ein Mann namens Walter, der zugleich Schultheiß war. Die anderen sieben erfüllten wahrscheinlich die Funktion von Schöffen. Diese mit dem Aufbau der Stadt acht Beauftragten erhielten zusammen 80 Hufen als Entschädigung.⁴⁵

Der Plan war real. Die Siedler kamen. Das Leben in der Stadt pulsierte. Der Stadtkern wurde von einem regelmäßig ausgebildeten Straßennetz

⁴³ Mecklenburgisches Urkundenbuch, hg. v. Verein für Mecklenburgische Geschichte, Schwerin 1863 ff. (künftig zit.: MUB), hier: Bd. I, Nr. 559; hermann Krabbo, Die Stadtgründungen der Markgrafen Johann I. und Otto III. von Brandenburg (1220-1267) in: Archiv für Urkundenforschung 4 (1912) S. 255-299.

⁴⁴ Vgl. auch Schich, Die slawische Burgstadt (wie Anm. 37).

⁴⁵ PUB, Bd. I, Nr. 308 a.

durchzogen. Die Grundfläche der Stadt betrug ca. 50 Hektar. Die Forschung hat erbracht, dass der Hektar überbauten Raumes im Mittelalter allgemein kaum unter 100 Bewohner aufwies, ebenso selten mehr als 200. Dieser Ort hätte danach eine Wohnfläche für mindestens 5.000 Menschen geboten.⁴⁶

Solange Prenzlau die Schifffahrt auf der Ucker zum Oderhaff hin freistand, konnten die Kaufleute ihre Waren zu anderen Häfen bringen. Die Passlage an der via regia über die Ucker nach Südwesten sowie die Nordsüdstraßen erhöhten die wirtschaftliche Eigenständigkeit und Wirtschaftskraft, die Prenzlau bald zur bedeutendsten Stadt des Uckerlandes werden ließ.⁴⁷

Welche Erfolge zeigte die herzogliche Städtepolitik des 13. und beginnenden 14. Jahrhunderts in Konfliktsituation mit den Markgrafen von Brandenburg?

Nachdem die Markgrafen im Vertrag von Landin (1250) die unmittelbaren Nachfolgeansprüche auf das Teilherzogtum Pommern-Demmin aufgegeben hatten, war die Aussicht der Brandenburger, dort einen Zugang zum Meer zu gewinnen, relativ gering. Sie hatten zwar einen erheblichen Zuwachs hinsichtlich der Uckermark erlangt, doch mit Wolgast in den Händen der Pommern war das Tor zur Ostsee über Oder und Peenestrom blockiert. Sie gaben ihre Pläne auf einen Zugang zum Meer über Pommern zwar nicht auf, doch war es bezeichnend, dass sich die markgräflichen Brüder Johann I. und Otto III. nun, im März 1252, vom deutschen König Wilhelm von Holland als Lohn für ihm geleistete Unterstützung mit der Stadt Lübeck belohnen ließen.⁴⁸ Lübeck wehrte sich mit allen Mitteln gegen die Herrschaft der Brandenburger, doch erhielten diese ihre Ansprüche

⁴⁶ Hektor Ammann, Wie groß war die mittelalterliche Stadt? In: Die Stadt des Mittelalters, hg. v. Carl Haase, Bd. 1, Darmstadt 1969, S. 408 – 415 (= Wege der Forschung, Bd. 243); Heinz Stoob, Stadtformen und städtisches Leben im späteren Mittelalter, in: Die Stadt. Gestalt und Wandel bis zum industriellen Zeitalter, hg. v. Heinz Stoob, Köln – Wien 1985, S. 151 – 190; konkrete Beispiele aus der Region: Heidele Böcker, Lychen – Größe und Bedeutung einer mittelalterlichen Stadt, in: Neubrandenburger Mosaik, Nr. 24 (2000) S. 36 – 41.

⁴⁷ Vgl. dazu Enders, Die Uckermark (wie Anm.31) sowie Lieselott Enders, Prenzlau, in: Städtebuch Brandenburg und Berlin, hg. v. Evamaria Engel u. a., Stuttgart – Berlin – Köln 2000, S. 417 – 426 (= Deutsches Städtebuch, Bd. 2).

⁴⁸ CDB, B I, S. 32.

weiterhin aufrecht. Noch dem letzten askanischen Markgrafen Waldemar (gest. 1319) war der Reichsschutz der Stadt übertragen.⁴⁹ Der Fernhandel erforderte es, die Beziehungen zwischen den Kaufleuten bzw. den sie vertretenden Räten der Städte zu festigen. Diese gingen schon frühzeitig über die eigenen Landesgrenzen hinaus und wählten Zielrichtungen aus wirtschaftspolitischer Perspektive. So ersuchten Lübeck, Rostock und Wismar den Rat der Stadt Wolgast schon 1259 um dessen Mitwirkung an der Bekämpfung der Seeräuberei und erhielten eine Zusage.⁵⁰

Herzog Wartislaw III. von Pommern-Demmin starb am 17. Mai 1264. Da er keine eigenen Nachkommen hinterließ, fielen seine Länder an seinen Vetter, Herzog Barnim I. von Pommern-Stettin, der von nun an über ein geeintes Herzogtum regierte. Lehnsrechtlich hatte sich nach wie vor gegenüber Pommern nichts geändert. Die Pommern-Herzöge waren im Vertrag zu Landin 1250 zu gesamter Hand mit Pommern belehnt worden. Wie der Kremmener Vertrag (1236) war aber auch das im Jahre 1250 zu Landin geschlossene Abkommen rein formell nur ein persönliches zwischen den brandenburgischen und pommerschen Herrschern. Die Herzöge von Pommern hatten sich weder für ihre Nachkommen verpflichtet noch die Nachkommen der brandenburgischen Markgrafen als ihre eventuellen Lehnsherren anerkannt. Doch die Söhne Markgraf Johanns I. bezogen auch diesbezüglich das Erbe ihres 1266 verstorbenen Vaters auf sich.⁵¹

Im März 1273 fielen die Markgrafen in den Ländern Stettin und Pyritz ein. Auch das Kloster Kolbatz wurde in Mitleidenschaft gezogen.⁵² Im Verlaufe der sich vermutlich über zwei Jahrzehnte hinziehenden Kämpfe gewannen die Markgrafen Gebiete im Umfang der späteren terra Soldin hinzu. Erst als die Brandenburgischen selbst in Bedrängnis gerieten und Herzog Barnim I. von Pommern sich 1278 verpflichtete, gegen Zahlung von 1500 Mark dem Markgrafen mit 150 Rittern gegen den Erzbischof von Magdeburg und dessen Helfer im Kriegsfall Beistand zu leisten, erhielt er am 1. Juni des Jahres 1278 vom brandenburgischen Markgrafen Konrad I. das Land zwischen den Ihna-Armen zu Lehen.⁵³

⁴⁹ Vgl. dazu auch Johannes Schultze, Die Mark Brandenburg, Bd. 1, Berlin 1961, S. 151 f. PUB, Bd. 2, Nr. 669.

⁵¹ Schultze, Die Mark Brandenburg (wie Anm. 49), S. 176 ff.

⁵² M. M. A. Angelus, Annales Marchiae Brandenburgicae, Frankfurt a. d. O. 1598, S. 101.

⁵³ PUB, Bd. 2, Nr. 1096.

Am 30. Juni 1280 bat der Rat zu Stettin zum Nutzen aller Kaufleute Lübeck, wegen der Bedrohung durch die askanischen Markgrafen zum 14. Juli desselben Jahres Hilfe nach Anklam an die Peene zu beordern.⁵⁴ Der Ruf der pommerschen Bürger fand in Lübeck Gehör. Fürsten und Städte sahen zu Beginn der 80er Jahre des 13. Jahrhunderts in den Brandenburgern eine Bedrohung. Da sich also eine allgemeine Erregung gegen diese sowohl wegen ihres Vorgehens gegen Lübeck als auch gegenüber Pommern zeigte, kam es am 13. Juli 1283 zu Rostock zum Abschluss eines großen Landfriedensbundes. Als vertragsschließende Partner erschienen Herzog Johann I. von Sachsen-Lauenburg, Herzog Bogislaw III. von Pommern, Wizlaw III., Fürst von Rügen, alle Herren von Werle und Mecklenburg, die Grafen von Schwerin und Dannenberg sowie Abordnungen aus den Städten Lübeck, Wismar, Rostock, Stralsund, Greifswald, Stettin, Demmin und Anklam. Die Zeitdauer des Vertrages wurde auf zehn Jahre festgelegt. Die Partner versicherten sich gegenseitiger Hilfe, und die Fürsten verpflichteten sich, ohne Zustimmung der Städte nicht mit dem Markgrafen zu paktieren.⁵⁵

An der pommersch-brandenburgischen Grenze, in Vierraden, wurde am 13. August 1284 ein Frieden zwischen den Markgrafen von Brandenburg, Otto IV. und Konrad I., sowie Herzog Bogislaw III. von Pommern und Fürst Wizlaw von Rügen beurkundet. In die Beurkundung einbezogen wurden folglich die genannten acht Städte, die schon am großen Landfriedensbund von 1283 beteiligt waren, sowie weitere sechs kleinere pommersche Städte (Penkun, Gartz, Greifenhagen, Greifenberg, Kolberg und Cammin). Auf Seiten der Pommern bürgten Stettin, Gartz, Penkun und Greifenhagen, auf Seiten der Markgrafen Prenzlau, Angermünde, Schwedt und Königsberg. Man einigte sich darauf, dass alle Kampfhandlungen eingestellt werden und die Städte bei ihren Rechten bleiben sollten.⁵⁶

Die vertragschließenden Landesherren des Rostocker Landfriedensbundes hatten den Städten 1283 das Recht zugestanden, zur Wahrung ihrer Sicher-

⁵⁴ PUB, Bd. 2, Nr. 1165.

⁵⁵ PUB, Bd. 2, Nr. 1266; dazu auch Heidelore Böcker, Märkisch-pommerscher Lehnstreit. Hintergründe des Verhaltens pommerscher Städte im zeitlichen Umfeld des Rostocker Landfriedens von 1283, in: Beiträge zur hansischen Kultur-, Verfassungs- und Schiffahrtsgeschichte, hg. v. Horst Wernicke und Nils Jörn, Weimar 1998, S. 261 – 273 (= Abhandlungen zur Handels- und Sozialgeschichte, Bd. 31).

⁵⁶ PUB, Bd. 2, Nr. 1312.

heit Bündnisse abzuschließen und in wichtigen Landesangelegenheiten, besonders in solchen der Friedenswahrung, ein Mitspracherecht zu haben. 1293 vereinbarten Lübeck, Rostock, Wismar und Stralsund sowie das pommersche Greifswald auf drei Jahre ein Bündnis, das 1296 auf drei weitere Jahre verlängert wurde. Die fünf Städte verpflichteten sich zu gegenseitigem Beistand zu Wasser und zu Lande. Bei Beeinträchtigungen von außen her sollte jedoch keine Stadt irgendwelche Maßnahmen ergreifen, bevor sie nicht den Rat der übrigen eingeholt hatte. Wenn eine Stadt unter der Hoheit eines angestammten Herrn stünde und den anderen gegen diesen keine offizielle Hilfe leisten könne, so sollte sie diese zumindest finanziell unterstützen.⁵⁷

Die Lehnsherrschaft der Brandenburger über Lübeck wurde aufrechterhalten, dessen Anlehnung an das auch wirtschaftlich ohnehin attraktivere Dänemark wurde stärker. Ohne Beteiligung Lübecks, das sich 1307 der Schirmherrschaft des dänischen Königs unterstellte, erneuerten Wismar, Rostock, Stralsund und Greifswald 1308 ihr Bündnis von 1293/1296. Als dieselben Städte zwei Jahre später wiederum ein Bündnis zum Schutze des Friedens beschworen, war auch Lübeck wieder beteiligt, wenn auch mit einem Neutralitätsvorbehalt zugunsten des Königs von Dänemark.⁵⁸ Lübecks Haltung sollten schon bald weitere Städte folgen.

Herrschaftsvakanzen in der Mark – drei Fallbeispiele eines Votums für Pommern

1319 ff.: Als der kinderlose brandenburgische Markgraf Waldemar im August 1319 starb, befand sich das Reich verfassungsrechtlich in einer schwierigen Lage. 1314 hatten sich die deutschen Kurfürsten nach dem Ableben Kaiser Heinrichs VII. nicht auf einen gemeinsamen Nachfolger einigen können. Es gab keine allgemein anerkannte königliche Gewalt, die über die Mark hätte verfügen können. An männlichen Seitenverwandten aus der Linie der brandenburgischen Askanier, die evtl. auch ohne ausdrückliche königliche Belehnung die Mark hätten übernehmen können,

⁵⁷ PUB, Bd. 2, Nr. 1659 A und 1779.

⁵⁸ PUB, Bd. 4, Nr. 2444 und 2628.

fehlte es ebenfalls. Allein ein etwa 10jähriger Vetter Waldemars war noch am Leben, der Sohn seines 1318 verstorbenen Onkels Heinrich von Landsberg, Herzog Wartislaw IV. von Pommern-Wolgast, der mit dem jungen Heinrich über dessen Vater entfernt verwandt war, ließ sich noch im Spätsommer des Jahres 1319 von den Rittern und Städten der Neumark zum Vormund des jungen Markgrafen Heinrich bestimmen.

Eilig hatte es in dieser Stunde auch der Nachbar Pommerns im Nordwesten, Heinrich II. von Mecklenburg-Stargard, sich der angrenzenden askanischen Lande südlich der Elde mit der Prignitz sowie der an das Land Stargard grenzenden Uckermark zu bemächtigen. Der bewaffnete Einfall in die Uckermark, durch den der Mecklenburger die dortigen Städte zur Huldigung zwang, wird sich vermutlich im Laufe des Septembers 1319 ereignet haben. Am 29. September 1319 verbürgte sich die Stadt Neubrandenburg für die zwischen Heinrich und den Städten Prenzlau, Pasewalk, Schwedt, Angermünde, Oderberg, Zehdenick, Fürstenberg, Templin, Fürstenwerder, Strasburg, Jagow sowie mit den Vasallen der Vogteien Stolpe, Jagow und Liebenwalde getroffenen Vereinbarungen.⁵⁹ Der Besitz der Uckermark in mecklenburgischer Hand war allerdings nicht von Dauer. Die uckermärkischen Städte nahmen vermutlich im Frühjahr 1320 von dem Mecklenburger wieder Abstand.

Der junge Heinrich aber starb im Sommer 1320. Die Herzöge von Pommern gingen im Juli 1320 in die Offensive. Ende des Monats befand sich Eberswalde in ihrer Hand.

Aber auch der König von Dänemark war um Einflussnahme bemüht. König Erich V. Menved von Dänemark hatte gegen Ende des 13. Jahrhunderts die dänische Außenpolitik wieder aufgenommen, um an der südlichen Ostseeküste den Zustand wiederherzustellen, der vor der Schlacht bei Bornhöved bestanden hatte. Der römisch-deutsche König Albrecht I. hatte ihm 1304 die von König Friedrich II. im Jahre 1214 gegenüber seinem Urgroßvater Waldemar II. von Dänemark ausgesprochene Abtretung der jenseits von Elbe und Elde liegenden, zum Reich gehörenden Länder bestätigt. Die Abtretung betraf das Herzogtum Sachsen-Lauenburg, die Grafschaft Holstein, aber auch Mecklenburg und hinsichtlich

⁵⁹ CDB, A XXI, S. 118.

weiter reichender Auswirkungen selbst Pommern, obwohl dieses als brandenburgisches Lehen wohl nicht als abgetreten gelten konnte.⁶⁰

Am 23. August 1320 schlossen die Pommern – unter Vermittlung des Königs von Dänemark – mit den Räten der drei wichtigsten Städte, Pasewalk, Prenzlau und Templin, eine umfassende Vereinbarung ab.⁶¹

Nach König Erichs Tod im Jahre 1319 aber kam es in Dänemark selbst zu jahrelangen inneren Wirren. Auch drang der Herzog von Mecklenburg wieder gewaltsam in die Uckermark ein, nahm Templin und andere Orte ein. Gegen Ende des Jahres 1320 zog Heinrich von Mecklenburg bis nach Stettin. Zwar schlossen die Herzöge von Pommern-Stettin einige Monate später, am 5. Mai 1321, mit dem dänischen Lehnsträger Fürst Wizlaw von Rügen einen Bündnisvertrag gegen Heinrich von Mecklenburg, doch änderte sich die politische Lage derart, dass eine eventuelle Anwartschaft des Dänenkönigs auf die Mark gänzlich in den Hintergrund trat.

Die Städte Prenzlau und Pasewalk hielten es deshalb für geboten, sich eine neue Verschreibung ihrer Rechte durch die Herzöge von Pommern geben zu lassen. Am 24. August 1321 erwählte die Stadt Prenzlau die Herzöge Otto, Wartislaw und Barnim (III.) von Pommern zu Beschirmern und Vormündern und gelobte, diesen „durch Gut und Böse“ beizustehen und niemals davon abzugehen; Pasewalk desgleichen am 25. August 1321.⁶²

Ein Vergleich der Vereinbarung vom 23. August 1320 mit der vom 24. August 1321 ergibt:

Hieß es am 23. August 1320, sobald ein einstimmig gewählter König dem Lande einen Fürsten gebe, der bessere Anrechte bewiese als der Dänenkönig und die Pommernherzöge, so sollten diese nach Erstattung der Unkosten freiwillig von der Vormundschaft absehen, erklärten sich die Herzöge 1321 ebenfalls bereit, für den Fall, dass der König einen Fürsten mit besseren Rechten senden würde, nach vollständiger Bezahlung aller ihnen entstandenen Kosten von der Vormundschaft Abstand zu nehmen.

Im Vertrag vom 23. August 1320 war zugestanden worden: Sofern ein Krieg herrscht, soll man die kriegführenden Parteien nicht miteinander versöhnen, ohne die Städte in die Entscheidung einbezogen zu haben.

⁶⁰ Rudolf Benl, Pommern bis zur Teilung 1368/72, in: Deutsche Geschichte im Osten Europas. Pommern, hg. v. Werner Buchholz, Berlin 1999, S. 21 – 126, hier bes. S. 106 f.

⁶¹ CDB, A XXI, S. 121.

⁶² CDB, A XIII, S. 167; B I, S. 466; A XXI, S. 124.

Außerdem wurde bestimmt: Wir (die Herzöge von Pommern) wollen in allen diesen Landen nicht bauen (d. h. keine Burgen errichten bzw. Städte befestigen), außer es sei der Wille der Ratsherren der genannten Städte. Wir wollen nur einen eingesessenen (keinen landfremden) Mann als Vogt einsetzen. Die Ratsherren sollen Gericht und Aufsicht über die Münzmeister innerhalb ihrer Stadt haben, und die Münzmeister sollen Feinheit und Gewicht ihrer Pfennige einhalten, wie es seit alten Zeiten üblich gewesen ist. Alle Ritter und Knechte sollen sich der Gerichtsbarkeit unseres Landrichters fügen, alle Bürger in den Städten der des Schultheißen. Die innerhalb der Stadt wohnenden Juden sollen unter der Gewalt der Ratsherren stehen und das Bürgerrecht haben. Diese Passagen wurden am 24. August 1321 wörtlich bestätigt. Das Zugeständnis: Fortan sollen sie haben das oberste Gericht in ihrer Stadt, ist nur im Privileg vom 23. August 1320 enthalten.

In beiden Privilegien wurde Prenzlau zugestanden: Wir wollen ihnen alle Rechte, die sie mit Briefen und Handfesten beweisen können, sichern; ihre Steuern (Schoss/Urbede), die sie in Höhe von 100 Mark zu geben pflegen, soll man nicht erhöhen. Wir wollen ihnen die Schulden der Markgrafen, die sie belegen können, entgelten; dafür sollen sie ihren Schoss und sonstige jährliche Verpflichtungen einbehalten, bis die Schulden abgegolten sind. Auch wollen wir sie darin unterstützen, dass Ritter und Knechte ihre Schulden bei den Bürgern begleichen.

Verfügt wurde 1320/21 darüber hinaus: Niemand anders als allein Pasewalk und Prenzlau soll das Recht haben, mit seinen Schiffen in der Ucker zwischen Prenzlau und Pasewalk zu verkehren. Auch sollen sie eine Flutarche oder ein Wehr zwischen Prenzlau und Pasewalk unterhalten, wo sie es für angebracht halten, und in der Heide (1321: in der Heide zu Torgelow) Holz dazu frei schlagen dürfen so viel, wie sie es für den Durchlauf benötigen. Zwischen Prenzlau und Pasewalk soll kein Weg mehr über die Ucker führen.

Korn und Kaufmannsgut darf zu Wasser und zu Lande frei ausgeführt werden, wohin sie wollen, und die Ucker soll für Bürger und Gäste frei passierbar sein bis in das Haff.

Im August 1320 hatten die Pommernherzöge den Bürgern im Namen des dänischen Königs Christian II. außerdem Zollfreiheit in Dänemark zugesichert, besonders zu Schonen und zu Falsterbo. Auch in allen

pommerschen Landen sollten sie zollfrei sein zu Wasser und in Städten; allerdings unter der Bedingung, dass die pommerschen Bürger auch zu Prenzlau, Pasewalk und Templin diese Freiheit erhalten sollten.

In der Bestätigungsurkunde vom August 1321 fehlt dann der Hinweis auf Dänemark, ebenso wie die Erwähnung der Stadt Templin, die sich zwischenzeitlich dem Mecklenburger unterworfen hatte. Während die Urkunde vom 23. August 1320 noch den Passus enthielt: Sie sollen den Zoll haben, wie ihn der Markgraf hatte, fehlt in der Bestätigungsurkunde ein Jahr später auch dieser. Im Sommer 1323 wurde dem Rat zu Prenzlau eine Hebung aus dem Zoll zu Prenzlau verkauft.

In der Urkunde vom 23. August 1320 war den Bürgern das Eigentum und die Freiheit an den Mühlen, die in der Stadt lagen, überlassen worden, wie sie der Markgraf hatte. Es war ihnen erlaubt worden, nach ihrem Willen innerhalb ihrer Feldmark und in ihrer Stadt neue Mühlen zu bauen. Am 24. August 1321 waren die Herzöge auch diesbezüglich nicht mehr so freigebig. Sie überließen der Stadt jetzt nur noch Freiheit und Eigentum über die neuen Mühlen, die sie innerhalb ihrer Stadt, bei dem Judendorf, gebaut hatten und die sie innerhalb ihrer Stadt bei dem Judendorf und innerhalb ihrer Feldmark noch bauen wollten. Das Eigentum an den alten Mühlen blieb der Stadt versagt. Erst im folgenden Jahr gelang ein weiterer Schritt in dieser Richtung: Am 21. Oktober 1322 quittierten die drei Pommernfürsten der Stadt Prenzlau über 120 Mark, die sie ihnen für die Mühlen entrichtet hatte.⁶³

Beide Urkunden, sowohl die von 1320 als auch die von 1321, legten fest: Welcher Bürger von Herren, von Rittern oder von Knechten ein Lehn gut hat, das soll man nach seinem Tod auch seinem rechtmäßigen Erben verleihen.

Die genannten Vereinbarungen enthielten für die Städte Prenzlau und Pasewalk, zunächst einschl. Templin, also weitreichende Vollmachten und Rechte. Die Auseinandersetzungen zwischen den Herzögen von Mecklenburg und Pommern um die Uckermark aber hatten im Gebiet des alten Uckerlandes schwere Schäden hinterlassen.

König Ludwig IV. aus dem Hause Wittelsbach siegte in der Schlacht bei Mühldorf am Inn am 28. September 1322 über den Habsburger, König

⁶³ CDB, A XXI, S. 128.

Friedrich den Schönen. Der Wittelsbacher hatte nun auch die erforderliche Handlungsfreiheit für die Regelung der brandenburgischen Frage. Er übergab die rivalisierenden Fürsten und belehnte im April 1323 seinen damals etwa 7-jährigen Sohn Ludwig auf dem Reichstag in Nürnberg mit der Mark. In Reaktion auf die neu geregelten Herrschaftsverhältnisse kam es am 20. Juli 1323 zu einem Vertrag zwischen den bisherigen Kontrahenten, in dem diese ihre Interessensphären im umstrittenen Raum bestimmten, Pommern festgelegt auf die Städte Prenzlau und Pasewalk, Mecklenburg auf die Vasallen sowie die Städte Angermünde, Templin, Strasburg, Fürstenwerder und Jagow.⁶⁴

Am 18. März 1324 bestätigte Markgraf Ludwig die Rechte der Stadt Prenzlau. Schon ein Vierteljahr später, am 26. Juni 1324, erfolgte dies nochmals, diesmal sogar durch den König, da Prenzlau sich seinem Sohn unterworfen habe.⁶⁵

1388 ff.: Mit dem Verzicht der Wittelsbacher am 15. August 1373 hatte Kaiser Karl IV. aus dem Hause Luxemburg das Ziel erreicht, das die Grundlage bildete für die Ausführung seiner weitgesteckten Ziele: die Ausweitung der böhmischen Machtposition nach Norden möglichst bis an das Meer. Er belehnte am 2. Oktober 1373 seine Söhne Wenzel, Sigmund und Johann mit der Markgrafschaft Brandenburg. Die Eventualbelehnung für den Fall des Todes der Söhne erhielt Karls Bruder, Johann von Mähren. Von Sigmund wurde die Mark mit Zustimmung seiner Brüder am 22. Mai 1388 an Jost und dessen Bruder Prokop, Markgrafen von Mähren, verpfändet.

Prokop hatte nur Anteil an den Pfandrechten als Erbe. Jost hielt sich zunächst einige Male für jeweils mehrere Wochen in der Mark auf, hatte persönlich aber das Ziel, die böhmische Regentschaft an sich zu bringen, und kehrte von 1391 bis 1397 in die Mark nicht wieder zurück. Selbst in finanziellen Schwierigkeiten, verpfändete er seinen Anteil an der Mark, d. h. ihre Kern- und Hauptgebiete mit Altmark, Mittelmark, Uckermark und Prignitz, am 1. April 1395 an seinen Schwager, den Markgrafen Wilhelm von Meißen, dem er auch die Regentschaft übertrug. Dennoch

⁶⁴ CDB, B I, S. 477; Verzeichnis der von den Herzögen von Pommern an Vasallen und Bürger gewährten Kriegsschäden-Vergütung, in: CDB, A XXI, S. 454.

⁶⁵ CDB, A XXI, S. 131, 133 und 136.

erhielt Markgraf Jost am 10. April 1397 durch König Wenzel die feierliche Belehnung mit der Mark. Durch diese Belehnung änderte sich aber nichts an deren Verhältnissen, außer dass Jost 1398, also nach Jahren, wieder einmal in die Mark kam.

Inzwischen waren in jenen 90er Jahren die nördlichen Nachbarn der Uckermark wieder aktiv geworden. Grenzkämpfe wüteten. Die Stände waren zerstritten, Rivalitäten zwischen Mecklenburg und Pommern führten dazu, dass die Uckermärker teils von beiden Seiten umworben, teils aber auch in schwere Mitleidenschaft gezogen wurden - weil auch, dass es zu so manch privatem Beutezug kam. Ludeke Vermannen z. B. wurde in Prenzlau gefangen gesetzt, weil er zusammen mit seinem Knecht Klaus ohne Wissen und Geheiß des Rates die Stadt verlassen und während des Landfriedens im Gebiet des Herzogs von Pommern-Stettin geraubt hatte. Vermannen gelobte daraufhin am 25. März 1392 dem Rat Urfehde, d. h. dass er sich für seine daraufhin erfolgte Inhaftierung nicht rächen wolle. Ähnlich verhielt es sich im Falle von Hinrick Wichmannsdorf, der ebenfalls von Prenzlau aus Raubzüge in Pommern unternommen hatte und für den dessen Vater der Stadt im April 1392 Urfehde schwor.⁶⁶

1398 soll es mit den Herzögen von Mecklenburg-Stargard zu kriegerischen Verwicklungen gekommen sein. Markgraf Wilhelm fiel im Zusammenhang damit im November 1398 in das Land Stargard ein. Die Herzöge Johann und Ulrich von Mecklenburg rühmten sich, am 25. November 1399 auf dem Karrenberg bei dem Dorf Neuensund im Norden der Uckermark über ein Heer des Markgrafen gesiegt zu haben.⁶⁷ Die Niederlage gab den Anlass, dass sich die Prenzlauer – abermals – unter den Schutz der Pommernherzöge stellten. Diese versprachen Städten und Mannschaft der Uckermark Schadenersatz wegen des Kampfes mit Mecklenburg.

Am 6. Dezember 1399 versicherten die Stettiner Herzöge den Ratsherren und Bürgern zu Prenzlau, zu befestigen alle ihre Freiheiten, alle ihre Rechte und alle ihre alten guten Gewohnheiten. Im Zusammenhang damit steht der Bericht des Lübecker Stadtchronisten Detmar von einer Unternehmung der Herzöge von Mecklenburg am 13. Dezember 1399 gegen Prenzlau, dessen Bürgeraufgebot ihnen entgegengezogen sei, jedoch unterlegen wäre, worauf die Stadt, der die Zahlung von 60.000 Schock

⁶⁶ CDB, A XXI, S. 224.

⁶⁷ CDB, A XIII, S. 341; B III, S. 141.

Groschen auferlegt worden sei, Huldigung habe leisten müssen und die reichsten Bürger als Geiseln stellen sollte.

Die 60.000 Schock wurden an die Mecklenburger nicht bezahlt.⁶⁸ Prenzlau blieb unter pommerscher Hoheit.

Im Dezember 1405 erschien Herzog Swantibor von Pommern-Stettin persönlich in Prenzlau, um zwischen den Prenzlauern auf der einen, Albrecht von Blankenburg, dessen Sohn, Freunde und Knechte auf der anderen Seite zu schlichten, weil Albrecht die Bürger von Prenzlau *vphilt*. Im Endeffekt sollte der Zustand wiederhergestellt werden, dass die von Blankenburg *scholen velich ryden in de Stat Prentzlow, wan en des lüstet, vnd de Rad scholen se met eren Borgern eren vnd werden vnd fordern, wor se moghen*.⁶⁹

Markgraf Jost verstarb am 18. Januar 1411 in Brünn. Die Mark kam an die noch überlebenden Erben Josts, an Sigmund und Wenzel, zurück. Die Erwartungen in der Mark waren groß. Am 8. Juli 1411 setzte Sigmund den Burggrafen Friedrich VI. von Nürnberg aus dem Geschlecht der Hohenzollern zum Landeshauptmann der Mark Brandenburg ein. Friedrich gelang es, am 24. Oktober 1412 den Angriff der um ihren uckermärkischen Besitz besorgten Herzöge von Pommern-Stettin in einem Gefecht am Kremmer Damm, dem Übergang über das Rhinluch, erfolgreich abzuwehren. Doch die Ungewissheit über die Haltung der Prenzlauer währte offenbar noch bis in den Mai 1414, so dass erst dann, am 6. Mai, Burggraf Friedrich den Prenzlauer Bürgern all ihre Freiheiten, Gerechtigkeiten und guten Gewohnheiten unter besonderer Bezugnahme auf die Ausübung der Gerichtsbarkeit bestätigte.⁷⁰

Am 8. November 1414 erfolgte die Krönung Sigmunds zum deutschen König. Zum Dank für seine Verdienste um König und Reich übertrug der König am 30. April 1415 die Mark und das Kurfürstentum mit Kurrecht und Erzkämmereramt an den Burggrafen Friedrich als erblichen Besitz. Der König entband in den folgenden Tagen die märkischen Stände und Einwohner von der ihm als Markgrafen geleisteten Huldigung und

⁶⁸ Detmar-Chronik, hg. von Karl Koppmann, Leipzig 1899, S. 107, Nr. 1078; S. 115, Nr. 1103 (= Die Chroniken der deutschen Städte, Bd. 26; Die Chroniken der niedersächsischen Städte: Lübeck, Bd. 2).

⁶⁹ CDB, A XXI, S. 240 f.

⁷⁰ CDB, B III, S. 178; A XXI, S. 253.

verwies diese an den neuen Herrn. Nachdem die Prenzlauer Friedrich aus dem Hause Hohenzollern gehuldigt hatten, kündigten die Herzöge von Mecklenburg, Johann und Ulrich, ihnen die Fehde an. Der Prenzlauer Rat teilte das seinem neuen Stadt- und Landesherrn mit.⁷¹

Dessen territorialen Hauptprobleme bestanden aber auch weiterhin in der Uckermark, die sich seit 1354 zu großen Teilen im Besitz der Herzöge von Pommern-Stettin befand. Kurfürst Friedrich I. gelang Ende des Jahres 1416 die Auslösung des Uckerlandes aus pommerschem Besitz, so dass erst jetzt über Prenzlau, Strasburg, Zehdenick und Boitzenburg verfügen konnte.⁷²

1424 f.: Am 17. Januar 1424 forderten die Kurfürsten im Bingerer Kurverein ein Mitspracherecht an der Reichsregierung und ließen anderenfalls den Gedanken an eine Absetzung des Königs erkennen. Friedrich I. von Brandenburg wirkte dabei tatkräftig mit. König Sigmund verlieh daraufhin am 17. Februar 1424 die Uckermark wieder den Herzögen von Pommern.

Teile der Prenzlauer Bürgerschaft scheinen gegenüber den Markgrafen von Brandenburg die Treue bewahrt zu haben. Das den Tuchmachern verwehrte Recht zum Gewandschnitt, des Schnittrechts für selbst verfertigte Tuche auf Jahrmärkten und im eigenen Hause, führte 1424 zur Auseinandersetzung zwischen Rat und Bürgerschaft.

Durch die Haltung des Königs ermutigt, fielen die Herzöge von Pommern-Stettin, -Wolgast und -Stargard zusammen mit Herzog Heinrich von Mecklenburg Anfang des Jahres 1425 in die Uckermark ein und eroberten am 15. Februar 1425, unterstützt von Prenzlauer Bürgern, die Stadt.⁷³

Der Magdeburger Schöffenchronik ist darüber zu entnehmen: „Im Jahre 1424 (!) gewannen Otto und Kasimir, Herzöge zu Stettin, mit Hilfe der Herzöge Wartislaw von Wolgast und Herzog Bogislaw von Pommern und Herzog Heinrich von Mecklenburg die Stadt Prenzlau in der Mark dem Markgrafen von Brandenburg ab. Nicht mit großem Heerschild, da die Bürger gar uneins und zwieträftig waren: die Gemeinheit und die Obersten. Denn die Gemeinheit hatte einige aus dem Rat verstoßen,

⁷¹ CDB, B III, S. 226; B IV, S. 9.

⁷² CDB, A XXI, S. 466 f.

⁷³ CDB, C II, S. 10.

die besten und die Vornehmsten, die sie in der Stadt hatten, und die Gemeinheit wollte regieren. Darüber nahmen sie ungewöhnlichen, großen Schaden und verloren die Stadt jämmerlich.“⁷⁴ - Prenzlau war also von Zunfthandwerkern in der Hoffnung auf einen Sturz der Rats Herrschaft den Herzögen von Pommern ausgeliefert und damit das Interesse des Kurfürsten ernsthaft verletzt worden.

Am 13. Januar 1426 übertrug Kurfürst Friedrich I. im Beisein der Stände seinem ältesten Sohn Johann die Regentschaft über die Mark Brandenburg. Am 29. Juli 1426 ist von einem Krieg zwischen Brandenburg und den Stettiner Herren die Rede, doch Markgraf Johann glückte es am 23. August 1426, die Stadt Prenzlau den Pommern wieder abzunehmen.⁷⁵

Am 16. Juni 1427 in Templin geschlossene Friedens- und Beistandsverträge beendeten den Streit mit Pommern und Mecklenburg und stellten in der Uckermark den äußeren Frieden wieder her. Herzog Johann von Mecklenburg wurde aus der Gefangenschaft, in der Kurfürst Friedrich I. ihn gehalten hatte, freigelassen. Der Mecklenburger bekannte, von Friedrich alle seine Lande und Leute zu Lehen genommen zu haben und die Stadt Prenzlau aus der von ihr seinem Vater geleisteten Erbhuldigung entlassen zu haben.⁷⁶

Der Stadt Prenzlau wurden die bisherigen Rechte und Freiheiten jeweils nach einem Herrscherwechsel bestätigt. Das war üblich. Für Prenzlau sind aus der Zeit hohenzollernscher Regentschaft bzw. Landes- und Stadtherrschaft entsprechende Urkunden bekannt aus den Jahren 1414, 1428, 1442, 1471, 1486.⁷⁷ Die mittelalterliche Geschichte Prenzlaus aber war auf Grund ihrer besonderen politischen Funktion durch Vor- und Nachteile gekennzeichnet. Die Stellung Prenzlaus, wie sie sich in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts und damit am Ende des Mittelalters in der landesherrlichen Territorialkonzeption darstellte, wurde durch die damaligen Landesherren der Mark Brandenburg, Kurfürsten aus dem Hause Hohenzollern, schließlich selbst trefflich charakterisiert: Kurfürst Friedrich II. gab am 6. August 1465 zur Kenntnis, dass er die Gebrechen

⁷⁴ Magdeburger Schöppchenchronik, hg. v. Karl Janicke, Magdeburg 1869S. 29 (= Die Chroniken der deutschen Städte, Bd. 7; Die Chroniken der niedersächsischen Städte: Magdeburg, Bd. 1); CDB, A XXI, S. 260 und 262.

⁷⁵ CDB, A XVIII, S. 335.

⁷⁶ CDB, B III, S. 476, 480, 481 und 482.

⁷⁷ CDB, A XXI, S. 253, 266, 295, 342, 361.

seiner Stadt Prenzlau betrachtet und bemerkt habe, *so als sie als eine vorborch [Vorburg] vor vnsren landen vnd der marcke an der Grenitze, ... gelegen vnd das sie als der hoffstede [Hauptstädte] eine* in seinem Kurfürstentum, der Mark Brandenburg, sei.

Auch Friedrichs II. Bruder, Kurfürst Albrecht Achilles, sah die Bedeutung Prenzlau für die Aufrechterhaltung der Herrschaft über die Mark Brandenburg durchaus. In seiner Korrespondenz aus dem Jahre 1471 findet sich am 18. April die Äußerung: Bei der Regelung des Streits der Prenzlauer mit dem von Hohenlohe wegen des Zolls solle man es nach altem Herkommen halten, *dann wir die von Prenitzlaw, nachdem sie die unsern sind, ungeru herter wolten halten dann sie fremd herrn gehalten hetten.*⁷⁸

⁷⁸ CDB A, XXI, S. 331; Politische Correspondenz des Kurfürsten Albrecht Achilles, hg. v. Felix Priebatsch, Bd. 1, Leipzig 1894, S. 244 Leipzig 1894 (= Publicationen aus den K. Preußischen Staatsarchiven, Bd. 59).

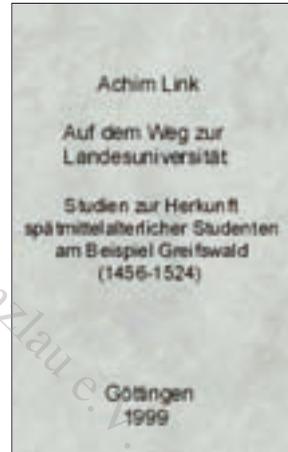
Studien zur herkunft spätmittelalterlicher Studenten am Beispiel Greifswald (1456–1524)

Achim Link, Göttingen

Dr. Achim Link, geboren 1971 in Groß-Gerau, studierte von 1992 bis 1998 mittlere und neuere Geschichte an der Georg-August-Universität Göttingen und promovierte 1998 bei Prof. Dr. Hartmut Boockmann (gest. 1998) mit dem fachlichen Schwerpunkt Universitätsgeschichte des späten Mittelalters aus sozialgeschichtlicher Perspektive. Seit 2001 arbeitet er in einem Beratungsunternehmen in Göttingen.

Inhalt:

Bereits aus dem späten Mittelalter sind von vielen europäischen Universitäten Matrikelbücher erhalten, die Informationen über Namen und Herkunft der Studenten dieser Institutionen liefern. Die sozialgeschichtliche Bedeutung dieser Quellen ist kaum zu überschätzen, liefern Sie doch anhand des Universitätsbesuchs wichtige Einblicke über die frühe Bildungsentwicklung in den verschiedenen Städten und Regionen Europas. Ausgehend von einer Herkunftsanalyse der Studenten der Universität Greifswald von 1456 bis 1524 wird in der Dissertation von Achim Link für die wichtigen Herkunftsorte bestimmt, wie oft sie im gleichen Zeitraum in anderen Universitäten als Herkunftsort genannt wurden. Die Arbeit zeigt auf, wie sich die ursprünglich „universal“ gedachten Universitäten bereits im späten Mittelalter zu reinen Landesuniversitäten entwickelt haben. Gegenstand dieses Beitrags ist der Universitätsbesuch aus Prenzlau bis 1524.



Universitätsbesuch aus Prenzlau im späten Mittelalter: von Leipzig über Greifswald nach Frankfurt

Das südlich an Pommern angrenzende Brandenburg wies mit Prenzlau nur einen Ort auf, aus dem über 20 Studenten nach Greifswald gezogen sind. Sicherlich war hierfür die Nähe anderer mitteldeutscher Universitäten verantwortlich. Welche Bedeutung der pommerschen Hohen Schule im Gesamtvergleich für Prenzlau zukam, soll im Folgenden analysiert werden. Zwar zogen die meisten Prenzlauer zwischen 1456 und 1524 an die Universität Pommerns (25), doch sind die Abstände der anderen Universitäten sehr gering. Nicht Rostock, sondern Leipzig erreichte eine vergleichbare Größenordnung. 20 Prenzlauer ließen sich dort immatrikulieren. Wenn man die Zeit vor der Greifswalder Gründung berücksichtigt, dann steigt die Zahl um weitere 23 Personen. Die Leipziger Universität war demnach der wichtigste Studienort bis zur Neugründung im näheren Greifswald, die der älteren Universität damit zur Konkurrenz geworden ist. Während 1456 bis 1463 fast alle Einschreibungen an der Universität Greifswald in deren Gründungsphase erfolgten, kehrte sich schon danach das Verhältnis wieder um. Bis 1483 favorisierten Prenzlauer die Meißnische Universität. Während des Abschnitts der Rostocker Domfehde und der Krise der dortigen Universität von 1484 bis 1491 ist neben Rostock auch in Leipzig ein Rückgang der Immatrikulationen zu bemerken. Die Greifswalder Universität kann nun an Bedeutung gewinnen und behält eine dominierende Stellung bis etwa 1497, als die Leipziger Zahlen wieder zunehmen. Durch die Neugründungen zu Beginn des 16. Jahrhunderts werden dann allerdings beide Universitäten aus der Gunst der Prenzlauer verdrängt.

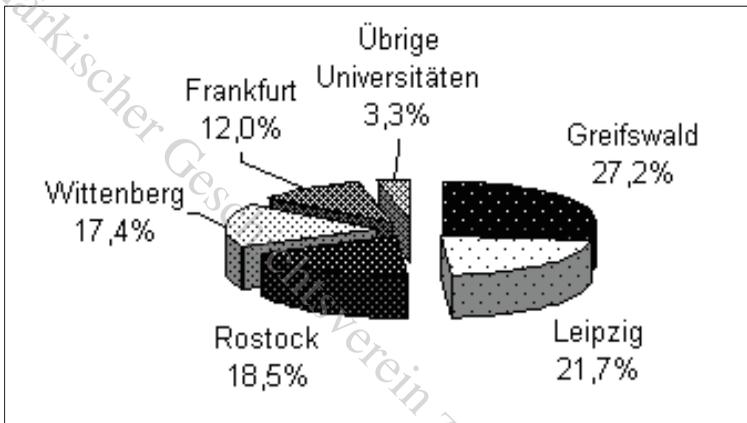
Rostock folgt in der Beliebtheit an dritter Stelle. Nur eine Immatrikulation fand bereits vor der Greifswalder Universitätsgründung statt, so dass man auch hier erst seit 1456 von einem Bedeutungszuwachs sprechen kann. Die Immatrikulationen blieben recht gleichbleibend auf niedrigem Niveau. Nur zwischen 1470 und 1477 wird ein besseres Ergebnis erzielt. Im letzten Abschnitt sowie im Abschnitt der Rostocker Domfehde blieben die Immatrikulationen aus.

Nicht etwa die neue brandenburgische Landesuniversität folgte auf Rostock, sondern Wittenberg mit 16 Eintragungen. Bisher zeigte sich,

Uckermä... Lesesaa

dass die Wittenberger Universität vor allem im letzten Abschnitt häufiger frequentiert wurde, als sie aufgrund der Reformationsereignisse größere Berühmtheit erlangte, doch ist kein Prenzlauer seit 1519 dort immatrikuliert worden. Vor allem in der Gründungsphase der Universität im Jahr 1502 sind sie zahlreich erschienen. Freilich fand auch ein Anstieg seit dem Ausbruch der Reformation im November 1517 statt, denn zwischen 1512 und 1518 stieg die Zahl auf acht Personen an, doch wurde die Universität offensichtlich in erster Linie aufgrund der günstigen Lage bevorzugt. Erst als eine weitere Gründung im näheren Frankfurt einige Jahre später erfolgte, wechselten die Prenzlauer von Wittenberg nach Frankfurt, wo im letzten Abschnitt alle Einschreibungen erfolgten. Durch den kürzeren Zeitraum erreicht diese Universität allerdings noch nicht die Wittenberger Immatrikulationszahl. Im Jahre 1496 erfolgte außerdem noch eine Prenzlauer Eintragung in Wien, eine 1340 in Bologna sowie zwei 1494 in Krakau, so dass man zusammen 117 Immatrikulationen erhält, von denen 25 vor 1456 erfolgten, die restlichen 92 zwischen 1456 und 1524. An der prozentualen Verteilung aller Einschreibungen kann man die Lage der Stadt inmitten einer dichten Universitätslandschaft ablesen (vgl. folgende Grafik). Keine Universität erreichte einen Anteil über 30 Prozent: die größere Auswahl der verschiedenen Hohen Schulen war zu groß, als dass nur eine Universität zur Domäne hätte werden können. Man muss allerdings berücksichtigen, dass eine eigene Landesuniversität erst sehr spät gegründet wurde. In späteren Jahren hat sicherlich auch dort eine stärkere Monopolisierung auf Frankfurt stattgefunden.

Die Frequenz aller Einschreibungen aus Prenzlau verlief recht gleichbleibend. In der ersten Hälfte des Zeitraums erfolgten 40, in der Zweiten 52 Immatrikulationen (vgl. folgende Tabelle). Nur im Gründungsabschnitt Frankfurts (1505- 1511) sowie im Abschnitt, als die Reformation ausbrach (1512-1518), stiegen die Zahlen. Der Gesamtanstieg fiel vor allem deshalb so gering aus, weil die bisher wichtigen Universitäten Greifswald und Leipzig ihre Bedeutung fast vollständig verloren haben. In den Ergebnissen spiegeln sich Studentenmigrationen zwischen den verschiedenen Universitäten wider: während die Leipziger Universität bis zum Jahr 1483 eine dominierende Stellung einnahm, kann Greifswald deren Stellung seit 1484 bis etwa 1497 übernehmen. Am Ende des 15.



Prenzlaue Studenten 1456-1524 (Verteilung auf Universitäten).

Jahrhunderts gehen die Studenten wieder häufiger nach Leipzig, doch übernimmt Wittenberg seit 1502 die Führung unter den konkurrierenden Hochschulen, seit 1505 allerdings im Zusammenspiel mit Frankfurt. Erst im Jahre 1519 wird Wittenberg dann von der eigenen Landesuniversität als wichtigstem Studienort abgelöst.

Prenzlaue Studenten bis 1524

Universität	Vor 1456	1456-1490	1491-1524	Gesamt
Leipzig	23	14	6	43
Greifswald	0	15	10	25
Rostock	1	11	6	18
Wittenberg	0	0	16	16
Frankfurt	0	0	11	11
Krakau	0	0	2	2
Wien	0	0	1	1
Bologna	1	0	0	1
Gesamt	25	40	52	117

George de Laly – Doursal, Hauptmann der Grands Mousquetaires in Prenzlau

Brigitte Müller-Heynen, Berlin

Bei einem Verwandtenbesuch in Hamburg im Januar 1967 berichtete mir meine Tante bei der Ansicht alter Familienpapiere, dass unser Familienname Lua (Luya), also mein Mädchenname Lua, französischer Herkunft sei und unsere hugenottischen Vorfahren nach dem Widerruf des Edikts von Nantes im Oktober 1685 aus Frankreich fliehen mussten. Diese spärlichen Informationen weckten mein Interesse und so begann meine Liebhaberei für die Genealogie. Vier Jahre später, nachdem ich in vielen Archiven in der Schweiz, in Frankreich und in Holland persönlich recherchiert hatte, konnte ich die Heimat meiner Vorfahren im Dauphiné besuchen. Aber irgendwann einmal sind auch Familienspuren ausgeforscht. Mir blieb die Freude an kleinen genealogischen Arbeiten, die auf den Einträgen in Büchern der französisch-reformierten Kirchen in Berlin und der Mark Brandenburg basieren. Es ist spannend, was sich aus Kirchenregistern, Protokollbüchern, Akten und der Literatur über einzelne Refugiés noch zusammentragen lässt und sich dann mosaikartig zu einer Lebens- und Familiengeschichte aus alten Zeiten zusammenfügt. Zurzeit recherchiere ich zu einigen Grands Mousquetaires und ihren Familienmitgliedern, die um die Wende des 17. Jahrhunderts in Prenzlau und Umgebung sesshaft geworden waren. Der Plan zu dieser Arbeit entstand vor ca. fünf Jahren bei einem Besuch im Prenzlauer Stadtarchiv, als ich nach Spuren meiner Urahnen, des Generals Johann Jakob von Wunsch suchte, der von 1763 bis zu seinem Tod 1788 in Prenzlau lebte.

Frau Müller Heynen veröffentlichte im Jahrbuch für brandenburgische Landesgeschichte, Band 58 (2007), S.76 – 83 einen Beitrag unter dem Titel: Der Grand Musquetaire Jean Pierre Constantin de Belloc und das Potzlower Vorwerk.

Zur 2. Kompagnie der Grands Mousquetaires, die in Fürstenwalde / Spree stationiert war, gehörte der Hauptmann George de Laly-Doursal.(1) Im Verpflegungsetat des Regimentes von 1691 wird er als „Lieutenant

Doursal“ aufgeführt. Der Name Doursal leitete sich von seinem Besitztum in Frankreich ab. (2) Wahrscheinlich hielt er sich 1704 vorübergehend in der Stadt Magdeburg auf. In der dortigen französisch-reformierten Gemeinde spendete er bei der Hauskollekte 20 Taler zum „französischen Kirchenbau“. (3)

Nach militärischen Einsätzen hatte er sich, wie viele seiner Kameraden, in Prenzlau niedergelassen. In einem Zeitraum von 36 Jahren sind in den Kirchenbüchern der französisch-reformierten Gemeinde sechs Amtshandlungen zum Namen „de Laly-Doursal“ nachzuweisen. Es handelt sich um eine Trauung und fünf Bestattungen von Familienmitgliedern auf dem Friedhof St. Jakobi zu Prenzlau.

Aus dem alltäglichen Leben in der französischen Kolonie ist kaum etwas überliefert. Zu einzelnen Familien sind kleine Begebenheiten im Protokollbuch der französisch-reformierten Gemeinde eingetragen. So auch zur Familie de Laly-Doursal:

Den 29. September 1710 „Madame Doursal hat der Frau des Meisters Minou wegen ihrer Bedürftigkeit einen halben Scheffel Mehl gegeben. Monsieur Bonafoux hat ihn der genannten Dame zurückgegeben und noch mehr, er hat der genannten Minou einen halben Scheffel Mehl durch Monsieur Charetier geliefert.“ George de Laly-Doursal wird im Protokollbuch mehrmals als „ancien“, also Ältester der Gemeinde, genannt. Am 27. Juni 1717 erfolgte seine Wiederwahl mit vier anderen in einem festlichen Gottesdienst, den der Prediger Jacques de Constantin hielt. (4)

Zu den einzelnen Familienmitgliedern de Laly-Doursal in Prenzlau:

1.) George de Laly, Seigneur de Doursal, aus Pootours bei Lalinde im Périgord, schloss am 6. Januar 1697 die Ehe mit Anne de Houst aus Sedan, Witwe des Pfarrers Henri Brazzy, der bis zu seinem Tod 1695 in Prenzlau amtierte. (5) George de Laly-Doursal starb am 8. März 1721 im Alter von 61 Jahren. (6) Anne de Houst, seine Ehefrau, starb am 4. April 1721 im Alter von 67 Jahren. (7)

2.) Die Schwester Catherine de Laly-Doursal starb im Alter von 45 Jahren am 15. Mai 1699. (8) Laut Kolonieliste vom 31. Dezember 1698 lebte sie noch im Berliner Stadtteil „Villeneuve“. (9)

3.) Der Bruder Armand de Laly-Doursal, preußischer Oberstleutnant der Kavallerie starb am 28. August 1714 im Alter von 60 Jahren. (10) Als

er Mitte Juli 1686 in Frankfurt am Main in den Distributionslisten der französisch-reformierten Gemeinde registriert wurde, gab er „Brandenburg“ als Reiseziel an. (11) Beide Brüder werden dann in der Kolonieliste von 1709 als Pensionäre bezeichnet. Armand reiste in der Begleitung eines Dieners. (12) Seine Ehefrau Anne Philéman aus Metz starb am 18. Mai im Alter von 76 Jahren. (13)

Ohne Angaben zu ihrer Herkunft und ihres Verbleibes im Réfuge, sind noch Félice und Susanne de Laly in der Liste der preußischen Staatspensionäre aufgeführt. (14)

In den Kirchenbucheinträgen werden zum Namen de Laly-Doursal die beiden Orte Pontours und Lalinde genannt. Sie liegen im Périgord, das im Wesentlichen dem heutigen Département Dordogne entspricht. Sie sind durch den windungsreichen Fluss Dordogne getrennt und liegen sich in einer Entfernung von ca. fünf Kilometern gegenüber. Die Landschaft ist sehr reizvoll und reich an Burgen und Schlössern. Im Mittelalter war die Dordogne der Grenzfluss zwischen dem Lehensbesitz der englischen Krone, dem ehemaligen Gouvernement Guyenne, und der durch den Grafen von Toulouse französisch gewordenen Provinz Languedoc. Lalinde, am rechten Ufer des Flusses gelegen, wurde 1242 zum ersten Mal schriftlich erwähnt. 1267 wird in der Stadtchronik berichtet, dass die erste englische Bastide von Jean de Laly direkt am Flussufer errichtet wurde. Das linke Ufer war bereits mit fünf französischen Bastiden bestückt.

„Bei den Bastiden handelt es sich um Orte oder kleine Städte, die einem politischen, wirtschaftlichen oder strategischen Kalkül zufolge völlig neu in noch unbesiedeltem oder wieder brachliegendem Land errichtet worden sind. Ihr grundsätzliches Charakteristikum ist, dass sie als Ganzes in einem Zug entstanden sind, also keine historisch gewachsenen Siedlungseinheiten bilden. Um einen zentralen Platz, an dem die Kirche steht, scharen sich die meist bescheidenen Wohnhäuser...“ (15)

In der einst befestigten Stadt Lalinde haben einige alte Fachwerkhäuser, darunter das prachtvolle Haus des Gouverneurs von 1597, das „Montard-Haus“ und die wuchtige Markthalle auf dem zentralen „Platz der Republik“ die Jahrhunderte überdauert. Viele historische Bauten wurden durch die mehrmaligen Belagerungen während der Religionskriege im 16. und 17. Jahrhundert zerstört. Aus der Zeit der Befestigung sind noch zwei Tore, einst Eingänge in die Stadt, erhalten geblieben. Die malerischen

Terrassengärten liegen an dem der Stadt zugewandten Ufer der Dordogne. Hier stand einst das Schloss. An der Brücke, die über den Fluss führt, sind noch Überreste des ehemaligen Bollwerks zu erkennen. Da die Schifffahrt auf der Dordogne durch Stromschnellen sehr gefahrvoll war, wurde zwischen den Orten Mauzac und les Tuilières ein fünfzehn Kilometer langer Seitenkanal angelegt, der 1843 in Lalinde in Betrieb genommen wurde. Als der Warentransport auf Schiene und Straße zunehmend an Bedeutung gewann, wurde der Kanal 1926 schon wieder stillgelegt. Heutzutage ist er eine romantische Kulisse für das Städtchen und seine Uferpromenaden sind für die Spaziergänger und Angler ein besonderer Anziehungspunkt. Auch der einst wichtige Hafen Lalindes wird nur noch als Liegeplatz für Privatboote genutzt. (16)

Auf der gegenüberliegenden Seite erstreckt sich am linken Ufer der Dordogne in hügliger Landschaft der kleine Ort Pontours. Hier wurden um 1654 bis ca. 1660 die drei Geschwister de Laly-Doursal geboren, deren Spuren sich in Preußen wiederfinden und die am Ende des 17. Jahrhunderts in der kleinen Garnisonstadt Prenzlau eine neue Heimat fanden. Sie stammten aus der kinderreichen Familie des Marc (Martin) de Laly, der ab 1642 zweiter Konsul in Lalinde war. Die Mutter, Françoise du Clave, stammte aus Angoulême. (17) Sie waren die erste Familie ihres Namens, die urkundlich in Pontours nachzuweisen ist. Sie besaßen zwei Häuser im Ort, von denen eines in baulich veränderter Form bis heute erhalten geblieben ist. Es steht am Ufer der Dordogne auf dem ehemaligen Platz der alten Kapelle St. Bartholomy, blieb aber nur bis 1678 im Familienbesitz. Wenige alte Gebäude stehen noch in Pontours. Zu ihnen gehören die Markthalle und die Kirche, die aus dem 12. Jahrhundert stammt. Eine liebenswürdige Einrichtung aus unseren Tagen ist ein kleines Areal, das für die zahlreichen Schwäne am Flussufer angelegt wurde. Die drei Fotos vom Ort wurden 2005 von Mademoiselle Maryvonne Mazalrey aufgenommen und vermitteln einen prägnanten Eindruck von Pontours.

Dankenswerterweise hatte Mademoiselle Mazalrey auch die Nachforschungen in den Kirchenbüchern von Portours und dem Nachbarort Badefols übernommen. Sie ergaben, dass die Familie de Laly-Doursal sich schon früh der Lehre Calvins angeschlossen hatte, aber nicht alle Familienmitglieder bereit waren, aus Glaubensgründen ihre Heimat zu verlassen. Um im Perigord bei ihren Besitztümern bleiben zu können,

mussten sie zum Katholizismus konvertieren. In den katholischen Kirchenbüchern von Pontours erscheint der Name de Laly-Doursal erstmals am 21. Mai 1690, danach wieder ab 1702. Die reformierten Bewohner von Pontours gingen zum Gottesdienst in den benachbarten Ort Badefols, in dem es eine reformierte Kirche, einen reformierten Prediger und einen eigenen Friedhof für die Bestattung reformierter Gemeindeglieder gab. Das erklärt sich daraus, dass die Lehnsherren von Badefols, die Seigneurs de Gontaut, nahe Verwandte der Familien d'Albret und von Navarra, also des Königs Heinrich IV. waren, die als strenggläubige Calvinisten galten. Kirche und Friedhof sind schon vor 1715 verschwunden. Zu jener Zeit ging die konfessionelle Spaltung durch Orte und Familien. Ihrem Glauben treu geblieben sind die drei Geschwister de Laly-Doursal, die in Prenzlau lebten und starben.(18)



Blick auf das Dorf Pontours.



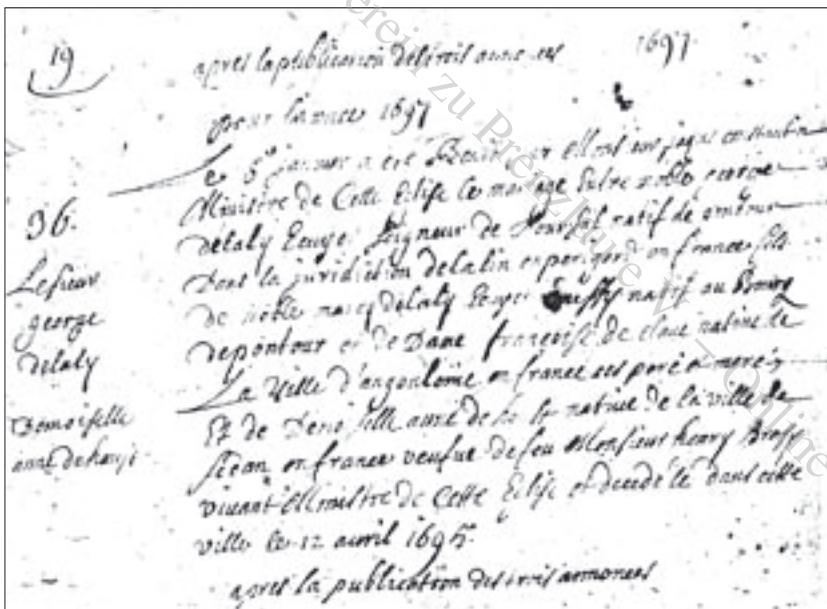
Das rechte Haus im Dorf Pontours war das Wohnhaus der Familie de Laly.

Quellen- und Literaturverzeichnis zu Geore de Laly-Doursal

- 1.) Jean-Pierre Erman : Mémoires pour servir à l'histoire des réfugiés français dans les états du Roi. Bd. 9. Berlin 1799 , B. 304.
- 2.) Karl Heinrich Siegfried Köchenbach : Beiträge zur Bereicherung und Erläuterung der Lebensbeschreibungen Friedrich des Großen, König von Preußen, Bd. 1, Berlin 1836.
- 3.) Henri Tollin: Geschichte der französischen Kolonie von Magdeburg, 6 Bde. Halle/ S. /Magdeburg 1893, Bd. 3, B. 144.
- 4.) Archiv Französischer Dom (AFr.D): Rep. 28a, Nr. 5804 (Protokollbuch) Vol 1, Blatt 56 und 62.
- 5.) AFr.D: Rep. 28a, 4722, 036.
- 6.) AFr.D: Rep. 28a, 483.
- 7.) AFr.D: Rep. 28a, 485.
- 8.) AFr.D: Rep. 28a, 121.
- 9.) AFr.D: Rep. 04-1948-Rôle général- 1698.
- 10.) APrD:Rep. 28a, 395.
- 11.) Wilhelm Beuleke: Die Südfranzosen in den uckermärkischen Hugenottenkolonien Prenzlau, Potzlow und Strasburg. Sickete 1980, S. 8 und 9.
- 12.) GStA PK , I HA, Rep. 122, Abt. 46, Nr. 2 - Rôle général - 1705.
- 13.) AFRD, Rep. 28a, 693.

- 14.) vgl. Anm. 3, B. 145.
 15.) Rolf Legler: Südwest-Frankreich, Köln 1994, S. 316.
 16.) Diverse Reiseführer, unter anderem:
 Marcus X Schmid: Südwest-Frankreich, Michael Müller-Verlag, 2008 , S. 131 Alo und Nikolaus Miller, Dumont Reise-Taschenbuch, 2007, B. 193 f Nikolaus und Alo Miller, "Dumont-direkt" Dumont Reiseverlag 2007, 5. 72.
 17.) M. Gaustat : Lalinde et les libertés communales. Pontours 1884, S. 423.
 18.) Nach Mitteilungen von Mademoiselle Maryvonne Mazalrey, Romans-sur-Isère, Le Marly A, Avenue Gambetta - Frankreich.

Anlage



Abschrift des Traueintrages von George de Laly und Anne de Houst

Quelle : AFRD Rep. 28a, 4722, 036

apres lapublication des trois annonces 1697

pour l'année 1697

Le 6 janvier a été Benit par Monsieur jaqus constantin Ministre de cette Eglise le mariage

Entre noble george delaly Ecuyer Seigneur de Doursal natif de pontour dans la juridiction delalin en perigord en france fils de Noble marq deLaly Ecuyer aussy natif au Bourg depontour et de Dame françoise de Clave native de La Ville d'angoulême en france ses peré et meré.

Et de Demoiselle anne de houst native de la ville de Sedan en france veufve de feu Monsieur

Henry Brosy vivant Ministre de cette Eglise et decedé le dans cette ville le 12 avril 1695.
apres la publication des trois annonces

Nach der Veröffentlichung der drei Ankündigungen 1697
Für das Jahr 1697

Am 6. Januar wurde durch Herrn Jaqus Constantin, Pfarrer dieser Kirche, die Ehe zwischen dem Edlen George de Laly, Junker, Herr aus Doursal, gebürtig in Pontour im Gerichtsbereich Delanin im Perigord in Frankreich, Sohn des Edlen Marq(is) de Laly, ebenfalls Junker gebürtig im Marktort Pontour, und der Dame Françoise de Clave, gebürtig in der Stadt Angoulême in Frankreich, (das sind) sein Vater und (seine) Mutter.

Und dem Fräulein Anne de Houst gebürtig in der Stadt Sedan in Frankreich, Witwe des verstorbenen Herrn Henry Brosy, der zu Lebzeiten Pfarrer dieser Kirche war und der am 12. April 1695 in dieser Stadt gestorben ist.

Der Uckermärker und die Importierten Gemälde des berühmten Berliner Malers Theodor Hosemann (1807–1875)

Jürgen Theil, Prenzlau

Die Berliner „Illustrierte Zeitung“ schrieb am 31.12.1864 über den Künstler und das in der Uckermark entstandene Gemälde:

„L.P. Der volksthümlichste aller Humoristen in der Malerei, welchen Berlin jemals erzeugte, Hosemann, der, wie ehemals mit Zeichenfeder und Radiernadel, so heute mit dem Pinsel das Volksleben seiner Heimat so treu und charakteristisch in der grotesken wie in der gemüthlichen Komik seiner Erscheinungen im Bilde abzuspiegeln weiß, war auf der letzten großen Kunstausstellung zu Berlin durch fünf kleinere Gemälde vertreten. (...) Das zweite, zwar auch dem auf heimischen Boden unserer Mark erwachsen, aber doch allgemeiner und kosmopolitischer in seinem Gegenstande, war das Original unseres Holzschnitts, nicht minder belustigend als das erstgenannte, und in Ton und Farbe als malerische Leistung wohl noch ausgezeichnet. Zu seiner Erläuterung ist wenig zu sagen. Es spricht seinen Inhalt selbstverständlich genug aus. Der alte Schäfer mit seinem fabelhaften Hut, der sein wunderliches verwettertes Gesicht überschattet, ist ein ebenso urwüchsiges Product der heimischen Uckermark, wie das „Stinkkraut“, das in seiner Pfeife dampft. Er raucht es zwar vorschriftsgemäß auf so „hohen Bergen“ als sie diese Gegend des deutschen Vaterlandes überhaupt hergibt; aber auch da theilen sie der freien weiten sommerlichen Luft, welche über der bescheidenen Landschaft weht, dem Anschein nach, keine eben angenehmen Düfte mit. Das empfinden mit lebhafter Entrüstung die beiden „Jünglingsknaben“, die dort auf der Höhe angelangt sind und bei dem Hüter seiner Ziegen wohl den Weg zur Fortsetzung ihrer Fußwanderung erfahren zu wollen scheinen. Importiert wie die Cigarren, welche ihre jugendlichen Lippen halten, so sehen sie selbst aus in jedem Zuge ihres Wesens, in ihren englischen Airs jedem Stück ihrer „Traveller“ – Garderobe; selbst ihre hochnasigen,

gedunsenen Gesichter gleichen mehr einem eingeführten künstlichen Fabrikat als einem gesunden Naturerzeugniß. Der Contrast dieser beiden Menschengattungen, welche sich hier gegenüberstehen, ist mit dem glücklichsten Humor und großer Feinheit der Charakteristik durchgeführt, ohne Caricatur und Uebertreibung; und die echt märkische schmucklose und doch anmuthige Landschaft, in welcher die komische Scene spielt, steht gegen die Behandlung des Figürlichen nicht zurück: Menschen und Thiere, Terrain und Luft bilden ein so hübsches malerisches Ganze wie es nur je dem Autor diese Bildes gelang.“ (Das Originalbild wurde im Oktober 2004 für 6.152 US-Dollar versteigert.)

Theodor Hosemann (1807-1875) stammt aus Brandenburg / Havel. Er wurde bei Arnz & Winkelmann in Düsseldorf zum Lithographen ausgebildet und beherrschte die Kreide- und Federlithographie in hoher Perfektion. Unter den Berliner Zeichnern und Malern des 19. Jahrhunderts erfreute



Der Uckermärker und die Importierten.

er sich größter Beliebtheit. Er galt als einer der interessantesten Künstler seiner Zeit. In den »Schriften des Vereins für die Geschichte Berlins« vom September 1897 wird er, der fast ein halbes Jahrhundert in Berlin wirkte, als einer der „getreuesten Chronisten und Schilderer“ bezeichnet. „Nicht nur der Zeichenstift, auch Pinsel und Palette waren ihm vertraut. Für die Malerei fand er allerdings wesentlich weniger Zeit. Dem Karikaturisten und Zeichner, dem Maler und Buchillustrator verdanken wir an die 5.000 bis 6.000 graphische Arbeiten, etwa 500 Ölgemälde, zahlreiche Aquarelle und unendlich viele Handzeichnungen.“ In den Jahren 1837 bis 1853 arbeitete er u. a. für Adolf Glasbrenners Hefte „Buntes Berlin“. Darüber hinaus war er auch als Illustrator von Kinderbüchern tätig. So hat er beispielsweise die Erzählungen von Hauff, Andersen sowie Bürgers „Des Freiherrn von Münchhausens wunderbare Reisen und Abenteuer“ illustriert.

Der Prenzlauer Lehrer Wilhelm Stahlberg über die Französische Revolution

Wilhelm Stahlberg wurde am 8.9.1819 als Sohn des Friedrich Ephraim Stahlberg in Prenzlau geboren. 1838 legte er am Prenzlauer Gymnasium das Abitur ab. Nach dem Studium wurde er schon 1847 Rektor der höheren Töchterschule in Luckau/Niederlausitz. 1854 heiratete er Ernestine Fliess aus Naumburg. Zwei Jahre später wurde er Rektor einer 18-klassigen Stadtschule in Finsterwalde, bevor er 1859 Rektor in Stolp/Hinterpommern und 1865 in Naumburg wurde. Er gab u.a. einen vielbeachteten Lehrplan und einen „Leitfaden für den Unterricht der Geschichte“ heraus. 65-jährig verlegte er 1894 seinen Wohnsitz wieder in seine Heimatstadt, wo er nun ständiger Besucher der Prenzlauer Loge wurde. Im Prenzlauer Verlag von Theophil Biller veröffentlichte er 1895 sein Buch mit dem Titel: „Die Humanität nach ihrem Wesen und ihrer Entwicklung. Eine Wanderung durch die Geschichte.“ – aus dem im Folgenden ein Auszug vorgestellt wird. In seinen Schriften wird seine konsequent bürgerliche Staatsauffassung sehr deutlich. Entschieden trat er gegen den aufkommenden Militarismus und Antisemitismus auf. Als Mitglied der Loge setzte er sich für eine zeitgemäße Öffnung der Freimaurerei ein. Er starb am 26.8.1904 im Alter von 84 Jahren in Prenzlau. Quelle: Franke, Peter: Rektor a.D. Wilhelm Stahlberg: Ein Querdenker aus Prenzlau? (Vortrag in der Prenzlauer Kultur arche, 27.5.1995.)

(...) Was sich hier seit 1789 (in Frankreich) vollzog, war nicht Reform, sondern Revolution, eine Umwälzung in größtem Stil, denn was bisher unten war, kam nach oben, der Diener wurde der Herr, der legitime Monarch bestieg das Schafott und das Volk den Thron. Die Ursache dieser Revolution war der schreiende Gegensatz zwischen den geltenden, zum Teil noch mittelalterlichen Ordnungen und der Willkürherrschaft und Unsittlichkeit des rücksichtslosesten Absolutismus einerseits und den Forderungen der neuen Zeitideen der Aufklärung andererseits. Gleich anfangs proklamierten sich die Abgeordneten des Dritten Standes (...) als die allein wahre Nationalversammlung und damit die Volkssouveränität und

das allgemeine Staatsbürgertum. Daran schloss sich die bekannte Erklärung der allgemeinen Menschenrechte, welche schon der nordamerikanische Kongress 1776 als die leitenden Grundsätze des Staatsrechtes anerkannt hatte. Es sind die unveräußerlichen Rechte gemeint, durch welche der in Gemeinschaft lebende Mensch eine sich selbst bestimmende Persönlichkeit ist, die Rechte der Freiheit, der Gleichheit, der Sicherheit, des Eigentums. Es steht also jedem frei, zu denken, zu glauben, zu sprechen, zu schreiben und zu handeln wie er will; er hat aber immer eine Grenze an dem Rechte des anderen. (...) Der Fortgang der Revolution entsprach nicht dem Anfang, und damit schwand auch die Begeisterung, welche ihr die edelsten Geister aller Nationen entgegengebracht hatten. Die schlimmsten Leidenschaften wurden entfesselt, im Namen der Humanität die blutigsten Gräueltaten verübt, Recht, Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit zur Karikatur. Und bald wurde Europa zu einer großen Kriegsbühne, (...) Ein Mann von gigantischer Kraft, aber ohne sittliche Größe, ein Verächter alles Idealismus, ein Egoist durch und durch, dabei mit schärfstem Verstande, der glänzendsten Organisationsgabe und der seltensten Kriegskunst ausgerüstet, so griff Napoleon ein in die Geschicke seines Landes und Europas. Heer und Volk waren bald von ihm gewonnen und glaubten blindlings an seinen Stern; (...). Die Saat der Revolution wurde weithin verstreut und fand fast überall fruchtbaren Boden, dem Beispiele Frankreichs folgten nach und nach in verschiedener Weise die europäischen Völker. Wohl stemmten sich die alten Mächte des Absolutismus im Bunde mit der erstarkenden Hierarchie, mit Hilfe ausgedehnter Polizeimaßregeln und mit Benutzung einzelner geistiger Richtungen der neuen Ideen, eine Zeitlang entgegen, als hätte es keine Französische Revolution gegeben; man denke an (...) die Heilige Allianz und den Einfluss Metternichs, an die romantische Schule, die Demagogenhetze, an die Schicksale Arndts und Jahns (...). Ein eigentümliches Gegenbild zu der politischen Entwicklung Frankreichs bietet Preußen; es erreichte nach dem unheilvollen Tilsiter Frieden 1807 ohne die blutigen Schrecken der Revolution auf dem friedlichen Wege der Reform durch die Steinsche Gesetzgebung eine Entfesselung der lange unterdrückten Volkskräfte, die Befreiung des Bauernstandes, die Städteordnung, die Gewerbefreiheit, die Selbstverwaltung der Gemeinden, und trat um die Mitte des Jahrhunderts in die Reihe der Verfassungsstaaten.

Prenzlau im 19. Jahrhundert. Grundlinien der Entwicklung einer mittelgroßen Stadt in der Provinz Brandenburg

Wolfgang Radtke, Berlin

*Sehr geehrter Herr Bürgermeister Moser, sehr geehrter Herr Vorsitzender der
Stadtverordnetenversammlung Hoppe,
sehr geehrte Damen und Herren Stadtverordnete, meine Damen und Herren!*

*Ich bedanke mich für die freundliche und mich ehrende Einladung, anlässlich
des 200. Jahrestages der Erstwahl der Prenzlauer Stadtverordneten am 23.
April 1809 im Rahmen der preußischen Städteordnung zu Ihnen sprechen zu
dürfen.*

Am 4. März 1807 starb der in Prenzlau geborene Landschaftsmaler Jakob Philipp Hackert im fernen San Piero di Careggio bei Florenz, von dem, wenige Jahre später, eigens eine Lebensgeschichte mit dem Untertitel „Biographische Skizzen, meist nach dessen eigenen Aufsätzen entworfen von Goethe“ veröffentlicht wurde, gerade zu einer Zeit, als seine Heimatstadt sich in einer Phase tiefster Depression befand, war sie doch wenige Monate vorher, am 28. Oktober 1806, auf demütigendste Weise von einem kleinen französischen Armeekontingent unter dem Kommando des Marschalls Murat, Schwager Napoleons, gegen eine zahlenmäßig preußische Übermacht eingenommen worden und litt unter der Erbarmungslosigkeit der Besatzungsmacht. Der Schande nicht genug, wurde der Name der Stadt „Prenzlow“ als öffentliches Fanal der preußischen Niederlage vom Sieger in den in Paris errichteten Arc de Triomphe eingemeißelt. Diese Koinzidenz historischer Erinnerung, einerseits das Gedenken an den Tod des großen Sohnes der Stadt, eines Künstlers von europäischem Rang, und andererseits die schmachvolle Kapitulation gegenüber den Franzosen fast zu gleicher Zeit sagt Grundsätzlicheres über den historischen uckermärkischen Ort Prenzlau aus, als es zunächst den Anschein haben könnte. Denn diese Gleichzeitigkeit kann in gewissem Sinne als Spiegelbild der Weltlage in einem städtischen Kristallisationspunkt gedeutet werden. Prenzlau hat in

Hackert eine Jahrhundertbegabung hervorgebracht, die erst in jüngster Zeit in ihrer wahren Bedeutung für die deutsche Landschaftsmalerei des 18. Jahrhunderts entdeckt worden ist – man denke an die Ausstellungen in Weimar und in der Hamburger Kunsthalle, die Stadt ist aber gleichzeitig Schauplatz und Handlungsort großer europäischer Politik, in diesem Falle der die Welt verändernden Kriege des napoleonischen Zeitalters, die den preußischen Staat fast seine Existenz gekostet hätten, ihm aber auch die Chance des Neuanfangs aus der säkularen Krise boten. Diese beiden synchron zu beobachtenden Phänomene, Katastrophe und Krisenbewältigung, sind für den Historiker nicht nur im nationalen Rahmen zu beobachten und dann zu beschreiben, sondern sind auf ihre Weise auch an einem bestimmten Ort, in diesem Falle einer mittelgroßen Stadt in der Mark Brandenburg, eingebunden in die preußische Monarchie, nachzuweisen und ins allgemeine Bewusstsein zu heben. Aus diesem Grund ist die intensive Beschäftigung mit Stadtgeschichte in ihrem territorialen Kontext nicht nur Faktenerhebung für einen spezifischen Ort, sondern auch verbunden mit einem Diskurs über allgemeinere politische und gesellschaftliche Probleme, für deren Erhellung die Stadtgeschichtsforschung einen nicht geringen Beitrag leistet.

Nach diesem Verständnis steht die Geschichte Prenzlau im 19. Jahrhundert im Fokus unserer Aufmerksamkeit. Diese ist nur dann von einem allgemeineren Erkenntnisinteresse über die lokale Aufmerksamkeit hinaus, wenn sie sich über die Singularität der für Prenzlau relevanten Fakten erhebt und Entwicklungslinien aufzeigt, die insgesamt das 19. Jahrhundert als eine unverwechselbare Epoche bestimmen. Dabei muss beachtet werden, die Bedeutung des historischen Ortes nicht überzubewerten, aber auch nicht zu verkleinern: Denn Prenzlau ist im 19. Jahrhundert nicht mehr und nicht weniger als eine mittelgroße Stadt, die in der Provinz Brandenburg nach Neuordnung der politischen und administrativen Verhältnisse ihren unverwechselbaren Platz im provinziellen und gesamtstaatlichen Kontext finden musste, nachdem sie ihre extraordinäre offizielle Funktion als Hauptstadt der Uckermark verloren hatte und verfassungsmäßig nicht mehr war als der administrative Mittelpunkt eines Kreises gleichen Namens. Unabhängig davon ist zu untersuchen und nachzuweisen, dass Prenzlau, in welcher Einbindung auch immer, sei diese politisch-administrativ, sozial, ökonomisch oder kulturell, durchgehend ein zentraler

Ort gewesen ist, Mittelpunkt eines größeren Einzugsgebietes, besonders auf dem Gebiet der Landwirtschaft, bei gleichzeitigem direktem Bezug zu anderen preußischen Städten mit besonderer Funktion, also Berlin als der Hauptstadt des Königreiches Preußen und später des Kaiserreiches, für das Prenzlau aber nur peripher liegt und auch von peripherer Bedeutung ist, welches aber umgekehrt der große Ideengeber gewesen ist, oder auch Stettin, dessen Kontakt Prenzlau suchen musste, um Anschluss an die überregionalen Verkehrs- und Warenströme zu finden. Gelingt es der Stadt, im Rahmen der politischen und verfassungsmäßigen Vorgaben, wie sie die Städteordnung von 1808 und deren Novellen oder das Gesetz zur Emanzipation der Juden im Jahre 1812 offerieren, ein attraktiver Ort für die Lebensgestaltung einwandernder und neue Gewerbe gründender Menschen zu werden, so wird sie, wie das für Prenzlau im Verlauf des Jahrhunderts zunehmend der Fall gewesen ist, Vorteile daraus ziehen und in einem spezifischen Sinne des Wortes attraktiver Lebensmittelpunkt für eine Vielzahl von Menschen sein. Andererseits ist im Zuge der verbesserten Freizügigkeit der preußischen Staatsbürger auch der entgegengesetzte Weg massenhaft in Form der Auswanderung, in der Regel nach Übersee, beschritten worden. Einer derjenigen, die ihr Glück schon früh in der Fremde gesucht und gefunden haben, ist bereits im 18. Jahrhundert der oben erwähnte Jakob Philipp Hackert gewesen, zuerst in Berlin, dann in St. Petersburg und schließlich als Hofmaler im Königreich Neapel. In diesen Fällen relativiert sich die Bedeutung Prenzlaus, und es bleibt nur noch die Erinnerung als ferner Heimatort, die aber in die Welt hinausgetragen wird; und umgekehrt kann der Ruhm derer, die in der Fremde erfolgreich gewesen ist, gleichsam virtuell an seine Ursprünge zurückkehren und der Stadt eine ganz eigene Bedeutung verleihen, und das bis in die unmittelbare Gegenwart hinein!

Im Folgenden sollen die oben genannten Kriterien von Absturz und Absterben des ancien régime, von Aufbau, Ausbau und neuerlicher Kriegskatastrophe als Abbild der Signatur des 19. Jahrhunderts knapp thematisiert werden: Also die Geschichte Prenzlaus im Kontext der Niederlage gegen Napoleon, in der Zeit von Reform und Restauration, die zur Revolution von 1848 führte, dann in der Zeit der Industrialisierung und des Aufbaus einer Leistungsverwaltung zum Nutzen der Bürger in der Epoche von Reichsgründung und Kaiserreich und schließlich des bösen

Finale eines scheinbar unaufhaltsamen Fortschritts, nämlich der deutschen Niederlage im I. Weltkrieg. Geschehen soll dies durch exemplarische Konzentration auf wesentliche Elemente, welche auch die übrige brandenburgische und die preußische Geschichte des zu untersuchenden Zeitalters bestimmt haben: I. die Schaffung einer modernen Administration auf der Basis der preußischen Städteordnung von 1808, II. die Separationen der städtischen agrarisch genutzten Flächen zur Begründung individuell zu nutzenden Eigentums, III. Bildungsoffensive durch Ausbau der Schulen, IV. grundlegend neue Gestaltung des Verkehrswesens durch Chaussee- und Eisenbahnbau, V. Industrialisierung und Veränderung der Gewerbe- und Handelsstrukturen und VI. Schaffung von Einrichtungen auf dem Gebiet von Gesundheit, Hygiene, Wohlfahrt und Kultur, welche die Lebensbedingungen der Stadtbevölkerung entscheidend verbessert haben, um nur einige Sektoren zu nennen, welche die Stadt konkurrenzfähig gemacht und sie auf den unumkehrbaren Weg in die moderne Welt geführt haben. Daran fügt sich resümierend die Frage, welchen Stellenwert Prenzlau unter den Bedingungen des 19. Jahrhunderts in der Provinz Brandenburg gehabt hat.

I. Heute, genau vor 200 Jahren, am 23. April 1809, einem Sonntag, fanden in Prenzlau, wie überall in der preußischen Monarchie im Frühjahr jenes Jahres, die ersten Wahlen zur neu zu begründenden Stadtverordnetenversammlung als dem politischen Vertretungsorgan der Prenzlauer Bürgerschaft statt. Als mittelgroße Stadt mit knapp 8.000 Einwohnern waren 48 Stadtverordnete und 16 Stellvertreter zu wählen, während Berlin auf die größtmögliche Zahl von 102 Anspruch hatte. Abgestimmt wurde nach dem Kirchengang in acht Wahllokalen, d. h. in den Kirchen, den Hospitälern, im Gymnasium und auf dem Rathaus, mit weißen oder schwarzen Kugeln, die Zustimmung oder Ablehnung symbolisierten, also der Technik der sogenannten Ballotage. Die Wahl der Mitglieder des Magistrats, als des kommunalen Exekutivorgans, erfolgte nach Konstituierung der Stadtverordnetenversammlung im darauf folgenden Juni. Die gesetzliche Legitimation bildete die am 19. November 1808 in Königsberg von König Friedrich Wilhelm III. sowie seinen Ministern von Schroetter und dem Freiherrn vom und zum Stein ausgestellte „Ordnung für sämtliche Städte der Preußischen Monarchie“, welche in ihrem Geiste

den ordnungspolitischen Grundüberzeugungen vom Steins entsprach, bei der mehrheitlich konservativ gesonnenen städtischen Bevölkerung zunächst – selbst in Berlin – aber auf mehr als nur Skepsis stieß. Eindeutig ging schon aus der Gesetzespräambel hervor, dass das preußische Städtewesen auf eine ganz neue Grundlage gestellt werden sollte, wie diese vom Prinzip her bis heute besteht, wenn es heißt: „Der besonders in neuern Zeiten sichtbar gewordene Mangel an angemessenen Bestimmungen in Absicht des städtischen Gemeinwesens und der Vertretung der Stadt-Gemeine, das jetzt nach Klassen und Zünften sich theilende Interesse der Bürger und das dringend sich äußernde Bedürfniß einer wirksamen Theilnahme der Bürgerschaft an der Verwaltung des Gemeinwesens, überzeugen Uns von der Nothwendigkeit, den Städten eine selbständigere und bessere Verfassung zu geben, in der Bürgergemeine einen festen Vereinigungs-Punkt gesetzlich zu bilden, ihnen eine thätige Einwirkung auf die Verwaltung des Gemeinwesens beizulegen und durch diese Theilnahme Gemeinsinn zu erregen und zu erhalten.“ Mit dem Begriff des „Gemeinsinns“ war eine Kategorie geschaffen, in welche die nicht mehr nach Klassen und Zünften zu definierenden Bürger, zu denen von Anfang an auch Juden gehörten, hineinwachsen konnten. Prenzlau hob sich aus der Mehrheit brandenburgischer Städte sogar dadurch hervor, dass schon im ersten Magistrat neuer Ordnung, der am 14. September 1809 vereidigt wurde, ein jüdischer Mitbürger, der Kaufmann Michael Hirsch Hertz, saß, und das vor dem offiziellen Judenemanzipationsedikt vom 11. März 1812. Obwohl es noch die Unterscheidung in Bürger und Schutzverwandte gab und obwohl nur knapp ein Zehntel der Prenzlauer Bürgerschaft überhaupt wahlberechtigt war, war der Anfang für eine Demokratisierung der Kommunalverfassung gemacht, auf der die Novellierungen der Städteordnung von 1831 und 1853 aufbauen konnten. Die Möglichkeit, unter anderem auch für wenig vermögende Handwerker, in den Stand des Bürgers aufzusteigen, verbreiterte die Basis im Lauf der Jahrzehnte für viele geborene Prenzlauer und Zuziehende, ihre Talente individuell zu nutzen, aber auch in den Dienst der Stadt zu stellen und damit im Sinne des oben zitierten Gemeinsinns ihre Attraktivität für alle Bewohner zu steigern. Es ist nicht nur eine Randnotiz, wenn darüber hinaus festgestellt werden kann, dass in Prenzlau die ersten öffentlichen Stadtverordnetenversammlungen Preußens durchgeführt werden konnten, die einen Umbau des

Ratssaales notwendig machten, um eine Teilnehmerzahl von 200 Personen zu ermöglichen.

II. Da das mittelalterliche Prenzlau schon in seiner Rechtsbewidmungsurkunde von 1234/35 neben der Privilegierung durch Verleihung Magdeburger Rechts zur Daseinsvorsorge der Bürger mit 300 Hufen ausgestattet worden ist, hatte die Stadt von Anfang an eine ökonomische Basis, die sie von anderen Kommunen abhob, welche in der Regel mit weniger Hufenland auskommen mussten. Bei einer im 19. Jahrhundert städtisch genutzten Fläche von knapp 500 ha machte das weitere, zur Stadt gehörige Landgebiet knapp 7000 ha aus, davon ca. 960 ha Forst und 1250 ha Seefläche. Diese großzügige Ausstattung hat die sichere Möglichkeit eröffnet, neben gewerblicher Tätigkeit den unmittelbaren Lebensunterhalt durch Ackerbau und Viehzucht zu gewinnen bzw. durch Verpachtung von ganzen Hufen bzw. von Hufenanteilen geldwerte Äquivalente zu erzielen. Bis ins 19. Jahrhundert wurde die städtische Landwirtschaft im Dreifeldersystem betrieben, ehe durch die Separationen aufgrund des „Edikts, den erleichterten Besitz und den freien Gebrauch des Grund-Eigenthums, so wie der persönlichen Verhältnisse der Landbewohner, betreffend“ vom 9. Oktober 1807 auch für das geschundene Prenzlau das Zeitalter der Gemeinheitsteilungen beginnen sollte, das nach ermutigenden Anfangserfolgen mit der Teilung des sogenannten Fohlenbruchs in unmittelbarer Peripherie der Stadtmauer zu einer gleichsam unendlichen Geschichte innerstädtischen Streits werden sollte, ehe endlich in den vierziger Jahren nach jahrelangen Diskussionen im Magistrat und in der Stadtverordnetenversammlung aufgrund eines Vergleiches, der auf Vermittlung des Bürgermeisters Grabow und des Kämmerers Strobel zustande kam, die Konflikte zwischen den wenigen Hufenbesitzern, den Vertretern des sogenannten Baugewerks, und den zahlreichen Hausbesitzern, die nur über einige wenige Parzellen verfügten, einigermaßen friedlich beigelegt wurden. Ein weiterer Hinderungsgrund für eine zügige Separation waren die traditionellen Ansprüche des Militärs auf Nutzungsrechte für die Herbstmanöver auf den abgeernteten Feldern der ehemals gemeinschaftlich genutzten Flächen und den Hütungen, die ebenfalls zur Teilung anstanden, obwohl der Magistrat schon frühzeitig separate Schießplätze als Kompensation eingerichtet hatte.

Die Separation der städtischen Feldfluren Prenzlau als Ergebnis der Steinschen Reformen und die damit verbundene grundlegende Rationalisierung der Bewirtschaftung waren darüber hinaus deshalb eine so einschneidende Maßnahme für die Stadt, weil diese wegen ihres Landreichtums bei guter Bonität des Bodens, was sich unter anderem bis fast in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts in einem ausgeglichenen Stadthaushalt widerspiegelte, mehr als andere mittelgroße Städte in der ehemaligen Kurmark und neu gebildeten Provinz Brandenburg ihre ökonomische Basis in der Landwirtschaft, deren Nebengewerben und im Landhandel lokaler und regionaler Dimension mit Agrarprodukten aus dem näheren Umland und weiter entfernten Gebieten der gesamten Uckermark hatte. Aber solange keine ausreichende Kommunikation mit den großen Konsumzentren der Monarchie, an deren Spitze das bevölkerungsmäßig explodierende Berlin stand, in die Wege geleitet worden war, mussten sich die Stadt und die gesamte Region auf sich selbst beschränken, ehe sie sich aufgrund der Initiative von Stadtverordnetenversammlung und Magistrat in das Netz neuer Verkehrssysteme, zunächst der Chausseen, und später der Eisenbahn, einzubinden vermochte.

Ein erster Schritt zur Überwindung der relativen Isolation war 1840 die Gründung einer landwirtschaftlichen Produkten-Börse in Prenzlau auf Betreiben des Landrates Carl von Stülpnagel-Dargitz angesichts der rund 127.000 Bewohner der Großregion Uckermark, welche vornehmlich als Gutsbesitzer, Bauern, Ackerbürger, Pächter oder Tagelöhner agrarisch tätig waren, wozu noch Kaufleute und Gewerbetreibende zu rechnen sind, die als Produkthändler und Veredler agrarischer Produkte, aber auch als Hausierer, in einem weiteren Sinne mit der Landwirtschaft in Verbindung standen. Nach dem Vorbild von Stettin und Schwedt an der Oder fanden in vierzehntäglichem Rhythmus Versammlungen statt, während derer auf der Grundlage von Getreideproben Börsennotierungen vorgenommen wurden, die einen Orientierungsrahmen für die in Prenzlau zu erzielenden Preise boten und dessen Stellung als wichtigster Getreidemarkt in der Uckermark nachhaltig festigten, ohne wie vordem auf die Marktnotierungen in Berlin und Stettin angewiesen zu sein.

III. Wenn zu Beginn von einer Bildungsoffensive durch Ausbau des Prenzlauer Schulwesens die Rede war, so betrifft diese Aussage an

erster Stelle das ehrwürdige Gymnasium, das im Reformationszeitalter als Lateinschule gegründet worden war und 1841 einen großzügigen Neubau beziehen konnte, dessen Baukosten nicht nur der Magistrat als unmittelbarer Schulträger aufgebracht hatte, sondern an denen sich auch namhafte Spender wie der Landrat von Stülpnagel-Dargitz in Form von Sachspenden und Stipendien für mittellose, begabte Schüler aus Prenzlau und dem Umland beteiligten. Das Interesse des Landrates lag in der Tatsache begründet, dass ein nicht unerheblicher Teil der Gymnasiasten Söhne von Gutsbesitzern, Dorfpfarrern und größeren Bauern aus der Uckermark waren, die Prenzlau zu einem regionalen Bildungszentrum machten. Neben Festschriften und gehaltvollen historischen Monographien über das Prenzlauer Gymnasium sind wir vor allem durch die jährlichen Verwaltungsberichte des Magistrats, zu deren Erstellung dieser gesetzlich verpflichtet gewesen ist, geradezu minutiös unterrichtet. Als Beispiel möge der für das Rechnungsjahr 1885/86 herausgegriffen werden. So trat am 1. Oktober 1885 nach über fünfzigjähriger Dienstzeit der Oberlehrer Dr. Dibelius, einer der verdienten Honoratioren und einflussreichsten Bildungsbürger der Stadt, in den wahrlich verdienten Ruhestand. Im Sommerhalbjahr besuchten 212 einheimische und 157 auswärtige Schüler, insgesamt 369 Schüler, das Gymnasium und 17 Schüler die neu eingerichteten Realklassen. Mit dem Zeugnis der Reife verließen im Schuljahr 1885/86 13 Gymnasialabiturienten die Schule, was bekanntermaßen zu damaliger Zeit eine nicht geringe Zahl war. Aus den Kapitalien der beiden an der Schule etablierten Stiftungen wurde unter anderem dem Absolventen Johannes Golcher ein auf drei Jahre befristetes Stipendium für ein Studium an der Technischen Hochschule Charlottenburg gewährt.

Auch die Töchter bildungswilliger Schichten der Uckermark fanden ihre Schulen in Prenzlau in Gestalt sowohl der städtischen als auch der privaten Töchterschule, welche auf Initiative des reformierten Predigers Kirchner gegründet worden war. Beide Töchterschulen, die, bis sie zu Beginn des 20. Jahrhunderts vereinigt wurden, in positiver Konkurrenz miteinander um Schülerinnen aus den höheren Schichten warben, können in einem gewissen Sinne auch als Propädeutikum für die Ausbildung späterer Lehrerinnen charakterisiert werden, denn im Kaiserreich wurde Ende der siebziger Jahre auf Initiative des Rektors der kommunalen höheren

Töchterschule nach dem Vorbild Stettins und Berlins eine erstes privates Lehrerinnen-Seminar gegründet, dem ein zweites Seminar, das von der Vorsteherin der privaten Töchterschule, Martha Lemcke, geleitet wurde, zur Seite stand. Das Niveau, insbesondere der privaten Töchterschule, muss beachtlich gewesen sein, denn der Unterricht wurde zu großen Teilen von nebenamtlich tätigen Lehrern des Prenzlauer Gymnasiums erteilt. Der Ruf Prenzlau als regionales Bildungszentrum wurde zusätzlich durch Gründung eines Lehrer-Seminars gefestigt, das nach langen Diskussionen in der Stadtverordnetenversammlung zunächst in provisorischen Räumen in der Kreuzstraße eingerichtet wurde, ehe es 1894 ein angemessenes modernes Gebäude in der Grabowstraße, in dem gegenwärtig diese Festveranstaltung stattfindet, bezog. Dieses renommierte Lehrer-Seminar bildete Lehreranwärter nicht nur aus dem Regierungsbezirk Potsdam oder der Provinz Brandenburg, sondern aus der gesamten preußischen Monarchie aus.

Im Übrigen waren in Prenzlau nach dem Standard der Zeit in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts alle Schularten angemessen vertreten, angefangen bei Kleinkinderschulen über diverse Elementarschulen, eine große Mittelschule für Jungen und eine jüdische Schule für Jungen und Mädchen bis hin zu Schulen der deutsch-reformierten Gemeinde und der französisch-reformierten Gemeinde, die in ihrer Gesamtheit ein Spiegelbild der Prenzlauer bürgerlichen Gesellschaft abgeben, wobei festzuhalten ist, dass das Gymnasium Schüler aller Konfessionen einschließlich einer beträchtlichen Anzahl jüdischer Schüler aus der höheren Schicht der Kaufleute, Bankiers und Rentiers unterrichtete. Selbst das Phänomen der Fabriksschule, das eigentlich nur in industriellen Ballungszentren zu erwarten gewesen wäre, findet seine Ausprägung in Prenzlau, als 1873 der Besitzer der Zuckerfabrik, Ludwig Weinrich, den Antrag auf Genehmigung einer Halbtagsschule für Arbeiterkinder stellte, die in zwei zu seiner Fabrik gehörigen Kolonien wohnten. Trotz anfänglicher Bedenken gab der Magistrat seine Zustimmung, und eine erste Inspektion der Schule kam zu einer sehr befriedigenden Beurteilung. Den 1874 rund 60 Fabriksschülern standen 1.040 etatmäßige Prenzlauer Elementarschüler und -schülerinnen gegenüber.

Als Fazit ist festzuhalten, dass die Stadtverordnetenversammlung als Vertretung der Bürgerschaft und der Magistrat von Prenzlau, einschließlich

der das Elementarschulwesen verantwortenden Kirchen, den Wert der Bildung hoch eingeschätzt und das städtische Bildungssystem ständig den Anforderungen der Zeit nicht nur nach den Vorgaben der Ministerialbürokratie, sondern auch aufgrund eigener Initiative ständig angepasst haben. Zum Ausdruck kommt dies auch darin, dass zu Beginn des 20. Jahrhunderts eine private Schule für kaufmännisches Rechnen eine Konzession ohne große Bedenken und Formalitäten erhielt. So konnte man in Prenzlau alle gängigen Schularten besuchen. Wer nach akademischen Würden strebte, musste dagegen Prenzlau verlassen und eine Universitätsstadt, das war meist die Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin, aufsuchen, um dereinst vielleicht als fertiger Akademiker wieder in die Heimatstadt zurückzukehren und dort seinen Beruf, möglicherweise als Richter, Gymnasiallehrer oder Pfarrer, auszuüben.

IV. Bei seiner Gründung als Rechtsstadt im 13. Jahrhundert und schon vorher spielte die verkehrsmäßige Lage Prenzlaus eine primäre Rolle, die, nachdem die Uckermark der Markgrafschaft Brandenburg inkorporiert worden war, auch strategisch von Bedeutung war, wenn die Markgrafen im Zuge ihrer Expansionspolitik, wie sie schon von Albrecht dem Bären betrieben worden war, versuchten, ihr Territorium bis zur Ostsee hin auszuweiten und mit Stettin einen Seehafen zu gewinnen, der die Mark in den baltischen Raum einband. Seit der Eingliederung Pommerns in den preußischen Staat waren diese Ziele erreicht, und die Oder bot die Möglichkeit, Handel von den mittleren Provinzen der Monarchie aus, erleichtert durch den Bau des Finowkanals, relativ bequem zu betreiben. Somit wurde Stettin der bedeutendste Ausfuhrhafen preußischer Produkte wie Leinen und Tuchen, aber auch zunehmend von höherwertigen Manufakturwaren, und Einfuhrhafen für Rohstoffe aller Art, während der relativ bequeme Weg auf der Elbe zum Nordseehafen Hamburg, insbesondere wegen der komplizierten Zollverhältnisse, immer sekundär blieb, ehe durch das Maaßensche Zollgesetz und den Zollverein diese Barrieren in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts fielen. Wie bevorzugt Stettin war, ist nicht zuletzt daran zu erkennen, dass mit der Gründung der Königlichen Seehandlung durch Friedrich den Großen Stettin neben Berlin Standort der wichtigsten Handelsaktivitäten dieses staatlichen Bank- und Handelshauses wurde, unter anderem auch als Heimathafen

für dessen weltweit operierende Seereederei. Unter den Bedingungen kameralistischer Wirtschaftsformen spielten lange Transferzeiten und hohe Transportkosten eine zweitrangige Rolle, solange Produktion und Handel durch ein ausgeklügeltes Bonifikationssystem staatlich subventioniert worden waren. Mit der Einführung der Gewerbefreiheit à la Prusse dominierte ein ungehemmtes Laissez faire und herrschte ein so gut wie unbeschränkter Freihandel, was zwar jedem Wirtschaftsbürger ungeahnte neue Chancen bot, gleichzeitig aber auch durch die freie Konkurrenz jederzeit in den Ruin führen konnte. Umso wichtiger war es, besonders außerhalb der ökonomischen Hauptstandorte wie der Wirtschaftsmetropole Berlin, welche im merkantilistischen Zeitalter eine absolute ökonomische Dominanz aufgebaut hatte, dafür zu sorgen, dass die eigenen Voraussetzungen für ökonomisches Handeln verbessert wurden. In diesem Kontext war Prenzlau in der Phase, die gemeinhin als Zeitalter der Frühindustrialisierung bezeichnet wird, mehr als schlecht aufgestellt, denn es lag nicht wie beispielsweise Frankfurt an der Oder oder Brandenburg (Havel) an einer für den überregionalen Handel relativ gut geeigneten Wasserstraße, oder wie Potsdam als Residenz- und Manufakturstadt in der Hauptstadtregion, sondern inmitten platten Landes, auch wenn es damit angestammter Vorort einer agrarischen Großregion, der Uckermark, war, für die es in jeder Hinsicht das natürliche administrative und ökonomische Zentrum bildete. In vorindustrieller Zeit hatten die unausgebauten Wege und unbefestigten Straßen die Kommunikation in der Vorstellung der Zeitgenossen durchaus nicht behindert. Angesichts der neuen ökonomischen Dimensionen spielten aber Standort und Verkehrsanbindung zunehmend eine zentrale Rolle. Die unter den gewandelten Bedingungen ungünstige Lage rächte sich, als von Berlin aus in den Jahren von 1815 bis 1830 neue Kunststraßen, Chausseen, als Fernstraßen in alle Himmelsrichtungen, unter anderem nach Magdeburg, Breslau oder Königsberg in Preußen, gebaut wurden, alle finanziert aus den Fonds der Seehandlung. Darunter war auch die Chaussee Berlin-Stettin, die als kürzeste Trasse den Weg über Angermünde nahm und nicht den Umweg über Prenzlau, das somit fürs erste ins Abseits gedrängt wurde, ebenso wie später beim Bau der Eisenbahnlinie Berlin-Stettin, die ebenfalls Prenzlau buchstäblich links liegen ließ und als uckermärkische Bahnstation auf der Strecke nach Stettin Angermünde bevorzugte.

Gezwungenermaßen erkannte man in Prenzlau sehr früh die Gefahren, die sich aus der verkehrsmäßig ganz unvermuteten und neuartigen Abseitslage, die über Jahrhunderte hinweg nicht bestanden hatte, ergeben könnten. Wollte die Stadt nicht auch ihre natürliche Mittelpunktslage für die Uckermark als deren städtisches Wirtschaftszentrum einbüßen, mussten rechtzeitig Gegenmaßnahmen ergriffen werden. Das geschah umgehend, wie ein interner Bericht des Magistrats aus dem Jahre 1826 beweist, der mit der Tatsache konfrontiert war, dass das Teilstück der Berlin-Stettiner Chaussee, von Neustadt Eberswalde kommend, im Angermünder Kreis bis an die Grenze hinter Schwedt weitgehend fertiggestellt war. Auch die Provinz Pommern arbeitete auf ihrem Territorium sehr zügig, damit die Gesamtstrecke noch 1826 fristgerecht eingeweiht werden könnte. Angesichts dieser Situation stellte der Prenzlauer Magistrat folgende grundsätzlichen Überlegungen an, die wegen ihrer allgemeinen Einsichten hier zitiert werden sollen: „So richtig der Bau für Pommern und für die auf und an der Chaussee belegenen Wohnplätze ist, so kann er für die östliche und nördliche Uckermark doch nur dann erst Interesse gewinnen, wenn eine andere Chaussee von Angermünde bis Pasewalk, vielleicht sodann nach Neu-Vorpommern an die Seehäfen geführt wird. – Wir enthalten uns des Details der bedeutenden Vortheile von dieser Chaussee für die Uckermark, wie sie zu klar am Tage liegen, und wollen nur allein den unendlich erleichterten Transport ländlicher Producte nach der Residenz und den in ihrer Nähe gelegenen Mühlen erwähnen; wir müssen auch die frohe Hoffnung an den Tag legen, die Chaussee von Pasewalk aus weiter geführt und sodann für glückliche Conjunctionen die Uckermark und bei ihr auch die Residenz mit den Seehäfen in Verbindung gesetzt zu sehen.“ Des weiteren wurde vermerkt, dass für diese Chaussee nur eine private Finanzierung in Form einer Aktiengesellschaft in Frage käme, da noch nicht einmal alle von Berlin aus radial ausstrahlenden Magistralen fertiggestellt worden seien. Ganz richtig erkannte der Magistrat, dass Prenzlau in der Planung eines künftigen flächendeckenden Chausseenetzes nicht an erster Stelle der Prioritätenliste stehen konnte, zumal die von der Stadt auf kurzen Wegen zu erreichenden Seehäfen wie Anklam, Wolgast, Greifswald und Stralsund in ihrer Bedeutung weit hinter Stettin zurückstanden. In der Folge wurde ein Projekt diskutiert, das die oben ausgeführten Wünsche realisieren sollte, um die Uckermark, „die in der Production

reichste Gegend in unserer Provinz“ mit Berlin als wichtigstem Ort der Getreidekonsumtion zu verbinden und auch die starken Viehtriften von Vorpommern über Prenzlau zu beschleunigen. In Übereinstimmung mit den Landständen des Kreises Prenzlau und des Landrates von Winterfeldt sollte geprüft werden, ob Prenzlau über Gramzow und Angermünde an die Berlin-Stettiner Chaussee anzuschließen sei oder eine andere Trasse gewählt werden sollte, wie dies der Landrat von Templin zur Anbindung der westlichen Uckermark an das Chausseenetzen befürwortete, die von Prenzlau über Templin, Zehdenick und Französisch Buchholz nach Berlin führen sollte. Fast gleichzeitig ergingen Aufforderungen an das Publikum zur Aktienzeichnung, wobei der Magistrat beispielgebend Aktien im Wert von 6.000 Reichstalern orderte. Am 15. August 1826 wurde per Reskript der Königlichen Regierung in Potsdam die Verordnung erlassen, dass beide in Aussicht genommenen Trassen auf Aktienbasis zu bauen seien. Bei der Entscheidung hatte das Militär den Ausschlag unter der Maxime gegeben, dass aus strategischer Sicht möglichst in alle Himmelsrichtungen von Berlin aus Chausseen für schnelle Truppenbewegungen zu bauen seien, also auch Richtung Uckermark und Ostsee. Am 1. Juli 1832 wurde die Berliner Chaussee von der Löffelbrücke bei Französisch Buchholz nach Prenzlau dem Verkehr übergeben und 1840 bei gleichzeitiger Auflösung der Aktiengesellschaft verstaatlicht.

In den folgenden Jahrzehnten erfolgte der Ausbau des Straßennetzes in der Region, deren administrativen Mittelpunkt Prenzlau mit dem in der Stadt angesiedelten Königlichen Haupt-Steuer-Amt bildete, das für die Verpachtung der Chausseegeld-Erhebungen zuständig war. Zu Beginn der fünfziger Jahre konnte Landrat von Stülpnagel-Dargitz von den sich immer weiter ausbreitenden Chaussee-Neubauprojekten auf Aktienbasis sprechen, die den ganzen Kreis Prenzlau mit einem so gut wie jede wichtigere Siedlung erfassenden Netz ausstatteten. Dieses erleichterte die Kommunikation zwischen der Kreisstadt, den übrigen Städten und Flecken des Kreises und des platten Landes, den Bauerndörfern und Gutswirtschaften, in bis dato ungeahnter Weise und machte Prenzlau zum Zentrum des Straßenverkehrs besagter Region. Mit dem Bau von Kleinbahnen zur Zeit der Jahrhundertwende trat ein weiterer Paradigmenwechsel in der Stellung Prenzlaus als Verkehrsmittelpunkt der Uckermark ein.

Zuerst einmal musste jedoch der Anschluss an das sich ausbildende

Eisenbahnnetz gefunden werden. Schon in der Projektierungsphase, bevor die erste Eisenbahn in Preußen überhaupt gebaut worden war, begrüßten erste Stimmen in Prenzlau das in Deutschland zu der Zeit nur auf der Strecke Fürth-Nürnberg existierende Verkehrsmittel. 1837 meldete das in Prenzlau erscheinende „Uckermärkische Volksblatt“: „Eisenbahn von Stettin nach Berlin: Die Eisenbahn wird eine Länge von 18 $\frac{1}{4}$ Meilen haben und die Städte Angermünde, Neustadt und Bernau in der Nähe berühren ... Wenn gleich für die Uckermark diese Eisenbahn auf den Getreide- und Warentransport keinen wesentlichen Einfluß haben dürfte, wird doch der Personentransport größtentheils ein ganz anderer werden, da jedermann die ungleich schnellere und billigere Fahrt nach Angermünde und von dort zwei Stunden nach Berlin vorziehen wird.“ Wie zu dieser Zeit üblich, wurde die Bedeutung der Eisenbahn für den Güterverkehr noch unterschätzt. Dagegen wurde dem überregionalen Personenverkehr schon früh eine große Zukunft vorausgesagt. Der Abschied von der Postkutsche würde keinem schwer fallen! Aber die Prenzlauer mussten lange warten, ehe sie eine Eisenbahnfahrt von ihrer Heimatstadt aus direkt nach Berlin antreten konnten, obwohl der Bau der Berlin-Stettiner Bahn bereits im November 1842 so weit gediehen war, dass die Fortführung der Strecke von Neustadt Eberswalde bis Angermünde eröffnet werden konnte. Über 20 Jahre lang dauerte es, bis die ab November 1842 zweimal täglich nach Angermünde mit Pferdewechsel auf der Station Gramzow verkehrende Personenpost durch die Eisenbahn überflüssig gemacht wurde.

Ein noch größeres Problem bildete der Güterverkehr vor 1863 für Prenzlau. In diesem Zusammenhang wurde ein uraltes Kanalprojekt, das schon von Friedrich dem Großen wegen der großen Niveauunterschiede der in Aussicht genommenen Trasse von der Oberhavel an Prenzlau vorbei über die Ucker bis zu ihrer Mündung in die Ostsee als illusorisch bewertet worden war, vom Prenzlauer Magistrat und der Stadt Uckermark wieder aufgegriffen. In einer für die interessierte Öffentlichkeit gedruckten Projektbeschreibung aus dem Jahre 1859 heißt es: „In volkswirtschaftlicher Beziehung steht die hohe Bedeutung des Unternehmens außer allem Zweifel. Abgesehen davon, daß die Wasserstraße die überaus kornreiche Uckermark und andere holzreiche Gegenden durchziehen und diesen Landstrichen für ihre Producte neue Absatzwege eröffnen wird, so wird der industriereichen Hauptstadt der preußischen Monarchie eine neue

direkte Wasserverbindung mit der Ostsee gewährt, welche um ein nicht Unbedeutendes kürzer ist als die gegenwärtig durch die Havel, den Finow-Kanal und die Oder nach Stettin führende.“ Zehn Jahre später, 1869, nachdem 1863 die Eisenbahnlinie von Angermünde über Prenzlau und Pasewalk nach Stralsund eröffnet worden war, ist der Prenzlauer Oberbürgermeister Grabow jedoch zu der Einsicht gelangt, dass trotz aller geleisteten Vorarbeiten die Vorstellungen von einer Verwirklichung des Kanalprojekts unrealistisch gewesen waren. Zu dieser Zeit hatte sich der Gütertransport auf der Eisenbahn allerdings auch schon prächtig entwickelt und machte die Alternative eines Kanals überflüssig.

Der Feinausbau des Prenzlau berührenden Eisenbahnsystems fand wie überall in Deutschland um die Jahrhundertwende durch Anlage von Kreisfinanzierten Kleinbahnen statt. Träger waren hier die Prenzlauer Kreiseisenbahnen, deren normalspurige Linien sich auf dem in unmittelbarer Nähe des Staatsbahnhofs gelegenen Kreisbahnhof trafen. Dazu gehörten 1903 die Strecken Löcknitz – Prenzlau, Strasburg – Prenzlau und Fürstenwerder – Prenzlau. Es verkehrten dort pro Linie jeweils vier bis fünf Zugpaare täglich. Darüber hinaus wurde die übrige Uckermark durch zwei weitere Kleinbahnen erschlossen, die schmalspurige Kleinbahn Klockow – Pasewalk und die Kreisbahn Schönermark – Damme. Die Linie Prenzlau – Klockow mit Fortführung nach Pasewalk bot eine Alternative zur verstaatlichten großen Vorpommerschen Bahn und hatte die Aufgabe, im Personen- und Güterverkehr Dörfer und Güter kleinteilig zu erschließen, was wie überall in der Erntezeit in den großen Agrarerezeugungsgebieten von besonderer Bedeutung war, wenn abzutransportierende Kartoffeln, Futterrüben, diverse Getreideladungen oder Zuckerrüben, für die beispielsweise kurz vor Ende des I. Weltkrieges extra ein Anschlussgleis zur direkten Verbindung mit der Prenzlauer Zuckerfabrik gebaut wurde, große Kapazitäten banden, die in verkehrsschwächeren Zeiten kostenintensiv vorgehalten werden mussten, bis die lokalen Kleinbahnen in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts dem Transport per Lastwagen weichen mussten und so gut wie überall demontiert wurden oder heutzutage als Museumseisenbahnen die scheinbar gute alte Zeit verkörpern. Mit seinem auf die Stadt zentrierten Kleinbahnsystem unterschied sich Prenzlau in nichts von den übrigen brandenburgischen Provinzialstädten mittlerer Größe, die heute in der Regel als Mittelzentren bezeichnet

werden, wie beispielsweise das gut vergleichbare Neuruppin, vielleicht mit der Besonderheit, dass das Einzugsgebiet der Uckermark von seiner Ausdehnung her alle anderen Territorien übertraf und auch unter heutigen Bedingungen immer noch übertrifft.

V. Um das Sozial- und Wirtschaftsgefüge Prenzlau zu einem bestimmten Zeitpunkt genau zu bestimmen und Aussagen über Gewerbe- und Handelsstrukturen einer mittelgroßen brandenburgischen Stadt im Zeitalter der Industrialisierung treffen zu können, gibt es neben reichem archivalischem Material eine hervorragende gedruckte Quelle, den „Wohnungs-Anzeiger der Stadt Prenzlau nebst deren Vorstädten“, also ein Adressbuch, das nach amtlichen Quellen im Februar 1866 im Verlag Kalbersberg's Buchhandlung erschienen ist und wegen seiner Bedeutung für die Sozialstruktur der Stadt 1991 einen Nachdruck erfahren hat. Danach wohnten immer noch mitten in der Stadt, beispielsweise in der Baustraße, Bürger, deren Profession mit ‚Ackerbürger‘ angegeben wird, also diejenigen Existenzen, die, genossenschaftlich organisiert, dem stark geschrumpften Baugewerk angehörten, das vor der Separation die führenden Köpfe der Stadt zu seinen Mitgliedern gezählt hatte und nun eher die Funktion eines Traditionsvereins einnahm, der für die weitere Entwicklung Prenzlau als politisch relevante Gruppe nur noch marginale Relevanz besaß, aber in seinen führenden Vertretern von höchster ökonomischer Wichtigkeit war. Denn in Zukunft gewannen die auf Landwirtschaft beruhenden Nebengewerbe der rührigsten unter diesen ehemaligen Ackerbürgern ein ganz eigenes Gewicht, wenn neben oder anstelle der landwirtschaftlichen Urproduktion Getreide- und Viehhandel, Brauerei, Müllerei oder Schnapsbrennerei betrieben wurden. Vor allem der Handel mit Getreide und Vieh zur Versorgung nicht allein der Stadt, sondern im überregionalen Rahmen auf den Märkten in Berlin oder Stettin, wurde ein Standbein der Prenzlauer Wirtschaft, die ihre Wurzeln nicht nur in der Stadt hatte, sondern von ihrer Ausstrahlung als kommerzieller Mittelpunkt eines großen und leistungsfähigen agrarischen Umlandes profitierte, das mit der nachhaltigen Verbesserung der Verkehrssituation im letzten Jahrhundertdrittel zunehmend die gesamte Uckermark erfasste und diese ökonomisch mit der Konsumstadt Berlin verknüpfte. Um diese Funktion optimal zu erfüllen, waren beste Verbindungen zu den Eigentümern der

großen Güter, die immer noch zum großen Teil dem alteingesessenen uckermärkischen Adel angehörten, notwendig. Diese beruhten auf den verschiedensten Ursachen, persönlichen Bekanntschaften, zunehmend auch aus ökonomischen Gründen eingegangenen Ehen, persönlichen Kontakten in den politischen Gremien auf der Ebene des Kreises Prenzlau, nicht zu vergessen des großen politischen Einflusses des jeweiligen Landrates, der immer der altadligen Schicht der Region entstammte und gleichzeitig der Prenzlauer Honoratiorenschicht angehörte. Nicht zuletzt ist auf die Kontakte zu verweisen, die zwischen christlichen und jüdischen Bürgern sehr eng sein konnten, die sich alle von der Schulbank des Gymnasiums oder wenigstens der Mittelschule her kannten. Denn in Prenzlau übten gerade Juden neben anderen, häufig akademischen Berufen, gern auch den des Bankiers zur Finanzierung von großgewerblichen und Großhandelsgeschäften aus, die große Dimensionen annehmen und den städtischen Rahmen durchaus sprengen konnten.

Eine zweite Gruppe, und zwar die stärkste insgesamt, gehörte laut Adresskalender immer noch dem alten Handwerkerstand an. Angefangen bei den kaum die Familie ernährenden Pantoffelmachern, Schneidern oder Schuhmachern über Handwerker, die den Baugewerben als Maurer, Tischler, Zimmerleute oder Maler angehörten bis hin zu den Nahrungsgewerben wie Bäcker oder Schlächter, war das ganze Spektrum gewerblicher Produktion vertreten, wie dies schon in vorindustrieller Zeit Standard gewesen und wie es damals auch in jeder anderen, kleineren brandenburgischen Stadt zu finden war. Hierin unterschied sich Prenzlau noch in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts wenig von anderen Städten, die in Zukunft angesichts ihrer Verkehrsferne oder zu geringer Bevölkerungszahl, welche als breite Konsumentenschicht in Frage gekommen wäre, vom Industrialisierungsprozess ausgeschlossen blieben. Ein untrüglicher Hinweis darauf, dass sich in Prenzlau aber Entwicklungen abzeichneten, die auf Veränderungen im Produktionsprozess beruhten, waren die vielen Arbeiter, die in dem Adresskalender aufgeführt sind und die entweder in kleinen Einliegerwohnungen in der engeren Stadt, in bescheidenen Häuschen in den Vorstädten oder in eigens erbauten Arbeiterkolonien außerhalb der Stadt wohnten. Diese Arbeiter waren Nachfahren im Geiste der ehemaligen Handwerksgesellen, die auch in einer Stadt wie Prenzlau ein für die bürgerliche Idylle unruhiges Element

Uckermärker
Lesesaa

darstellten, sich in Gesellenvereinen und deren Nachfolgeorganisationen versammelten, in den Revolutionstagen von 1848 gegen die politischen und sozioökonomischen Grundüberzeugungen der konservativ bis liberal eingestellten Mehrheitsgesellschaft massiv protestiert hatten und seit der Reichsgründung zunehmend das Reservoir an Wählern für die sich formierende Sozialdemokratie bildeten.

Neben einer großen Zahl an Akademikern, wie Ärzten, Juristen in den unterschiedlichsten Positionen, Gymnasiallehrer und Pfarrer, fällt auch die Vielzahl der kleinen Beamten auf, die, in kommunalen oder staatlichen Diensten, Prenzlau unter anderem auch zu einer Beamtenstadt machten, vor allem, wenn die zahlreichen Bahn- und Postbediensteten hinzugezählt werden. Damit war schon in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts der tertiäre Sektor der Wirtschaft, im Sinne von Dienstleistungen aller Art, stark vertreten. Darüber hinaus ist die große Gruppe der ‚Rentiers‘ zu nennen, also derer, die von arbeitslosem Einkommen, das heißt von ihrem Vermögen lebten. Unter diesen exakt zu differenzieren, fällt schwer, da es sich neben kleinen Existenzen, die ihren Unterhalt aus bescheidenen Renten unterschiedlichster Couleur bezogen, um vermögende Leute, im Sprachgebrauch der Zeit um Kapitalisten handeln konnte, die ihr Vermögen durch Erbschaft, eigene Gewerbe- oder Handelstätigkeit oder aus dem Verkauf landwirtschaftlicher Güter gewonnen hatten, das sie in der Stadt nicht nur verzehrten, sondern auch im Sinne stiller Teilhaberschaft arbeiten ließen. Dazu gehörten selbstverständlich auch Adlige, die das Stadtleben dem auf dem Lande vorzogen und die die Annehmlichkeiten der Stadt mit Konzerten, Schauspiel, Bällen und anderer Geselligkeit schätzten. Die erkleckliche Anzahl an Rentiers, die in der Stadt lebten, ist unter anderem ein Beweis dafür, wie attraktiv Prenzlau in seiner Lebensqualität im 19. Jahrhundert gewesen ist und wie anregend die gesellschaftliche Mischung gewesen ist, vor allem, wenn man berücksichtigt, welche nicht zu unterschätzende Rolle das Militär, die 64er, im Leben der Stadt gespielt haben. Relativ weit von der Hauptstadt entfernt, verfügte Prenzlau über eine hervorragend ausgebildete Infrastruktur mit Rennbahn, Vergnügungsorten, Bildungs- und Versorgungseinrichtungen jeder Art, die die kleineren Städte der Umgebung wie beispielsweise Brüssow, Strasburg oder der Flecken Fürstenwerder mangels menschlicher und materieller Ressourcen nicht anzubieten vermochten.

Als letzte Gruppe sei, abgesehen von stark ausgeprägten Gewerben wie Gastwirtschaften einschließlich dem Beherbergungsgewerbe, etwa dem Hotel Schwarzer Adler in der Friedrichstraße, oder Buchdruckereien und Verlagen inklusive eines Zeitungsverlags, auf die zahlreichen Kaufleute aufmerksam gemacht, die in der Stadt teils en gros teils en détail, also in diversen Ladengeschäften, ohne zwingend einer Innung angehören zu müssen, Waren produzierten und verkauften, für die sie in Zeitungen und auch in besagtem Adresskalender lebhaft Reklame machten. Dazu gehörten unter anderem Kleidermacher für Zivilisten und Militär, Materialwarenhändler, Manufakturen für Leinenwaren, Modegeschäfte für Damen, Uhrmacherschäfte, Kurzwarengeschäfte, Friseursalons, Delikatesswarenläden, Konditoreien und vieles andere mehr, was zur gehobenen städtischen Versorgung der Zeit zu zählen ist und was über die unmittelbare Grundversorgung weit hinausging. So gab es nur wenige Wünsche, insbesondere zur Befriedigung von Luxus, die in Prenzlau nicht erfüllt werden konnten und für die man alternativ die Metropole Berlin oder die attraktive Hafenstadt Stettin aufsuchen musste.

Dieses vorletzte Kapitel abschließend, sei kurz auf die sich in Prenzlau ansiedelnde moderne Industrie, wenn auch nur exemplarisch eingegangen. Grundsätzlich ist festzuhalten, dass durchweg alle Industriebetriebe in einem engeren oder weiteren Sinne auf der Landwirtschaft basierten, worunter allein sieben Getreidemühlen zu rechnen sind. Das gilt in einem ganz besonderen Maße für die von dem Böhmen Ludwig Weinrich gegründete Zuckerfabrik, die schon früh ein Konkurrenzunternehmen in der Nachbarstadt Strasburg gefunden hat, das als Aktiengesellschaft bald zum Hauptbetrieb avancierte. Gleichwohl hat die Prenzlauer Zuckerfabrik mit einer Beschäftigtenzahl von 303 Arbeitern im Jahr 1887 als größter Arbeitgeber in Prenzlau zu gelten. Auf dem Eisen verarbeitenden Sektor gab es drei Fabriken, von denen die des Eisengießereibesitzers Hoffmann die bedeutendste war. Als im Juli 1868 der älteste Sohn des Prinzipals Hoffmann die technische Leitung der Eisengießerei und Maschinenbauanstalt übernahm, nachdem er am Berliner Gewerbe-Institut eine theoretische Ausbildung durchlaufen und in renommierten auswärtigen Fabriken praktische Erfahrungen gesammelt hatte, baute er die Angebotspalette zeitgemäß aus, indem er Mahl-, Schneide- und Ölmühlen, Feuerungsanlagen und diverse landwirtschaftliche Maschinen für seine

lokale und regionale Kundschaft aus der gesamten Uckermark produzierte. Das Werk befand sich 1869 technisch voll auf der Höhe der Entwicklung, als in der Hoffmannschen Fabrik die erste dort gebaute Dampfmaschine und Lokomobile einem interessierten Fachpublikum vorgestellt wurde, die alle Erwartungen erfüllte. Das Uckermärkische Volksblatt berichtete über diese Demonstration anerkennend: „Wir registriren ... mit großer Freude diesen industriellen Fortschritt und zwar mit dem Wunsche, daß unsere Uckermark ein immer ergiebigeres Feld für die Pflege der landwirtschaftlichen Gewerbe werden möge. Der Prenzlauer Maschinen-Industrie aber glauben wir unter solchen Voraussetzungen eine nicht unbedeutende Zukunft prognosticiren zu können.“ Mit diesem Urteil war der Redakteur nicht allein, denn es hatte sich herumgesprochen, dass Prenzlau abseits der Metropole ein hervorragender ökonomischer Standort und natürlicher Mittelpunkt der Region geworden war.

VI. Mit dieser Entwicklung, einhergehend mit dem gezielten Ausbau öffentlicher Kommunikationssysteme wie Eisenbahn, Postdiensten und Telegrafent, und mit zum Teil persönlichen Verbindungen der Menschen zur Hauptstadt Berlin, wie am Beispiel des jungen Technikers Hoffmann gezeigt worden ist, wuchsen in der Kommunalverwaltung und in der Stadtbevölkerung die Ansprüche an eine angemessene öffentliche Daseinsvorsorge, was genau im Trend der Zeit lag, als seit der Reichsgründung das auf- und ausgebaut wurde, was in der behördlichen Fachsprache als ‚Leistungsverwaltung‘ bezeichnet wird, als von kommunaler und staatlicher Seite, so wie in den übrigen Teilen des neuen Kaiserreiches, auch in der Provinz Brandenburg Einrichtungen geschaffen wurden, wie sie die altständische Gesellschaft nicht gekannt hatte. Was in der Vormoderne auf private Initiative hin entstanden und unterhalten oder von spezifischen gesellschaftlichen Korporationen alleinverantwortlich finanziert und betreut worden war, wie Altersversorgung, Gesundheitsvorsorge mittels eines Stiftungswesens, das die Finanzierung von Hospitälern ermöglichte, Armenhilfe, aber auch das Bereithalten geselliger Einrichtungen wie Tanz- und Zunfthäusern in den Städten, wurde nun zunehmend von Kommune und Staat geregelt und auf die Dauer mehr und mehr reguliert, so dass das Wort vom „starken Staat“, wie Thomas Nipperdey es geprägt hat, berechtigt ist, was der alte absolutistische Staat gerade nicht gewesen war.

Unmittelbar spürbar und das Leben der Bevölkerung erleichternd, waren in dieser Hinsicht die Fortschritte auf sozialem und hygienischem Gebiet, die zu einer signifikanten Steigerung der Lebenserwartung führten. Ein wichtiger Ansatz war der moderne Ausbau des Krankenhauswesens. Waren schon seit dem Mittelalter eine Reihe von milden Stiftungen und ein Hospital in Prenzlau ansässig gewesen, so konzentrierten sich im Verlauf des 19. Jahrhunderts die Sozialdienste, das Fürsorgewesen und die Krankenversorgung auf dem Areal des säkularisierten Dominikanerklosters und in dessen unmittelbarem Umkreis: Im Dominikanerkloster waren auch die Stadtarmenanstalt und bis 1858 das Gefängnis zu finden, das mit dem Neubau des Gerichtsgebäudes in die Baustraße verlegt wurde, ebenfalls Ausdruck der Bemühungen einer neuartigen staatlichen Leistungsverwaltung, die unter anderem auch auf die Neustrukturierung der Justiz und des Strafvollzuges ausgerichtet war, und in diesem Falle für die Gefangenen dafür sorgte, unter erträglicheren Haftbedingungen zu leben, auch wenn dies alles andere als populär war. Im Zusammenhang mit der Reorganisation des Armenwesens auf Kreis- und Provinzialebene steht der Neubau der Land-Armen- und Korrigendenanstalt, der bereits zu Beginn der vierziger Jahre zur Vollendung kam. Die unter der Oberaufsicht des brandenburgischen Landesdirektors unter der Trägerschaft der Provinz stehende Anstalt war neben Lübben und Strausberg eine von drei Einrichtungen in der Provinz Brandenburg, die sogenannte Arbeitsscheue und Landstreicher aufnahmen und durch Arbeitszwang versuchten, diese wieder in die Gesellschaft zu integrieren. 1919 wurde die Anstalt zugunsten eines Wanderarbeitsheimes mit ähnlicher Zielsetzung aufgelöst.

Trotz vieler Bemühungen, die auf dem Gebiet der Verbesserung der Hygiene durchaus erfolgreich waren, gelang es der Stadt im 19. Jahrhundert nicht, ihr Krankenhauswesen grundlegend zu modernisieren; denn die Räumlichkeiten im Dominikanerkloster waren für einen Krankenhausbetrieb nicht optimal geeignet, und der Bau eines Kreiskrankenhauses blieb wegen Finanzierungsproblemen und mangelnder Abstimmung mit dem Kreistag ein lange gehegter Wunsch, der erst mit dem Umzug von 160 Patienten und vier Ärzten in den großzügigen Zweckbau 1927 in Erfüllung ging. Dagegen war die Einrichtung einer Desinfektionsanstalt nach Berliner Vorbild in den neunziger Jahren eine echte Pioniertat, die im wesentlichen der Initiative des Bürgermeisters Reinhold Mertens zu verdanken ist. In

diesen Rahmen gehört auch der Bau eines nach neuesten Erkenntnissen eingerichteten Schlachthofes, der, auf Initiative des Magistrats projektiert, am 25. November 1889 eingeweiht wurde. Hier spielten synergetisch neben hygienischen Überlegungen ökonomisch begründete Motive eine maßgebliche Rolle, da der Schlachthof seine Dienstleistungen weit über die Weichbildgrenzen hinaus anbieten konnte und auf diese Weise Wirtschaftskraft in die Stadt zog. Angesichts dieser weitblickenden Strukturpolitik der Prenzlauer Stadtverordnetenversammlung und des Magistrats und der durchgängigen Bereitschaft, Zukunftsinvestitionen vorzunehmen, deren Wirtschaftlichkeit nicht immer absehbar war, verwundert es nicht, wenn die schon 1858 konzessionierte, aus privaten Mitteln gebaute Gasanstalt 1907 kommunalisiert und grundlegend modernisiert wurde. 1908 folgte der Beschluss, ein städtisches Elektrizitätswerk zu errichten, und schon 1909 wurden beide Neubauten in Betrieb genommen. Nur am Rande sei erwähnt, dass auch die städtische Wasserversorgung und die Entwässerung durch eine Kläranlage schon vor Beginn des I. Weltkrieges projektiert worden sind, wobei wegen technischer Schwierigkeiten und Kostenexplosion für das Klärwerk die Betriebsaufnahme erst 1916 erfolgte, ein Jahr später als die der „Königlich privilegierten Abdeckerei“. Als Fazit ist festzuhalten, dass Prenzlau, eine Stadt mit nun gut 21.000 Einwohnern, in den leistungsfähigen Kreis der modernen mittelgroßen Provinzialstädte des Regierungsbezirks Potsdam eingetreten war und seiner Bevölkerung vieles an moderner Infrastruktur zu bieten vermochte, was in anderen Regionen des Reiches zu Beginn des 20. Jahrhunderts noch nicht unbedingt zum allgemeinen Standard gehörte.

Ich komme zum Schluss und fasse zusammen: Auf dem Weg durch die Geschichte Prenzlaus im 19. Jahrhundert ist ein vielschichtiger Prozess deutlich zu machen gewesen. Ausgehend von einer desolaten Situation der Stadt an der Schwelle zur Moderne nach der Niederlage gegen Frankreich, die die Stadt in ihrem Lebensnerv bedroht hatte, wurden im Zuge der preußischen Reformen, und hier vor allem der neuen Städteordnung bei gleichzeitiger Separation der Stadtflur, Kräfte freigesetzt, die im Zuge der säkularen Umwälzungen auf allen Gebieten menschlichen Lebens auch Prenzlau voll erfassten. Äußerlich blieb das Bild der Stadt innerhalb des Mauerkranzes, das nun als romantisch empfunden wurde,

dessen mittelalterlicher Mitteltorturm das architektonische Vorbild für die Oberbaumbrücke in Berlin abgab, weitgehend unangetastet, aber in Wirtschaft und Gesellschaft vollzogen sich grundlegende Veränderungen, die alle von tüchtigen, heute in ihrer Mehrzahl namenlosen Menschen mitgestaltet wurden, nicht nur auf Initiative beispielsweise des weitblickenden und über die Stadt hinaus bekannten Oberbürgermeisters Carl Friedrich Grabow; sondern es waren alle christlichen und jüdischen Bürger einer Stadt, die nicht mehr an den alten Toren und der an vielen Stellen abgetragenen Stadtmauer endete, sondern eine große Ausdehnung erfahren und ihre Bevölkerungszahl von 1807 bis 1914 nahezu verdreifacht hatte.

Das alles nahm ein jähes Ende mit der Niederlage des kaiserlichen Deutschlands im I. Weltkrieg und, nach der Zwischenkriegsphase der Weimarer Republik, mit der Schreckensherrschaft des nationalsozialistischen Regimes und der weitgehenden Zerstörung der Stadt im April 1945. Dieser Katastrophe folgte ein zwar in der Eigendefinition fortschrittsgläubiges System, die DDR. Aber erst mit der Wende 1989 hat die Stadt wirklich wieder ihre Fesseln abgestreift, wie das schon einmal zu Beginn des 19. Jahrhunderts mit der Einführung der Steinschen Städteordnung und den ersten Wahlen zum Stadtparlament am 23. April 1809 der Fall gewesen ist. Heute können ihre Bewohner, freilich unter ganz anderen, weitaus schwierigeren Bedingungen als im optimistischen 19. Jahrhundert wieder ihre Geschicke selber und eigenverantwortlich gestalten und Prenzlau erneut zu einem in jeder Hinsicht attraktiven Mittelpunkt der Uckermark machen, wie dies im Verlauf des 19. Jahrhunderts schon einmal weitgehend in die Realität umgesetzt worden ist. Ich wünsche allen für die Stadt Prenzlau Verantwortlichen und allen Bürgerinnen und Bürgern der Stadt ein gutes Gelingen auf diesem schon beschrittenen, zukunftsweisenden, aber steinigen Weg!

Vielen Dank für Ihre geschätzte Aufmerksamkeit.

Aus der Geschichte uckermärkischer Dorfschulen

Beispiele: Gellmersdorf und Neukünkendorf

Hans-Georg-Henning, Berlin

1. Einleitung

Vor etwa 50 Jahren wurden in der Uckermark die kleinen einklassigen Dorfschulen zu mehrklassigen Schulen in zentral gelegenen Orten zusammengefaßt. Jüngere Menschen kennen daher heute die alte Dorfschule nicht mehr, obwohl sie doch lange Zeit neben der Kirche eine wichtige Rolle im Dorf spielte. Im folgenden Beitrag wird mit zwei Beispielen an die Anfänge des Landschulwesens und seine Entwicklung bis hin zur Mitte des vorigen Jahrhunderts erinnert.

Gellmersdorf und Neukünkendorf sind zwei südöstlich von Angermünde gelegene Dörfer, die auf eine mehr als 750 Jahre alte Geschichte zurückblicken. 1476 wurden sie vom brandenburgischen Kurfürsten zusammen mit zahlreichen anderen Dörfern als Lehen an von Buch / Stolpe



Abb. 1 Ausschnitt aus der Special Karte der Uckermark von D. F. Sotzmann aus dem Jahr 1796.

gegeben, der Gellmersdorf als Gutsdorf mit dienstpflichtigen Bauern behielt, Neukünkendorf dagegen um 1500 bis auf vier Bauernhöfe an die Stadt Angermünde abgab. Patronat und niedere Gerichtsbarkeit lagen daher in den folgenden dreieinhalb Jahrhunderten für Gellmersdorf bei von Buch, für Neukünkendorf bei der Stadt Angermünde.

Aufzeichnungen zur Entstehung von Schulen gibt es für beide Dörfer seit dem Beginn des 18. Jahrhunderts. Im Folgenden wird zunächst die Zeit bis etwa 1800 behandelt, in der von einem systematischen Schulunterricht für die Dorfkin- der noch keine Rede sein konnte.

Anschließend wird die Entwicklung der nun nachweisbaren Dorfschulen bis hin zum Zweiten Weltkrieg beschrieben.

2. „Schulhalter“ im 18. Jahrhundert

Im Jahre 1717 führte König Friedrich Wilhelm I. in Preußen die allgemeine Schulpflicht für Kinder vom 5. – 12. Lebensjahr ein. Diese Anordnung blieb in den Dörfern Preußens weitgehend unwirksam, denn hier existierten zu dieser Zeit weder Schulgebäude noch staatlich entlohnte Lehrer. Selbst das Generallandschulreglement aus dem Jahr 1763 änderte daran zunächst wenig. „Es gab nicht genügend ausgebildete Lehrer, die Eltern widersetzten sich dem Schulbesuch der Kinder, weil sie diese notwendig zur Arbeit brauchten. Ein großes Hindernis für einen regelmäßigen Schulbesuch bildete zudem das Schulgeld, das die Eltern zu zahlen hatten.“¹

„Die preußischen Dorfschulmeister (...) waren [im 18. Jahrhundert] zu einem hohen Prozentsatz Handwerker (häufig Schneider) und in den sogenannten Mutterdörfern auch zugleich Küster, was ihnen notwendige zusätzliche Einnahmen verschaffte. (...) Einen ‚Lehrerstand‘ im modern-professionellen Sinn kannte das 18. Jahrhundert noch nicht. Auch autodidaktische Präparation war für niedere Lehrerstellen üblich.“²

„Der Küster versieht ein doppeltes Amt: Einerseits ist er kirchliche Hilfskraft, Kirchdiener - andererseits ist er Schulmeister, Lehrer. Daneben übt er oft ein Handwerk aus. Im engeren Sinn bezeichnet das Wort ‚Küster‘ eine kirchliche Funktion; die plattdeutsche Bezeichnung ‚de Köster‘ sieht mehr auf seine schulische Tätigkeit (...). Die Küsterei steht seit alters her auf kirchlichem Grund und Boden, meistens - wie das Pfarrhaus - nahe bei der Kirche.“³

¹ B. Ofenbach, Geschichte des pädagogischen Berufsethos, Königshausen & Neumann 2006, S. 163.

² O. Büsch, I. Mieck, Historische Kommission, „Handbuch der preußischen Geschichte“, Bd. 2, Berlin 1992, S. 663.

³ L. Parisius, Die Küster und Schulmeister von Lunow und Hohensaaten, Stolzenhagen und Lüdersdorf in Beiträge zur Uckermärkischen Kirchengeschichte, 9 (1983) S. 75. Im Lauf des 19. Jahrhunderts wandelte sich die Tätigkeit des Küsters: Der technische Kirchendienst wurde einem Kirchendiener übertragen. Für den Küster rückten die Funktion und gelegentlich auch der Titel eines Kantors (und Organisten) in den Vordergrund. Die kirchlich, schulische Doppelfunktion des Küsters oder Kantors bestand weithin bis zum Ende des II. Weltkrieges.

Ungachtet der noch überwiegenden Vorbehalte gegen einen Schulunterricht gab es schon gegen Ende des 17. Jahrhunderts in den Dörfern Eltern, die daran interessiert waren, dass ihre Kinder das Lesen, Schreiben und Rechnen lernten.

In Gellmersdorf ist für 1692 ein „Schulhalter“ nachgewiesen.⁴ Ihm folgten weitere, die zugleich Schneider oder Garnweber waren. Im Jahre 1780 trat Johann Friedrich Wilhelm Menz seinen Dienst an. Er kam aus Vietmannsdorf bei Templin, wo schon sein Vater als Schullehrer wirkte. Von diesem war er in den nach damaligen Begriffen für einen Schullehrer



Abb. 2 Ansichtskarte von 1905 (Schulhaus unten links), aus dem Archiv des Autors.

notwendigen „Kenntnissen und Geschicklichkeiten“ unterrichtet worden. Nach einer vierjährigen Tätigkeit als Diener bei von Buch in Stolpe setzte ihn dieser in Gellmersdorf als Schullehrer ein. Hier war 1770 gegenüber

⁴ H. Lüpnitz, Küster und Schullehrer, Arrendatoren, Mühlenmeister und Schäfer in Gellmersdorf, Kreis Angermünde, in H. Hesse, Genealogie in der Uckermark 2, Schriftenreihe der Arbeitsgemeinschaft für mitteldeutsche Familienforschung e. V., Mannheim 1999.

der Kirche ein Haus errichtet worden, das die Wohnung des Küsters und einen Raum für den Schulunterricht enthielt.⁵

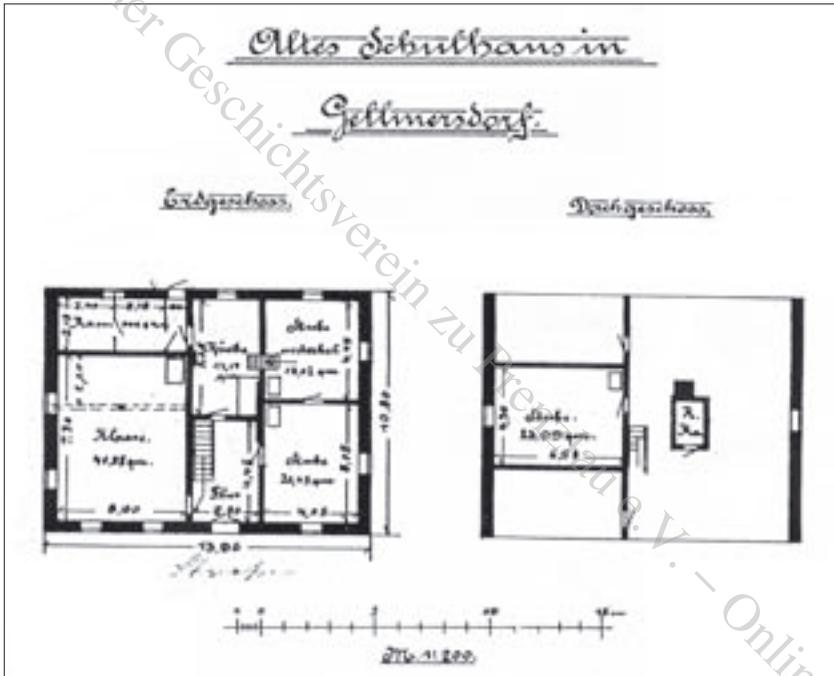


Abb. 3 Grundriss 6

In Neukünkendorf gab es um 1700 einen Küster Gottlieb Reuter. Sein Name wurde neben anderen beim Guß der noch heute im Kirchturm hängenden Glocke im Jahre 1704 in die Beschriftung eingefügt. Aus der Küsterfamilie Reuter ging am Ende des 18. Jahrhunderts Gottfried Reuter hervor, der schon vor 1810 Küster und Lehrer in Neukünkendorf war und 1821 „emeritiert“ wurde.⁶ Die Reuters waren über mindestens 120 Jahre im Dorf für den „niederer“ Kirchendienst zuständig und daneben

⁵ Dieser Zustand blieb, abgesehen von gelegentlichen dringenden Reparaturen, bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts unverändert.

⁶ Diese Information sowie die weiteren Zitate zu den Schulen in Gellmersdorf und Neukünkendorf wurden, wenn nicht anders gekennzeichnet, Akten der Königlich Preussischen Regierung, Abteilung für Kirchen- und Schulwesen, im Brandenburgisches Landeshauptarchiv Potsdam entnommen.

als „Schulhalter“ für die Kinder tätig, die einige Eltern zu ihnen schickten. Auch in Neukünkendorf wohnte der Küster in einem kleinen Haus neben der Kirche und unterrichtete die Kinder in seiner Wohnung. Wann dieses Haus gebaut wurde, ist nicht bekannt.⁷

In beiden Dörfern hielten die Küster/Lehrer Vieh, das der Dorfhirte zusammen mit dem Vieh der Bauern auf die „Allmende“ trieb.⁸

Aus einem Bericht des Pastors Kirchstein an den Angermünder Magistrat aus dem Jahre 1799 geht hervor, unter welchen Umständen der Unterricht damals in Neukünkendorf abgehalten wurde:

Einem HochEdlen Magistrat

Zeige ich hiedurch ganz ergebenst an, daß nunmehr ein Tisch und eine Banke für die NeuKönigendorfsche Schule angefertigt worden, und ich dieses ... an den Tischler Meister Seifert, laut

Quitung mit 34 th 12 gr bezahlt habe. Diese Auslage konnte ich wohl wagen, indem ich überzeugt bin, daß ein Hoch...Oberconsistorium diese Ausgabe approbieren wird. Die Approbation deßselben konnte vorher nicht nachgesucht werden, weil ein Theil des Winters darüber verstrichen wäre, und ich es nicht länger aushalten konnte, daß die kleineren Kinder auf Klötzchen saßen mit ihren Büchern in der Hand, mit welchen sie öfters zusamt ihren Klötzchen umfielen. Es sind auch in diesem Jahre mehrere Kinder die schreiben lernen, dazu also der eigenthümliche Tisch des Küsters nicht hinreichend war. Ich habe mich sehr ergötzt, da ich die Freude sämtlicher Kinder über diesen Schulapparat sahe.

Nun bitte ich die Approbation E. Hoch...Oberconsistoriums zu beschleunigen, damit ich seine Auslage aus der NeuKönigdorfschen Kirchen Casse wieder erhalte. Zugleich bitte ich Euren HochEdlen Magistrat als KirchenPatron mich in den Stand zu setzen, einige nöthige Schulbücher, worüber ein Hoch...Oberconsistorium bereits Consenz ertheilet, für die dortige Schule anzuschaffen.

⁷ 1848 wurde die Lehrerwohnung vergrößert, der Restbau blieb für weitere einhundert Jahre Schulstube.

⁸ Der Stall auf dem Neukünkendorfer Schulgrundstück wurde erst 1925 wegen Baufälligkeit abgerissen; die sog. „Schulscheune“ steht heute noch.

3. Beginn des regulären Schulbetriebes am Anfang des 19. Jahrhunderts

„Die königlichen Behörden konnten sich häufig in Schulfragen nicht gegenüber den Dorfadligen bzw. in Domänen den Amtmännern durchsetzen, die sich z. B. bei der Ernennung und Visitation der Dorflehrer auf ihr Patronatsrecht beriefen.“^{9a}

„Obwohl es [um 1800] in Berlin von den ‚Kollegien‘ ausgearbeitete Reglements gab, hatte der typische preußische Landschullehrer ohne Hoffnung auf eine tragende Besoldung aus staatlichen Kassen, ausgeliefert dem Patronatsherren und der Gemeinde, wenig Aussicht, seine Forderungen mit Berufung auf diese Reglements mit Erfolg durchzusetzen. Das betraf auch das von den Eltern zu zahlende Schulgeld. Er war auf Nebenverdienst angewiesen.“^{9b}

Aus einer Instruktion der Regierung aus dem Jahr 1822¹⁰ :

1. Der Prediger ist überall als Lokal-Inspektor der nächste Vorgesetzte des Schullehrers (...)
15. Die Anordnung des Lektionsplanes steht (...) dem Prediger zu. Dieser wird den Schullehrer dabei hören; es darf aber letzterer den Plan weder eigenmächtig ändern, noch willkürlich von ihm abweichen.
18. Der Unterricht soll täglich, vor- und nachmittags, mit kurzem Gesange und Gebete anfangen, auch mit Gesang beschlossen werden.
19. In allen Schulsachen hat der Schullehrer den Anweisungen des Predigers Folge zu leisten und seine Winke zu benutzen (...)
24. Zu jeder Reise, sowie zu jeder Entfernung von dem Schulorte während eines ganzen Tages oder über Nacht, bedarf der Schullehrer die Genehmigung seines Predigers.“

Am Beginn des 19. Jahrhunderts gab es in

Gellmersdorf:	288 Einwohner bei 34 Feuerstellen, 1 Gut, 15 Bauern, 2 Kossäten, 3 Büdner, 15 Einlieger, Schmied und Krug.
Neukünkendorf:	241 Einwohner bei 34 Feuerstellen, 1 Vorwerk, 14 Bauern, 4 Kossäten, 1 Büdner, 13 Einlieger, Schmied und Krug. ¹¹

⁹ W. Neugebauer, „Schule und Absolutismus in Preußen“, 1992, (a) Seite 76, (b) Seite 91.

¹⁰ B. Ofenbach, „Geschichte des pädagogischen Berufsethos“, Königshausen & Neumann 2006, Seite 168ff.

¹¹ Historisches Ortslexikon für Brandenburg, Teil VIII Uckermark, bearbeitet von L. Enders, Hermann Böhlau Nachf., Weimar 1986.

In beiden Dörfern führten die Schullehrer jetzt einen regelmäßigen Unterricht durch, wobei es trotz der staatlich verordneten Schulpflicht immer noch sehr von den Eltern abhing, ob und wann sie ihre Kinder zur Schule schickten. So heißt es in einem Revisionsbericht für die Gellmerdorfer Schule aus dem Jahr 1809: „Im Winter findet man in der Regel 55 Kinder in der Schule, im Sommer im Durchschnitt nur 30“

Der Gellmersdorfer Lehrer Menz unterrichtete nach folgendem „Lektionsplan“. Ähnlich wurde in Neukünkendorf verfahren:¹²

	Montag	Dienstag	Mittwoch	Donnerstag	Freitag	Sonnabend
<i>Zum Anfang Gebet und Gesang</i>						
8 - 9	<i>I. Lesen u. Aufschlagen in Bibel II. Schreiben</i>	<i>I. Lesen in der Bibel II. Schreiben</i>	<i>I. Lesen in Lesebücher II. Schreiben</i>	<i>I. Lesen u. Aufschlagen in Bibel II. Schreiben</i>	<i>I. Lesen in der Bibel II. Schreiben</i>	<i>I. Lesen in Lesebücher II. Schreiben</i>
9 - 10	<i>Religion: Aufgaben u. Erklären der Wochensprüche</i>	<i>Rechnen auf der Tafel und im Kopfe</i>	<i>Rechnen auf der Tafel und im Kopfe</i>	<i>Religion: Erklären u. auswendig Aufsagen der Gebote</i>	<i>Rechnen auf der Tafel und im Kopfe</i>	<i>Religion: Auswendig sagen gelernte Sprüche</i>
10 - 11	<i>I. Schreiben II. Lesen</i>	<i>I. Schreiben II. Lesen</i>	<i>I. Schreiben II. Lesen</i>	<i>I. Schreiben II. Lesen</i>	<i>I. Schreiben II. Lesen</i>	<i>I. Schreiben II. Lesen</i>
13 - 14	<i>I. Orthographie II. Schreiben</i>	<i>I. Lesen II. Schreiben</i>	-	<i>I. Orthographie II. Schreiben</i>	<i>I. Lesen II. Schreiben</i>	-
14 - 15	<i>I. Schreiben II. Lesen</i>	<i>I. Schreiben II. Lesen</i>	-	<i>I. Schreiben II. Lesen</i>	<i>I. Schreiben II. Lesen</i>	-
15 - 16	<i>Bibl. Geschichte</i>	<i>Singen</i>	-	<i>Wissenschaftsunterricht</i>	<i>Singen</i>	-
<i>Zum Schluß Gebet und Gesang</i>						

¹² Nach solchen Plänen wurde damals in ganz Preußen unterrichtet. Siehe z. B. K. F. Klöden, Von Berlin nach Berlin – Erinnerungen 1786 – 1824, Berlin 1978, S. 96-110:

In Neukünkendorf hatten 1811 folgende Familien insgesamt 51 schulpflichtige Kinder:

- | | |
|---------------------------------------------|-----------------------------------|
| 1. Herr Föhr, Erbpächter des Rittervorwerks | 14. Schweinehirt Martin Rambow |
| 2. Bauer Johann Lembke | 15. Pferdehirt Gottfried Israel |
| 3. Bauer Daniel Dietz | 16. Gänsehirtin Witwe Otto |
| 4. Bauer Biermann | 17. Drescher Martin Reepschläger |
| 5. Bauer Christian Volkmann | 18. Einlieger Joachim Schmidt |
| 6. Bauer Christian Dräger | 19. Drescher Christian Frost |
| 7. Bauer Gottfried Stolzenburg | 20. Garnweber Streichert |
| 8. Bauer Michel Koch | 21. Tischler Johann Seifert |
| 9. Bauer Michel Lütkopf | 22. Einlieger Peter Teutschländer |
| 10. Bauer Christian Stolzenburg | 23. Einlieger Jürgen Meier |
| 11. Bauer Daniel Melchin | 24. Schneider Christophel Dams |
| 12. Kossäth u. Weber Christian Künzel | 25. Einlieger Michel Köbke |
| 13. Dorfhirt Schulze | 26. Einlieger Christophel Luck |
| | 27. Küster Gottfried Reuter*) |

*) Gottfried Reuter, 54 Jahre alt, geboren in Neukünkendorf, wo auch sein Vater Küster war, hat ein Haus mit 2 Stuben und 2 Kammern, einen Garten, auf der allgemeinen Dorfhütung 2 Kühe, einige Schafe, Schweine u. Gänse, und erhält Naturalien.

Daß aber auch hier noch Vorbehalte gegen einen regelmäßigen Schulbesuch bestanden, geht aus einem Revisionsbericht des Predigers Müller aus dem gleichen Jahr hervor:¹³

„ (...) Auch hier wäre wenigstens eine Erweiterung und Verbesserung des Schulzimmers wegen der immer mehr zunehmenden Menge der Schulkinder nothwendig. (...) Wenn gleich der Schullehrer guten Willen zeigt, so ist er doch zu alt und schwach, um diesen zu verwirklichen; daher derselbe weder sich selbst vervollkommen, noch seine Schule verbessern kann. Jedoch lernen die Kinder bei ihm so ziemlich lesen, schreiben und rechnen. (...)

Da die Schule hieselbst nicht in so gutem Zustande ist, so scheint es, als ob die Ältern auch wenig Neigung hätten, die Kinder dazu anzuhalten, obgleich viele es zu erkennen geben, daß eine gute Schule viel werth sei.“

¹³ Internet-Lexikon Wikipedia, 2009.

Der alte und schwache Schullehrer Reuter diente noch weitere zehn Jahre und wurde erst im Alter von 64 Jahren „emeritiert“. Nachfolger wurde Wilhelm Friedrich Wilke, der bei einer ersten Lehrprobe zwar schlechte Noten erhalten hatte, dann aber doch eingestellt wurde. Er war der erste an den neu eingeführten Lehrerseminaren ausgebildete Lehrer in Neukünkendorf.

„Nur zögerlich setzte sich die Seminausbildung der Volksschullehrer gegen konservative Befürchtungen durch. Seit Beginn des 19. Jahrhunderts wurden die Seminare in Preußen ausgebaut. 1811 gab es 15 Seminare. 1826 wurde erstmals eine Seminarabschlussprüfung eingeführt sowie eine zweite Lehrerprüfung nach drei Jahren Berufspraxis.“¹⁴

Wilke arbeitete vom ersten Tag an engagiert in Schule und Gemeinde. Davon zeugt u. a. ein Brief, den er im Juli 1824 im Zusammenhang mit der Landverteilung bei der Separation an die Generalkommission richtete.¹⁵ Er bat *„ganz gehorsamst um Berichtigung seines fehlenden Akkers. (...) daher es Geist tödtend und Himmelschreiend ist, wenn dem, welcher die Jugend bilden und zum Himmel vorbereiten soll, auf falsche Weise etwas entzogen wird, und daher Zeit Lebens in Kummer und Dürftigkeit schmachten soll. Nein es ist nicht zu verschweigen, selbst der Wurm im Staube krümmt sich, wenn er getreten wird, doch ich habe das Zutrauen, daß Eine Königl. Hochlöbl. General Commission einen armen Schullehrer in dieser Sache stützen, und Recht wird wiederfahren lassen, darum ich gehorsamst bitte.“*

Es wurde dann auch festgestellt, daß der Küster das Recht hat, „außer Kuh und Zuwachs noch 10 Stück Schaaf, einige Schweine und Gänse, auf die gemeinschaftliche Weide zu treiben“.

Als der Superintendent Albrecht aus Angermünde im Juni 1834 die Neukünkendorfer Schule kontrollierte, konnte ihn Wilke davon überzeugen, dass das Schulhaus inzwischen zu klein geworden sei. Auch dem Gemeinde- und Kirchenvorstand war die Notwendigkeit eines Schulbaus klar. Er entschied am 26. Juni 1836: „Der Kirchenvorstand gibt 40 Taler 26 Silbergroschen 4 Pfennig für den massiven Ausbau (kein Fachwerk!) des Küster- und Schulhauses dazu.“ Auch die Regierung gewährte einen

¹⁴ Acta commissionis der Königl. Generalkommission für die Kurmark Brandenburg zu Berlin in der Separationssache NeuKünkendorff, Brandenburgisches Landeshauptarchiv Potsdam.

¹⁵ Das 1848er Schulhaus steht noch heute (2009). Nach etwas mehr als einhundert Jahren zog die Schule aus. Heute ist das Haus in Privatbesitz.

Zuschuss. In den folgenden Jahren wurde tatsächlich gebaut! 1848 war man damit fertig.¹⁶



Abb. 4 Altes Schulhaus und Kirche in Neukünkendorf um 1910.

Nach dem Bau war genügend Raum in der Schulklasse („geräumiger als erforderlich ist“), dafür aber ließen die Kräfte des bis dahin so aktiven Lehrers Wilke nach. In einem Revisionsbericht schrieb der Superintendent Albrecht aus Angermünde am 14. 2. 1854: „Der Lehrer Wilke ist im Allgemeinen kein ungeschickter Lehrer; aber er doziert zu viel, weil er sich gerne reden hört. Dadurch ermüdet er die Schüler, statt sie zu wecken und zum selbständigen Denken und zum Sprechen zu gewöhnen.“

Im Revisionsbericht vom 26.3.1858 wird festgestellt, dass der „in früheren Zeiten sehr schlechte Schulbesuch jetzt besser geworden“ sei. Zum gleichen Zeitpunkt war der damals 60jährige Lehrer Wilke schon schwer erkrankt. Drei Jahre später starb er nach 41jähriger Dienstzeit. (Seine Witwe erhielt nur noch bis zum Ende des Sterbemonats seine Bezüge, danach war sie auf Armengeld angewiesen!)

¹⁶ Einige Jahre nach Beendigung der Separation wurden die Reallasten (Naturalien) für Pfarrer und Lehrer durch Geldzahlungen abgelöst.

Am 24.4.1861 trat sein Nachfolger, der 26jährige Lehrer Carl Eduard Block aus Wendemark, die Stelle in Neukünkendorf an (s. Kap. 4).

In Gellmersdorf war der Schullehrer Menz 1822 „in hohem Alter“ gestorben. Die Witwe des Mannes, der jahrzehntelang für die Gemeinde tätig war, geriet in Not und bat die Gemeinde ein halbes Jahr nach dem Tod ihres Mannes um Unterstützung.

Als Nachfolger für Menz trat im Oktober 1822 Johann Gottlieb Heinrich Vehse aus Wittenberg seinen Dienst in Gellmersdorf an. Auch er hatte wahrscheinlich eine seminaristische Ausbildung genossen, erhielt er doch bei den jährlichen Revisionen gute Kritiken. Er war 32 Jahre im Amt, unterrichtete z. B. 1832 72 Schüler und wurde nach seinem Tode im Jahr 1853 als einer der „ausgezeichneten Landschullehrer hiesiger Gegend“ bezeichnet. Er erreichte ein Alter von nur 58 Jahren und starb an Lungenentzündung.

Sein Nachfolger wurde Carl Wilhelm Wedel aus Angermünde. Ihm wurde vom Revisor 1856 ein „sehr guter Gesamteindruck“ der Schule bestätigt, aber schon zwei Jahre später als Kritik in den Revisionsbericht eingetragen, „er wirkt nicht anregend“ auf die Schüler und „erscheint in Pantoffeln zum Unterricht“. Wedel starb 1860 im Alter von nur 36 Jahren.

Unwillkürlich fragt man sich, warum diese beiden Lehrer so früh starben. Ein Grund dürfte sich aus dem Schicksal des Mannes ergeben, der nach Wedel in Gellmersdorf tätig wurde (siehe Kap. 4).

4. Die Dorfschule in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts

Zunächst gab es dort ein Zwischenspiel: Der Patron von Buch / Stolpe wollte als Nachfolger den Lehrer Kritzinger aus Stolpe einsetzen. Die Gemeinde Gellmersdorf war dagegen und wollte, „falls ihr dieser Kandidat aufgedrungen würde, von Stund an nie mehr die Kirche besuchen“. Von Buch gab zähneknirschend klein bei und benannte daraufhin im Juni 1860 den Lehrer Johann Heinrich Carl Wonneberger aus Angermünde.

Auch Wonneberger hatte einen guten Start. Bei 70 Schülern wurde seine Arbeit im Jahre 1861 vom Revisor sehr gut eingeschätzt. Er engagierte sich auch in der Gemeinde und gründete einen Männergesangverein. Aber schon ein Jahr später klagte er in schriftlichen Eingaben über die

ungesunde und feuchte Wohnung. Immerhin stand das Schulhaus da schon fast einhundert Jahre. Seine Eingaben fruchteten nichts, sie wurden einfach nicht zur Kenntnis genommen. Lehrer Wonneberger kannte das Schicksal seiner beiden Vorgänger. Er sah sich das noch zwei Jahre lang an. Im Juli 1865 meldete der Angermünder Superintendent Kirsch der Regierung, dass der Lehrer Wonneberger „nach Berlin entwichen“ sei. Auf Weisung der Regierung wurde daraufhin eine schriftliche Aufforderung, den Dienst wieder anzutreten, an die Schultür geheftet. Die Sommerferien vergingen; Ende September 1865 war der Lehrer immer noch nicht da. Von Buch meldete nun der Regierung, dass Wonneberger nach Amerika ausgewandert sei. Offenbar war dieser nicht bereit, dem Patron und der Gemeinde seine Gesundheit zu opfern.

In den Jahren nach 1860 waren in beiden Dörfern tüchtige Lehrer tätig. Ihre gute Arbeit in der Schulklasse und ihr Engagement in der Gemeinde wurden von den Vorgesetzten zwar mit Worten, aber weniger mit Taten anerkannt:

Lehrer Block in Neukünkendorf beklagte sich nach seinem Dienstantritt bei der Regierung über seine Entlohnung, die noch nicht an die neuesten Verordnungen angepasst war. Der Magistrat von Angermünde als Patronats Herr setzte daraufhin am 16.6.1861 seine Einkünfte mit 217 Talern 2 Silbergroschen 6 Pfennige fest. Sie setzten sich zusammen aus:

1. Freie Wohnung im Schulhaus einschl. Stallung
(Reparaturen bis 1 Taler muss er selbst bezahlen.)
2. Garten
3. Das bei der Separation der Küsterstelle zugeteilte Land
(4 Morgen 112 Qruthen; der jährliche Ertrag wird taxiert auf 25 th)
4. Gehalt aus der Kirchenkasse (30 T.)
5. Meßkorn von der Gemeinde
- 6.-8. Weitere Naturalien
9. Gebühren für Trauungen, Kindtaufen, Begräbnisse
10. Schulgeld von ca. 60 Kindern (60 T.)
- 11.-13. Schulholzgeld
14. 5 Holzfuhrten von der Gemeinde

Damit war der Ärger aber nicht aus der Welt. Die Querelen zogen sich

noch über Jahre hin. Zunächst erklärte die Kirchengemeinde, sie könne nur 25 Taler zahlen. Noch im Januar 1871 reichte Lehrer Block ein Gesuch zur „Wahrung seiner Rechte bei der Messkorn-Ablösung“ ein.¹⁷ Auf dieses Gesuch antwortete der Landrat „schon“ im Februar 1872.

An dieser Stelle sei erwähnt, dass die Bezahlung der Lehrer in dieser Zeit aus einem Anteil bestand, der nach wie vor von der Gemeinde aufzubringen war, und einem staatlichen Anteil. Nachdem die Währung 1871/3 von Taler auf Mark umgestellt worden war, verpflichtete die Königl. Regierung die Gemeinde am 27.5.1875, dem Lehrer alles in allem ein Jahres-Einkommen von 900 Mark zu sichern. (Als wirkliches Einkommen waren nur 648 Mk 61 Pfg ermittelt worden.) Einige Jahre später (23.10.1888) wies die Regierung in Potsdam den Schulvorstand in Neukünkendorf noch einmal darauf hin, dass das Minimalgehalt der Lehrerstelle 900 Mark beträgt. Dabei ist der zusätzliche Hinweis interessant, dass der „Staatsbeitrag dazu in Höhe von jährlich 400 Mark (...) ist in monatlichen Raten zu zahlen“ ist und „die von der Gemeinde zu tragenden Gehaltsanteile nicht mehr wie früher von den einzelnen Hausvätern der Schulgemeinde bewirkt werden, sondern von der Gemeinde monatlich in bar“.

Ab 1.4.1889 wurde der staatliche Beitrag zum Lehrergehalt auf jährl. 500,- Mark erhöht.

Trotz aller Misshelligkeiten leistete Lehrer Block weiterhin eine gute Arbeit. In einem ausführlichen Revisionsbericht vom Dezember 1881 wurde er sehr gelobt. Er unterrichtete da 53 Schüler im Sommer um 6-9 Uhr und ½10-11, im Winter um 8-11 und 13-16 Uhr. Besonders hervorzuheben ist seine präzise Führung der Schüler- und Unterrichtslisten.¹⁸ Ihm wurde 1882 erlaubt, nebenbei die Postagentur zu betreiben. Er gründete und leitete einen Männergesangverein, der unter der Bezeichnung „Lyra“ bald Anerkennung auch von außerhalb erfuhr.

Am 13.6.1891 beantragte Lehrer Block wegen Erkrankung seine Pensionierung, die zum 30. 9. 1891 genehmigt wurde. Nachfolger von Block wurde Wilhelm Robert Adolf Nebe aus Briest.

¹⁷ 2008 wurden Schülerlisten der Schuljahre 1868 – 1886 auf dem Dachboden des alten Schulhauses in Neukünkendorf gefunden. Interessenten können Kopien im Stadtarchiv Angermünde oder im Angermünder Heimatmuseum einsehen.

¹⁸ Vgl. mit dem Verhalten der Gemeinde Gellmersdorf bei der Bestimmung eines Nachfolgers für Lehrer Wedel im Jahr 1860.

In Gellmersdorf hatte nach dem Debakel mit Lehrer Wonneberger Monate lang kein Schulunterricht stattgefunden. Die Gemeinde begann zu murren. „Die Schuljugend treibt sich auf der Straße rum!“ Die Unzufriedenheit mit dem für die Besetzung der Lehrerstelle zuständigen Patron von Buch äußerte sich auch, als der im April 1866 den Lehrer Friedrich Carl Grosse aus Mahlow für die Schulstelle in Gellmersdorf benannte.¹⁹ Nun aber zeigte von Buch den Gellmersdorfern, wer im Dorf das Sagen hatte: Er bestätigte Lehrer Grosse „kraft seines Patronatsrechtes“.

Bei den Schulrevisionen in den folgenden Jahren erhielt Lehrer Grosse stets gute Kritiken. Noch im Jahre 1895 wurde dem nunmehr 65jährigen bestätigt, „Er verwaltet sein Amt nach wie vor mit mustergültiger Treue und Pünktlichkeit“. Dabei waren die Schülerzahlen bei nur einem Lehrer in dem kleinen Schulraum (s. Abb. 3) beachtlich. In den Jahren um 1880 kamen im Sommer 62, im Winter 76 Kinder zur Schule.

Das bewahrte ihn aber nicht davor, ständig um die ihm zustehenden Vergütungen kämpfen zu müssen. Ähnlich wie sein Kollege Block in Neukünkendorf hatte er sich mit der Gemeinde um das Messkorn auseinander zu setzen. Es gab Querelen um das Heizungsmaterial. Die Ablösung der Reallasten (s. o.) zog sich in Gellmersdorf über zehn Jahre hin. Als er 1886 bei der Regierung um Ausgleichszahlung aus der Schulkasse für „den Verlust von 75 Mark Schulgeld“ durch den Wegzug von acht Tagelöhnerfamilien bat, wurde er prompt abgewiesen. Genehmigt wurde dagegen seine Bitte um die Versetzung in den Ruhestand im Jahre 1898. Sein Nachfolger wurde der Lehrer Karl Geisler aus Stützkow.

5. Moderner Unterricht in alten Schulhäusern

Lehrer Geisler war bis 1907 in Gellmersdorf tätig und wurde dann „auf eigenen Wunsch“ nach Berlin versetzt. Sein Nachfolger Heinrich Potratz aus Morgow, Reg.-Bez. Stettin, blieb bis 1913 und wurde dann, ebenfalls „auf eigenen Wunsch“, nach Lüdersdorf versetzt. Beide Lehrer erhielten

¹⁹ Von Buch war auch an anderen Modernisierungen für Gellmersdorf nicht interessiert. So ließ er zwar 1911 von seinen Gellmersdorfer Tagelöhnern Lichtmasten durch das Dorf setzen, um damit in Stolpe elektrischen Strom in sein Schloss zu bekommen. Elektrisches Licht für Gellmersdorf aber lehnte er strikt ab.

von ihren Vorgesetzten gute Kritiken und waren bei ihrer Versetzung noch keineswegs alt (G. 32, P. 34 Jahre). Warum wohl gab der eine schon nach neun, der andere nach nur sechs Jahren auf?



Abb. 5 Gellmersdorfer Schüler mit dem Lehrer Geisler im Jahre 1906.

(Foto: Archiv des Autors)

Hier ist an ihre Vorgänger Wedel und Wonneberger zu erinnern (s. o.). Das 1770 gebaute Schulhaus war zu Beginn des 20. Jahrhunderts immer noch in Betrieb und inzwischen keineswegs saniert oder gar völlig renoviert worden, obwohl sowohl Geisler als besonders auch Potratz mehrmals Änderungen anmahnten. Im Oktober 1909 schien sich etwas zu tun. Der Pfarrer und Ortsschulinspektor Tuch brachte einen Neubau ins Gespräch. Es wurde dann in Ermanglung eines Bauplatzes ein Umbau vorgeschlagen. Im Februar 1911 wurde bei einer Schulrevision durch den Kreis-Schulinspektor Wildegans festgestellt: „Das Schulhaus ist alt. Es sind schon Unterhandlungen wegen eines Neubaus im Gange“.

Im April 1912 wurde von einer Kommission, der vier Gellmersdorfer Bauern als Schulvorstand sowie ein Regierungsassessor und ein Kreisassistent angehörten, „festgestellt, dass auf dem alten Grundstück ein Umbau nicht zweckmäßig und ein Neubau aus räumlichen Gründen nicht angängig

erscheint. Der Schulvorstand beschließt einen Neubau der Schule auf dem sogenannten Herrn Schlosshauptmann von Buch gehörigen Trubachs Garten. Dieses Gelände soll von Herrn Schlosshauptmann von Buch gegen den Platz, auf dem das Schulhaus jetzt steht, umgetauscht werden.“ Damit schien der Weg frei zu sein. Der Schulvorstand dürfte mit dem Beratungsergebnis recht zufrieden gewesen sein.

Doch dann hieß es im Februar 1913: Die Verhandlungen wegen eines Bauplatzes „haben sich zerschlagen“. Der Grund? Von Buch hatte den Tausch abgelehnt. Er war ganz offensichtlich an einer modernen Schule nicht interessiert. Die Kinder seiner Tagelöhner brauchten für die Arbeit auf seinem Gutshof nicht mehr zu wissen als die Kinder 100 oder 200 Jahre vorher.²⁰ Er selbst schickte seine Kinder in die Stadtschule, einige Gellmersdorfer Bauern übrigens auch. Also blieb die Sache liegen mit der Konsequenz, dass Lehrer Potratz das Dorf verließ.

Der Nachfolger Johannes Rietz wurde mit dem Hinweis getröstet, die Verhandlungen wegen eines Bauplatzes für ein neues Schulgebäude „werden bis zum Oktober 1914“ hinausgeschoben. Im August 1914 brach der 1. Weltkrieg aus. 1915 stellte der Schulvorstand fest, dass ein Neubau wegen des Krieges nicht erfolgen kann. Ein Tischler wurde beauftragt, „die baulichen Mängel per Reparatur abzustellen“. Schließlich fand man 1920 gar, dass nun ein Neu- oder Erweiterungsbau der Schule „noch auf Jahre zurückgestellt werden“ kann.²¹ Der Lehrer Johannes Rietz brauchte sich übrigens mit diesem Problem nicht mehr zu befassen; er war 1918 an der Front gefallen.

Wie sah es mit dem Schulhaus in Neukünkendorf aus, wo inzwischen Lehrer Nebe schon nach zweijähriger Tätigkeit aufgegeben hatte? Sein Nachfolger Franz Knepel aus Flemsdorf war zwar ein tüchtiger Mann, der im Dorf nebenher die Postagentur und das Standesamt betreute und, wie es bei der Schulrevision 1898 hieß, „von seinen Schülern geliebt wurde“.

²⁰ Der Autor (H.-G.Hg.) arbeitete und wohnte 1946/47 in diesem Haus (Abb. 2 und 3) als Neulehrer. Am baulichen Zustand hatte sich nur wenig geändert. Abgesehen von einem sensationsgierigen Zeitungsreporter sprach damals niemand mehr von einem Neubau.

²¹ Der Autor (H.-G.Hg.) wurde als Sohn des Lehrers Otto Henning in diesem Haus geboren und verbrachte dort seine Kindheit. Er erinnert sich gut an die Winter, in denen sich Eiskristalle an den Zimmerwänden bildeten und an die Zugluft, die die Gardinen an den Fenstern hin und her wehen ließ.

Aber auch er hielt nur neun Jahre aus und wurde auf eigenen Wunsch versetzt.



Abb. 6 Neukünkendorfer Schüler mit Lehrer Knepel (um 1899).

(Foto: Archiv des Autors)

Das Neukünkendorfer Schulhaus hatte 1848 eine letzte „Modernisierung“ erfahren. 1901 fand eine Mängelbesichtigung durch den Kreisarzt statt, der u. a. feststellte, dass die Umfassungsmauern des Gebäudes nass seien und in der Schulklasse Kipp-Ventilatoren zur besseren Belüftung eingesetzt werden müssen.²² Außer einigen Reparaturen geschah jedoch für weitere lange Jahre nichts zur Verbesserung der Wohn- und Arbeitssituation des Lehrers.

In diesen überalterten Schulhäusern wurde in beiden Dörfern inzwischen längst nicht mehr nach den alten „Lektionsplänen“ (vgl. Kap. 2) unerrichtet. Ein Blick auf ein Zeugnis aus der Dorfschule der 1. Hälfte des vorigen Jahrhunderts gibt einen Eindruck:

²² Siehe bei H.-G. Henning, Aus dem Leben eines uckermärkischen Dorfschullehrers, Mitteilungen des Uckermärkischen Geschichtsvereins zu Prenzlau, Heft 13, 2006, S. 157.

Religion	Geschichte
Deutsch	Naturkunde
Lesen	Naturlehre
Rechtschreibung	Schreiben
Aufsatz	Zeichnen
Sprachlehre	Musik
Rechnen	Leibesübungen
Raumlehre	Nadelarbeit
Heimatkunde	Haushaltungskunde
Erdkunde	Werkunterricht

Im Laufe eines achtjährigen Schulbesuches durchlief ein Schüler alle diese Fächer.²³ Schüler, die nach der vierjährigen Unterstufe auf die Stadtschule wechselten, lernten einige dieser Fächer in der Dorfschule noch nicht kennen; sie waren aber mit den übrigen Fächern bei guten Noten auf den Übergang in eine höhere Schule gut vorbereitet. Es kam immer wieder vor, dass Dorfkinder ausgehend von dieser Grundlage gehobene Positionen erreichten. Beispiele dafür sind in Gellmersdorf zwei Lehrer und ein Bürgermeister (von Reinickendorf bei Berlin) noch vor 1900 sowie ein Professor für Bodenkunde an der Humboldt-Universität Berlin nach dem II. Weltkrieg und für Neukünkendorf ein Lehrer nach dem I. Weltkrieg und ein Professor für Chemie an der Humboldt-Universität zu Berlin nach dem 2. Weltkrieg.

6. Die Dorfschule in schwieriger Zeit

In Neukünkendorf trat 1903 in Nachfolge von Lehrer Knepel Alfred Welker aus Berlin seinen Dienst an. Er wirkte dort bis 1919 und hielt u. a. als sorgfältiger Chronist die Ereignisse im Dorf während des I. Weltkrieges fest.²⁴ Besonders in der zweiten Kriegshälfte wurden hier die Schüler wie in allen deutschen Dorfschulen zu kriegsbedingten Arbeiten herangezogen. Dazu zählten u. a. Geldsammlungen im Dorf, so u. a. im Mai 1917, im Juni 1917 und im Mai 1918. Im Oktober 1917 sammelten

²³ Schulchronik Neukünkendorf, Heimatmuseum Angermünde Teil II, 1917-1924.

²⁴ Vgl. Fußnote 3 und Kap. 3.

die Neukünkendorfer Schulkinder 62 Pfund Obstkerne und im Juli, August und September 1918 an fünf Tagen Laub, das sie mit den Händen von den Zweigen abstreiften und zum Trocknen auf den Boden der Kirche schafften. Es sollte als „Laubheu“ zum Füttern von Kavallerie-Pferden dienen. In diesen Monaten forderten manche Dorfbewohner schon laut ein Ende des Krieges, das ja dann wenige Monate später auch eintrat.

Noch vor dem Krieg war von der Regierung das Jahres-Grundgehalt der Küster- und Lehrerstelle mit 1550 Mark festgesetzt worden. 500 Mark davon wurden für den Ertrag aus dem „Schulland“ angerechnet.

1919 wurde der Lehrer Alfred Welker nach Angermünde versetzt. Im gleichen Jahr genehmigte die Regierung in Potsdam „die Abtrennung der niederen Küsterdienste von der Lehrer- und Küsterstelle in Neukünkendorf“.²⁵ Damit beschränkte sich die Arbeit des Lehrers für die Kirche auf das Orgelspielen. Dieses machten viele Dorfschullehrer, die in kircheneigenen Schulgebäuden wohnten, gerne, da ihnen das Entgelt für das Orgelspiel auf die Miete angerechnet wurde.

Welkers Nachfolger Erich Jahnke konnte sich in Neukünkendorf bei nunmehr 79 Schülern gegenüber der Gemeinde und dem Pfarrer nicht durchsetzen. Zwar wurde ihm 1921 ein zweiter Lehrer, Walter Patschan aus Serwest, beigegeben. Reparaturen in der Lehrerwohnung („Der Kochherd muß umgesetzt werden; die Fenster und Türen sind undicht und löcherig.“) bewilligte die Gemeinde dagegen nicht. Auch mit dem zweiten Lehrer änderte sich am „schlechten Eindruck“ der Schule nichts²⁶. Im November 1924 wurden daraufhin auf Wunsch des örtlichen Schulvorstandes beide Lehrer „durch einen tüchtigen“ Lehrer ersetzt.

In Gellmersdorf wurde der Schulunterricht während des I. Weltkrieges durch Vertretungen aufrecht erhalten.²⁷ Im Dezember 1918 trat der Lehrer Arthur Mackoy seinen Dienst an. In seine Gellmersdorfer Zeit fallen zwei erfreuliche Ereignisse. Erstens konnte die Gemeindevertretung dem Patron nach zähem Ringen 1920 die Genehmigung zum Legen der dörflichen elektrischen Lichtanlage abtrotzen. Für die Schule übernahm der örtliche Schulvorstand die Kosten. Und zweitens wurden die Reparaturarbeiten am

²⁵ Lt. Schulrevision vom 28. 3. 1923.

²⁶ Der Stelleninhaber Johannes Rietz war als Soldat an der Front.

²⁷ Otto Henning wurde im Mai 1944 wieder zur Wehrmacht eingezogen und starb im Juni 1945 in sowjetischer Kriegsgefangenschaft.

Schulhaus (s. o.), die sich jahrelang hingezogen hatten, endlich beendet. Offenbar änderten sie jedoch nichts an der Feuchtigkeit und muffigen Luft in der Lehrerwohnung. Mackoy erkrankte 1927 und ließ sich 1928 nach Berlin versetzen.

Sein Nachfolger wurde im Oktober des gleichen Jahres Erich Fäths aus Liepe. Auch er blieb nicht lange. Das lag diesmal nicht an widrigen äußeren Umständen, sondern an seiner Unfähigkeit, die Gemeindekasse ordnungsgemäß zu führen. Er wurde 1935 aus dem Schuldienst entlassen. Nach einer zweijährigen Vertretung erhielt auch Gellmersdorf einen jungen tüchtigen Lehrer, Heinz Fischer, der vorher schon in Ostpreußen seine ersten Erfahrungen im Schuldienst gesammelt hatte.

In den folgenden Jahren wiederholten sich Ereignisse, die Gellmersdorf vor wenigen Jahrzehnten schon einmal erlebt hatte:

- Eine Besichtigung des Schulhauses am 16. Mai 1939 durch den Vertreter des Staatlichen Gesundheitsamtes des Kreises Angermünde, Medizinalrat Hoffmann, stellte „Starke Mängel an der Bausubstanz“ fest. Der „Abwassergraben hinter der Schule verbreitet Gestank, die Deckel der Abortgruben sind morsch, ein Spielplatz ist nicht vorhanden. (...) Das Gebäude steht seit 1770. Es wird ein Neubau an einer anderen Stelle des Dorfes gefordert.“
- Lehrer Fischer wurde am 3. August 1939 zur Wehrmacht einberufen. (Vier Wochen später begann der II. Weltkrieg.)
- Im März 1940 bestätigte ein Vertreter des Preußischen Staatshochbauamtes das Gutachten des Medizinalrats Hoffmann. Aber: „An Neubau ist nicht zu denken.“

Ein Vergleich mit nahezu identischen Vorgängen in den Jahren 1909 – 1914 drängt sich auf. Im Gegensatz zu seinem damaligen Kollegen Johannes Rietz kam Heinz Fischer mit dem Leben davon, erlitt jedoch bei einem Unfall Verletzungen. Er trat nur noch kurz in Gellmersdorf an und wurde am 1. Oktober 1942 nach Neuruppin versetzt.

7. Das Ende der einklassigen Dorfschule

In Neukünkendorf hatte Lehrer Otto Henning seit 1924 eine gute Arbeit geleistet. Obwohl die Schülerzahl über 70 angestiegen war, stand nur

zeitweilig ein zweiter Lehrer als „Hilfslehrer“ zur Verfügung. 1937 nahm Erwin Stahl aus Prenzlau in dieser Funktion seine Arbeit auf, wurde aber noch im gleichen Jahr zur Wehrmacht eingezogen. Das Gleiche geschah mit Otto Henning unmittelbar mit Beginn des II. Weltkrieges. Eine Vertretung sprang ein bis Ende 1940, als Henning vom Militärdienst wieder freigestellt wurde.

In Gellmersdorf hatten Lehrer aus Crussow und Stolpe während der Abwesenheit Fischers vertretungsweise unterrichtet. Im Oktober 1942 bestimmte der Angermünder Schulrat Kreutzer, dass die Gellmersdorfer Schulkinder nach Neukünkendorf zu gehen hatten. So blieb das bis zum Mai 1944.

Im Frühjahr 1944 wurde die Lehrerin Elise Barcks aus Berlin in Gellmersdorf eingesetzt. Damit entfiel für die Gellmersdorfer Schulkinder der tägliche Schulweg nach Neukünkendorf.²⁸ An der Neukünkendorfer Schule arbeitete wieder eine Vertretungskraft.

Im Frühjahr 1945 wurde der Unterricht an den Schulen der Uckermark eingestellt und erst im Herbst 1945 wieder aufgenommen. Während in Gellmersdorf Elise Barcks weiter arbeitete, trat in Neukünkendorf Gertrud Henning, eine Tochter des Lehrers Otto Henning, in den Schuldienst ein. In den Nachkriegswirren dieser Zeit war die Arbeit der Dorfschullehrer aus mehreren Gründen besonders schwer. Die alten Verwaltungsstrukturen im Kreis und in der Gemeinde waren beseitigt worden, neue Schulräte und Bürgermeister mussten sich genau so einarbeiten wie viele neue Lehrer. Die Unterrichtspläne waren zu ändern; nationalsozialistische Lehrinhalte waren auszumerzen, marxistisch-leninistische dafür, wo geboten, einzusetzen. Entsprechend mangelte es anfangs an geeignetem Lehrmaterial. Das betraf sowohl neue Lehrbücher als auch einfaches Schreibmaterial. Der Unterricht in der russischen Sprache wurde auch in den Dorfschulen Pflicht.

Ein großes Problem bestand in der Aufnahme vieler Kinder von Flüchtlingen und Vertriebenen.²⁹ Zusätzliche Räume und zusätzliche Lehrer mussten möglichst schnell gewonnen werden. In Gellmersdorf wurde Hans-Georg Henning eingesetzt, der wenige Monate zuvor das Abitur gemacht hatte und dabei dem Schulrat als ein geeigneter Kandidat erschienen war. Er

²⁸ Die Einwohnerzahlen stiegen sehr stark an. Gellmersdorf 304 (1939) → 453 (1946), Neukünkendorf 443 (1939) → 623 (1946).

²⁹ Auch der Gutsbesitzer Richard Franz war 1946 enteignet und aus dem Dorf gewiesen worden.

arbeitete im kleinen Gellmersdorfer Schulraum vormittags mit den Klassen 5 - 8. Nachmittags unterrichtete im gleichen Raum Elise Barcks die Klassen 1 - 4. Obwohl Henning von seiner Schulzeit her den Dorfschulbetrieb kannte und nach Meinung des konsultierenden Oberschulrats Thurow auch erfolgreich anwendete, ging er nach einem Jahr nach Berlin, um an der Humboldt-Universität eine solide Ausbildung zu erhalten. Für ihn kam Gisela Krüger, was aber immer noch nicht das Raumproblem löste. Erst als die steigenden Schülerzahlen den Betrieb im alten Schulhaus unmöglich machten, kam Bewegung in die Frage, die schon zweimal jeweils vor dem I. und dem II. Weltkrieg zwar Gutachten, Beratungen und Beschlüsse, aber keine Lösungen zustande gebracht hatte: Die Schule siedelte in das ehemalige Gutshaus, genauer, in das Wohnhaus des von Buchschen Gutsinspektors, über. Von Buch war im Zuge der Bodenreform 1946 enteignet worden. Ausgerechnet das Haus des Mannes, der 1913 stur eine Verbesserung der Gellmersdorfer Schulverhältnisse blockiert hatte (s. o.), wurde jetzt das neue Schulhaus. Hier war nun ein mehrklassiger Schulbetrieb möglich. Wenig später wurde ein weiterer Lehrer, Bertold Schulze, in Gellmersdorf eingesetzt.

In Neukünkendorf verlief die Nachkriegsgeschichte der Dorfschule ähnlich. Auch hier platzte die Schule aus allen Nähten. Gertrud Henning nahm am 1. Oktober 1945 den Unterricht mit 128 Schülern auf, die sie schichtweise von 8 bis 17 Uhr in einem Raum unterrichtete. Im September 1947 machte sie das Esszimmer der Lehrerwohnung zum 2. Klassenraum. Bänke aus der Kirche und Platten aus der Gastwirtschaft dienten als provisorisches Mobiliar. Als zusätzliche Lehrkräfte begannen Luise Ziemer für die neu eingerichtete Mittelstufe (30 Schüler) und Ernst Schulze für die Oberstufe (45 Schüler). Gertrud Henning hatte in der Unterstufe 31 Schüler. Damit endete im September 1947 in Neukünkendorf der einklassige Schulbetrieb.

1953 zogen Mittel- und Oberstufe in das ehemalige Gutshaus Franz um. Dieses Haus war groß genug, um später, als die Schülerzahlen in den einzelnen Dörfern sanken, auch Schulkinder von benachbarten Dörfern aufzunehmen und einen mehrklassigen Unterrichtsbetrieb durchzuführen. 1976 endete auch diese Phase. Seitdem werden die Schulkinder aus der gesamten Umgebung nach Angermünde zur Schule gefahren. Die Dorfschulen hatten ausgedient.

8. Nachwort

Die Geschichte der uckermärkischen Dorfschule ist nicht zuletzt auch eine Geschichte des Dorfschullehrers. Bis zuletzt war es selbst für tüchtige Lehrer, die der Dorfjugend das Rüstzeug für den künftigen Lebensweg gaben, schwer, im Dorf die Anerkennung zu erlangen, die ihnen aufgrund ihrer Leistung gebührte. Zu stark wirkten über hundert und mehr Jahre hinweg die in der Instruktion von 1822 nachzulesende Unterstellung des Lehrers unter seine Vorgesetzten und der oft herablassende, manchmal auch provozierende Umgang der Dorfoberen und des Pfarrers mit dem „armen Schulmeisterlein“, wie er damals in einem Spottlied titulierte wurde. Zu gerne vergaßen auch manche Bauern, dass sie erst in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts aus der Abhängigkeit vom Gutsherrn und Patron entlassen worden waren.

Blickt man auf die einklassige Dorfschule zurück, so ist es schon erstaunlich, was sie in der überwiegenden Zahl der Fälle trotz widriger Umstände leistete. Nicht zuletzt aus diesem Grund gilt ihr und dem Dorfschullehrer heute nachträglich Dank und Anerkennung.

Die Prenzlauer Jahrfeiern 1934, 1959 und 1984 Teil I 1934

Sabine Nietzold, Prenzlau

Im Jahr 1934 wurde erstmals die Stadtgründung, anlässlich ihres 700. Jahrestages, mit einem feierlichen Akt begangen. Das nächste Jubiläumsjahr zur 725-Jahrfeier wurde trotz schwieriger Bedingungen in der noch stark vom Krieg gezeichneten Stadt gefeiert. Die letzte Jahrfeier, an die sich bestimmt noch viele Prenzlauer erinnern können, fand 1984 aus Anlass des 750. Geburtstages der Stadt Prenzlau statt. Grund genug, einmal die vergangenen Jahrfeiern Revue passieren zu lassen. In der heutigen Ausgabe blicken wir auf die Aktivitäten der Jahrfeier 1934 zurück.

In ganz Deutschland, so auch in Prenzlau, war damals der scheinbar frische Wind der neuen Zeit zu spüren. Nach Jahren der wirtschaftlichen Verelendung und der Straßenschlachten zwischen den Kampfgruppen der links- und rechtsradikalen Parteien schien nun wieder Ruhe und Ordnung in das Deutsche Reich eingezogen zu sein. Man blickte wieder hoffnungsvoller in die Zukunft, denn noch ahnte kaum jemand, welche Verbrechen Adolf Hitler als Reichskanzler und Führer des NS- Staates an der Menschheit begehen und welchen Weltenbrand er in nur wenigen Jahren auslösen würde.

Den „neuen Wind“ des Nationalsozialistischen Deutschlands spürt man auch im Verwaltungsbericht der Stadt Prenzlau von 1934, in dem eine ausführliche Schilderung der damaligen Festereignisse gegeben wird.

Verwaltungsintern wurde die Jahrfeier sehr hoch angesiedelt. Man schuf eine eigene Dienststelle, das „Städtische Verkehrsamt“, das ab Januar 1934 die Planung der Vorbereitungen in die Hand nahm. Zuvor hatte sich bereits der Prenzlauer Verkehrsverein in aller Stille mit dem Jubiläumsjahr beschäftigt und Ausschüsse gebildet, die die einzelnen Veranstaltungen vorbereiten sollten. Ende des Jahres 1933 trug man die Angelegenheit in die Öffentlichkeit, um die Einwohnerschaft für die Vorbereitungen einbinden zu können. In der Tat wirkten viele Bürger in den Ausschüssen, die später



700-Jahrfeier (Georg Kriedemann zweite Reihe der zweite v. r.)

Foto: Erika Gaede



Festumzug auf dem Schulhof der Winterfeldtschule.

Foto: Erika Gaede

vom städtischen Verkehrsamt bei der Übernahme der Gesamtkonzeption beibehalten wurden, mit.

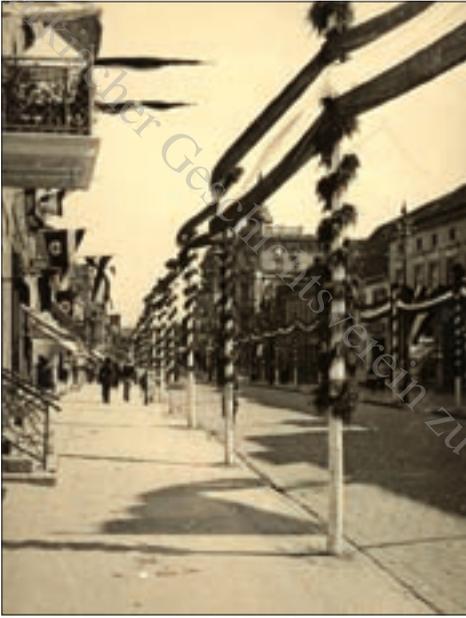


Der Stadtschmuck auf dem
Marktplatz.



Die Festweihe am 10. Juni 1934.

Im Vorfeld der Feierlichkeiten wurde das Jubiläumsfest in die breite Öffentlichkeit getragen und kräftig die Werbetrommel gerührt. Bereits 1933 lief der von der „Landeskulturfilm Karl Schneider“ geschaffene Film „Prenzlau“ in den deutschen Kinos und machte Werbung für die Stadt. Zeitungen im ganzen Reich wiesen in Wort und Bild auf das Fest hin. Sogar umfassende, reichbebilderte Aufsätze erschienen vorab in einigen Zeitungen und lockten somit auch ehemalige Prenzlauer



Die geschmückte Friedrichstraße.

oder deren Nachfahren in ihre Heimatstadt.

Zum Fest selbst wurden allerlei Souvenirartikel auf den Markt gebracht.

Im Februar 1934 setzte der Verkauf der Festabzeichen ein, die das Stadtwappen zeigten. Sie kosteten 40 Pfennig. Es erschienen weiterhin ein „Führer durch Prenzlau“ in Kupfertiefdruck und ein zweifarbiges Werbeblatt als Briefbeilage. Nach den Entwürfen des Malermeisters Willi Gottfried Paul Bagemihl wurde ein großes, farbiges Werbeplakat hergestellt, das in



Die Pankgrafen vor dem Prenzlauer Bahnhof.



Ein Bild des Festumzuges – Bauernhochzeit 1825

(Foto: Stadtarchiv Prenzlau)



Festumzug - Mönche tragen das Dominikanerkloster.

(Foto: Stadtarchiv Prenzlau)



Pankgrafen.

(Foto: Stadtarchiv Prenzlau)

vielen Orten der näheren und weiteren Umgebung Prenzlaus zum Aushang kam. Die Druckerei Vincent brachte Briefbögen mit einem von Wilhelm Keding angefertigten Werbekopf heraus. Im Rundfunk berichtete u.a. der Reichssender Berlin am 22. Mai 1934 um 9.20 Uhr mit einem Hörbericht vom „Fest in der Uckermark“.

Besonders große Aufmerksamkeit auf Prenzlau lenkte auch die sogenannte „Ostlandtreuefahrt“, die durchgeführt wurde, um dem nach dem 1. Weltkrieg durch den polnischen Korridor abgetrennten Ostpreußen die Verbundenheit mit dem Reich zu zeigen. Am 9. Mai 1934 schickte die Stadtverwaltung neun Prenzlauer SA-Männer in Richtung Osten, die Grüße der 700jährigen Hauptstadt der Uckermark nach Ostpreußen tragen sollten. Unter reger Anteilnahme der Bevölkerung wurden sie vor dem Rathaus von der Stadtverwaltung verabschiedet. Sie trafen mit einigen Ehrengästen aus Ostpreußen am 9. Juni 1934, pünktlich zum Beginn der Festwoche, wieder in Prenzlau ein.

Den musikalischen Auftakt zur vom 9. bis zum 17. Juni 1934 dauernden Festwoche bildete das am 2. und 3. Juni 1934 stattfindende 74.

Bundesgesangsfest des Nordmärkischen Sängerbundes. Schon für diesen Anlass hatte man die Stadt mit einem Festgewand aus Girlanden, Fahnen und Bannern geschmückt, das unter Leitung des Stadtbauamtes und des Ausschusses für Stadtschmuck geschaffen worden ist. Darüber hinaus wurden die mittelalterlichen Bauwerke der Stadt, die Marienkirche, der Mitteltorturm sowie die Tortürme und die Mauertürme während der gesamten Festwoche in der Dunkelheit mit Scheinwerfern angestrahlt. Offiziell eröffnet wurde die Festwoche am 9. Juni durch eine Festsitzung der Gemeinderäte, in deren Anschluss die Jubiläumsausstellungen eröffnet wurden:

- Die Archivausstellung, die eine Schau der alten, für die Stadtgeschichte bedeutsamen Dokumente aus dem Stadtarchiv und als besonderes Highlight auch eine plastische Nachbildung der Stadt um 1650 zeigte, lockte die ganze Woche über viele Besucher an.
- Das Museum erläuterte in einer Sonderausstellung anhand von ausgewähltem Museumsgut die geschichtliche Entwicklung Prenzlau.
- In Prenzlau lebende bildende Künstler und Lichtbildner zeigten in der Ausstellung „Prenzlauer Kunst“ eine Auswahl ihrer Gemälde, Graphiken, Plastiken und Photokunst.

Am Hauptfesttag, dem 10. Juni 1934, gab es am Vormittag vor dem Rathaus eine „Festweihe“, bei der nicht nur die führenden Männer der NSDAP (Nationalsozialistische Partei Deutschlands) Prenzlau und der Stadtverwaltung anwesend waren, sondern auch Vertreter der alten und neuen Wehrmacht, alle Gliederungen der SA (Sturmabteilung), HJ (Hitlerjugend) und des BDM (Bund deutscher Mädchen), die Traditionskompanie der ehemaligen Angehörigen des früheren Regiments 64, zivile Vereine und natürlich eine große Zahl von Zuschauern aus Nah und Fern. Nach der Festweihe fand auf dem Hindenburgplatz, dem heutigen Platz der Einheit, am sogenannten Nackten Jüngling, dem Ehrenmal für die Gefallenen Soldaten des 1. Weltkrieges, ein Vorbeimarsch der Formationen statt.

Den Höhepunkt der Festwoche bildete der am Nachmittag durchgeführte historische Festumzug, der die geschichtliche Entwicklung der Stadt in bunten Bildern zeigte. Insgesamt 600 Prenzlauer Männer, Frauen und Kinder wirkten dabei mit. Die farbenprächtigen Bilder des Zuges wurden

an der Winterfeldtschule, der heutigen Pestalozzischule, zusammengestellt. Dann führte der Weg des Festzuges von der Winterfeldtstraße weiter durch die Stettinerstraße in die Baustraße, von wo der Zug in die Wilhelmstraße, der heutigen Dr. Wilhelm-Külz-Straße, abbog. Nachdem er die Königstraße, die heutige Straße des Friedens, durchquert hatte, führte er am Rathaus auf dem Markt vorbei.

Im weiteren Verlauf der Festwoche fanden u.a. mehrere Stadtkonzerte der Standartenkapelle, die Uraufführung des Schauspiels „Der Rabe auf dem Mitteltorturm“ vom Heimatdichter W. Groß, ein Festkonzert in der Marienkirche, mehrere Aufführungen des Schauspiel „Der Stadtknecht von Prenzlau“ von Katharina Block unter künstlerische Leitung von Ernst Vogel, ein Reit- und Fahrturnier auf dem Stettiner Platz und ein bunter Tanz- und Musik-Abend statt.

Der Donnerstag der Festwoche stand ganz im Zeichen des Sports. Im Stadion veranstalteten die Prenzlauer Sportvereine ein Sportfest, das seinen Abschluss am Abend durch eine Lampionfahrt der Wassersportvereine fand.

Am Sonnabend, dem 16. Juni 1934, veranstaltete man nachmittags und abends das Volksfest „700 Minuten Spaß“.

Den letzten Tag der Festwoche, den Sonntag, leiteten die Posaunenbläser des Posaunenchores vom Marienkirchturm aus feierlich ein. Am Nachmittag fand ein Massenchorsingen im Stadtpark statt, der inzwischen schon den Namen Adolf-Hitler-Park trug.

Darüber hinaus gab es während der ganzen Festwoche natürlich viele Begleitveranstaltungen, wie z.B. die „Erste uckermärkische braune Messe – Deutsche Woche, Tier- und Landwirtschaftsschau“.

Den Ausklang der 700-Jahrfeier bildete am Freitag, den 22. Juni 1934, noch ein besonderes Schauspiel: Prenzlau wurde von den Berliner Pankgrafen erstürmt, die noch heute als Verein existierend, sich als Ritterorden verstehen und mit dem Leitgedanken „Wohl tun, Freundschaft, Vaterland“ den Heimatgedanken stärken wollen.

Schon zum Festwochenende wurde der Fehdehandschuh nach Prenzlau gesandt und dort am Rathaus aufgehängt. Die wehrhaften Bürger Prenzlaus, verkörpert durch die Prenzlauer Schützen und die Feuerwehr in buntem Kostüm, errichteten in der Stettiner Straße Barrikaden, um die mit dem Zug angereisten und mit gezücktem Säbel herangestürmten

Pankgrafen an der Eroberung Prenzlaus zu hindern. Da diese aber in der Überzahl waren „und man die Stadt vor der Zerstörung bewahren wollte“, wie es im Verwaltungsbericht von 1934 heißt, gaben die Prenzlauer den Weg in die Stadt frei, wo den Pankgrafen auf dem Marktplatz der Schlüssel der Stadt übergeben wurde. Am Abend des 22. Juni gab die Stadt zu Ehren „der Eroberer“ ein großes Fest im Kurgarten, das die Menschen ebenso in Scharen anlockte, wie der Rückzug der Pankgrafen am Vormittag des nächsten Tages.

Welch grausame Ironie des Schicksals, das diese lustig inszenierte Eroberung Prenzlaus wenige Jahre später bittere Realität wurde. Am 26. April 1945 gab es für die Stadt kein Happy End. Nach der Einnahme der Stadt durch die Sowjets wurde sie durch Brandschatzung zu 85 % zerstört.



Festumzug anlässlich der 700-Jahrfeier Prenzlaus.

Die Prenzlauer Jahrfeiern 1934, 1959 und 1984 Teil II 1959

Trotz der starken Zerstörung Prenzlaus und der schwierigen Nachkriegsbedingungen entschlossen sich die Prenzlauer Stadtväter, das 725jährige Stadtjubiläum mit einem Heimatfest gebührend zu feiern. Einige Skeptiker vertraten zwar damals die Meinung, das Heimatfest werde die Festlichkeiten der 700 Jahrfeier nicht erreichen, sie wurden allerdings eines Besseren belehrt.

25 Jahre nach dem ersten, groß gefeierten Stadtjubiläum war Prenzlau aber nicht mehr das, was es einmal gewesen ist: Der II. Weltkrieg hatte die Stadt in Schutt und Asche gelegt. Nur mühselig ging der Wiederaufbau voran, der sich in den ersten Jahren auf die Schuttbeseitigung, der Bergung brauchbarer Baumaterialien aus den Trümmern und der Wiederherstellung



Friedrichstraße anlässlich der 725-Jahrfeier Prenzlaus.
(Foto: Stadtarchiv Prenzlau)

ausbaufähiger Ruinen in den Außenbezirken konzentrierte. Als eines der ersten Projekte wurde die Poliklinik in der Grabowstraße gegenüber dem Stadtpark realisiert, um eine bessere gesundheitliche Betreuung der Menschen gewährleisten zu können. Anfang der 50er Jahre wurden Verwaltungsgebäude wie die Post, der Bahnhof und die Lindenschule wiederaufgebaut. Ab 1954 konzentrierte sich die Arbeit dann auf den Wiederaufbau des Stadtkerns. Allein 10 Millionen DM stellte die DDR für den Wohnungsbau in Prenzlau zwischen 1954 und 1958 zur Verfügung. Trotz



Festumzug in der Brüssower Straße.

(Foto: Stadtarchiv Prenzlau)

allem war die Zerstörung der Stadt zur Jahrfeier 1959 noch nicht restlos beseitigt. Mit Stolz blickten die Prenzlauer aber auf das bis jetzt erreichte. Diesen Stolz, die Lebenskraft und auch den Lebenswillen drückte man mit der 725-Jahrfeier aus.

Die Festvorbereitungen begannen bereits im Oktober des Vorjahres. Am 11. Oktober 1958 trafen sich die zehn Mitglieder des Organisationsausschusses für die Vorbereitung der 725-Jahrfeier zum ersten Mal. Die Betriebe und Organisationen bildeten eigene Festkomitees, um ihren Anteil am Gelingen des Festes zu leisten. Der Bevölkerung wurde aufgetragen, die Häuser zu schmücken und die Vorgärten in Ordnung zu bringen. Der Handel führte einen Schaufensterwettbewerb durch, der vor allem die Errungenschaften des Sozialismus zur Schau stellen sollte.

Am 16. November 1958 erschienen in der Presse die ersten Artikel über das Heimatfest anlässlich des 725. Stadtjubiläums.

In den ersten Monaten des Jahres 1959 wurde auch eine Festzeitschrift für 30 Pfennig herausgegeben, die der damalige Museumsleiter, der bekannte Heimatforscher Alfred Hinrichs, bearbeitet hatte. Sie enthielt das Programm des Heimatfestes sowie einen kurzen Rückblick zur Stadtgeschichte.

Zusätzlich machten im Vorfeld der Feier einen Monat lang Plakate mit der Aufschrift „725-Jahrfeier“ in 36 Bahnhöfen – u. a. in Eberswalde,

Angermünde, Schwedt, Pasewalk, Templin oder Brüssow – auf das bevorstehende Fest aufmerksam.

Anders als bei der 700-Jahrfeier beschränkte sich das Heimatfest 1959 lediglich auf ein Festwochenende, das vom 19. bis 21. Juni 1959 dauerte. Jeder Besucher musste eine Festplakette besitzen, die für 3 DM zum Eintritt der Veranstaltungen berechnete. Die in Form eines Wappens gestaltete Festplakette zierte ein Schwan als Motiv. Während des gesamten Festwochenendes erhoben Stadtknechte an den Stadteingängen von Besuchern „Zoll“, der nur durch den Kauf der Festplakette bezahlt werden konnte.

Vom 14. bis 28. Juni 1959 präsentierten die Film- und Fotofreunde im Handwerkerhaus eine Sonderausstellung mit ihren Werken. Im neu errichteten Heimatmuseum im Dominikanerkloster wurde die geschichtliche Entwicklung der Stadt in einer Sonderausstellung gezeigt.

Am Abend des 19. Juni 1959 läuteten Böllerschüsse und Fanfarenklänge das Heimatfest ein. Um 19:30 Uhr stand eine „Modenschau im Wandel der Jahrhunderte“ auf dem Programm, zu der 5.000 Besucher in die Freilichtbühne gekommen waren. Ausstatter dieser historischen Modenschau war der HO-Kreisbetrieb Prenzlau gewesen, die Tanzgruppe „Ernst Thälmann“ führte die Kostüme vor und das Blasorchester Karl-Marx-Stadt, das Kaden-Quartett Karl Marx Stadt sowie das Kreiskulturorchester Prenzlau umrahmten die Show musikalisch.

Beendet wurde der 1. Festabend mit einem „Sommernachtsball“ auf der Freilichtbühne.

Der zweite Festtag, Sonnabend, der 20. Juni 1959, bot den kleinsten Bewohnern der Stadt am Vormittag ein buntes Programm mit allerlei Belustigungen. Während des Kinderfestes der Schulen und Jungen Pioniere konnten die Kinder das Heimatmuseum besichtigen, Vorträge über die Geschichte Prenzlaus hören und Jugend-Filmvorführungen im Filmtheater der Freundschaft erleben. Einen ersten Höhepunkt bildete an diesem Vormittag der historische Kinderumzug, der von den Prenzlauer Schulen gestaltet wurde.

Ab 11 Uhr wurden Sportveranstaltungen auf dem Uckersee – Kanu, Segel-, und Ruder-Regatta – durchgeführt. Am Nachmittag gab es jeweils am Goldfischteich und auf der Terrasse des Hotels Uckermark Platzkonzerte. Von 15 bis 18 Uhr lockte eine Boxveranstaltung auf der



Historischer Kinderfestumzug - 20.06.1959.

(Foto: Renate Wehr)

Freilichtbühne viele Schaulustige an. Am Abend wurde am gleichen Ort ein großes Kulturprogramm präsentiert. Mit dabei war das Ensemble Karl-Marx-Stadt, Kulturgruppen aus Schwarzenberg im Erzgebirge und das



Historischer Festumzug - 21.06.1959.

(Foto: Renate Wehr)

Kreiskulturorchester Prenzlau. Danach konnte man auf der Freilichtbühne und in allen Sälen der Stadt das Tanzbein schwingen.

Der Hauptfesttag am Sonntag begann früh: Schon um 6 Uhr wurde die Stadt durch den Fanfarenzug der FDJ des Kreiskulturorchesters geweckt. Um 8 Uhr traf sich das Stadtparlament zu einer Festsitzung im Filmtheater der Freundschaft. Zeitgleich fand auf der Terrasse des Hotels Uckermark ein Frühkonzert statt.

Den Höhepunkt des gesamten Festwochenendes bildete der zwischen 10 und 12 Uhr durchgeführte Historische Festumzug. Wie 1934 wurden an der Pestalozzischule die Bilder des Zuges zusammengestellt. Über die Kietzstraße, die Leninstraße (die heutige Stettiner Straße) und die Dr. Wilhelm-Külz-Straße bog der Zug in die Straße der Republik (heute: Friedrich- und Steinstraße) ein, gelangte in die Puschkinstraße, (heute: Schwedter Straße) und beendete seinen Rundgang durch die Grabowstraße zurück zur Pestalozzischule in der Kietzstraße. Den Hauptschaupunkt für den Festzug bildete die Anhöhung vor dem Filmtheater. In 33 bunten Bildern wurde die geschichtliche Entwicklung Prenzlaus von der Besiedlung bis zum Aufbau des Sozialismus gezeigt, in dessen Phase man sich 1959 befand.

Weiter im Festprogramm ging es um 13 Uhr mit einem Platzkonzert im Park. Am Nachmittag konnten die Zuschauer zwischen zwei Veranstaltungen wählen: Von 14 bis 18 Uhr fanden im Stadion und am Uckersee Sportveranstaltungen statt, während auf der Freilichtbühne ein Kulturprogramm geboten wurde.

Im Stadion konnten die Zuschauer Fußballspiele, Segelflugschauen, Motorsportveranstaltungen, ein Reitturnier und Hundevorfürungen verfolgen. Ebenso fanden wieder Segel-, Kanu- und Ruderregatten auf dem Uckersee statt.

In die Freilichtbühne lockten – wie am Vortag – das Ensemble Karl-Marx-Stadt, Kulturgruppen aus Schwarzenberg im Erzgebirge sowie die besten Volkskunstgruppen des Kreises Prenzlau.

Zu beiden Veranstaltungen fanden Lotterien statt. Den Anfang machte um 15:30 Uhr die Auslosung des VEB Sportfest-Toto „6 aus 49“ im Stadion. Bis eine Stunde vor Beginn der Auslosung konnten die Besucher in den Sondertippbüros im Stadion ein Los erwerben. Um 16:30 Uhr begann dann auf der Freilichtbühne die Ziehung der Hauptgewinne der



Kulturprogramm auf der Freilichtbühne.

(Foto: Stadtarchiv Prenzlau)

Aufbaulotterie Prenzlau. Von 20 bis 22 Uhr lockte die Besucher noch einmal ein buntes Kulturprogramm mit der Deutschen Konzert- und Gastspieldirektion Berlin auf die Freilichtbühne.



Rundflüge anlässlich der 725-Jahrfeier.

(Foto: Stadtarchiv Prenzlau)

Krönender Abschluss des Heimatfestes war ein Feuerwerk sowie eine Lampionfahrt aller Wassersportler auf dem Uckersee.

Wer dann noch nicht genug vom Feiern hatten, konnte die Nacht auf der Freilichtbühne und in allen Sälen der Stadt bei Musik und Tanz ausklingen lassen.

Fritz Wendland, der an der Konzeption und Planung des Festes beteiligt war, berichtet im Heimatkalender des Jahres 1960 in seinem Artikel „Prenzlau feiert 725. Geburtstag“ stolz, dass 30.000 Besucher und Gäste an der Jubiläumsveranstaltung teilgenommen haben: „Gern haben die Durchreisenden den mittelalterlichen Zöllnern an den Stadteingängen ihren Zoll durch Erwerb einer Festplakette oder Festzeitschrift entrichtet und sich verleiten lassen, für einige Stunden an den Festlichkeiten teilzunehmen. Tausende Fahrräder, Motorräder und Autos parkten auf den Parkplätzen am Rande der Stadt. [...] Es war ein unvergessliches Erlebnis.“ So klingt es immer noch aus der Erinnerung nach.



Festumzug zur 725-Jahrfeier erinnerte auch an die Kapitulation bei Prenzlau 1806.

750-Jahrfeier

Das Jahr 1984, in das die 750-Jahrfeier Prenzlau fiel, war gleichzeitig der 35. Jahrestag der Gründung der Deutschen Demokratischen Republik (DDR). Noch wurden die Errungenschaften des Sozialismus hoch gepriesen.

So stand auch die gesamte 750-Jahrfeier unter dem „Zeichen der Würdigung des jahrhundertelangen Kampfes der unterdrückten Klassen gegen



Festumzug Stadtgründung und Machtkämpfe um die Uckermark 1230-1250.

(Foto: Stadtarchiv Prenzlau)

ihre Ausbeuter.“ In der „Konzeption zur Vorbereitung und Durchführung der 750 Jahrfeier“ vom 30. Juli 1982 steht zu lesen: „Es ist im Besonderen deutlich zu machen, wie der aufopferungsvolle Kampf der Arbeiterklasse und Bauern sowie die Befreiung unseres Volkes von der Geisel des Faschismus durch die Sowjetunion im Jahre 1945 und die Gründung der Deutschen Demokratischen Republik zu einem Leben in Frieden und Wohlstand in unserer Republik und somit auch in der Stadt Prenzlau führte.“

Dabei befand sich die DDR seit 1980 in einer schwierigen Lage. Durch die gestiegenen Ölpreise wuchs die Westverschuldung bis an die kritische Grenze zur Zahlungsunfähigkeit. Nur die Bonner Kredite des Jahres 1983 konnten eine drastische Wirtschaftskrise verhindern. Die viel zu geringen Erhaltungs- und Erneuerungsinvestitionen führten Mitte der 80er Jahre dazu, dass die Wirtschaft ins Stocken geriet und die Altstädte zu verfallen begannen. Nichts schien sich mehr zu bewegen, die Ausreiseanträge gingen in die Höhe. Im Einklang mit Gorbatschows Systemkritik war der Boden für die friedliche Revolution bereitet, die 1989 das Ende des Sozialistischen Staates auf Deutschen Boden einleitete.

In Prenzlau war von diesen Tendenzen Mitte der 80er Jahre noch nichts zu spüren. Wenige Tage vor der großen Jahrfeier, die eine ganze Woche währte, wurde nach nur einjähriger Bauzeit, am 22. Juni 1984, das neu erbaute Stadtzentrum in der Straße der Republik, der heutigen Friedrichstraße, mit 218 modernen Wohnungen, Verkaufseinrichtungen und Gaststätten übergeben.

Im Generellen und speziell in Vorbereitung auf die 750-Jahrfeier sollte ein „besonderes Augenmerk auf die Verbesserung der Arbeits-, Lebens- und



Festprogramm auf der Freilichtbühne.

Foto: Franz Roge



Umzug Postverkehr.

(Foto: Stadtarchiv Prenzlau)

Wohnbedingungen für die Bürger sowie auf die Verschönerung der Stadt und der Umwelt“ gerichtet werden.

Dafür wurde in den Jahren 1983/84 eine 750-Minuten-Bewegung mit dem Ziel ins Leben gerufen, „daß jeder Bürger zur 750 Jahrfeier 750 Minuten unentgeltliche Arbeit zur Verschönerung und würdigen Gestaltung der Stadt leistet.“

Wichtig war dem Rat der Stadt auch, dass 39 Jahre nach Kriegsende endlich die letzten Ruinengrundstücke „unter allen Umständen zu beseitigen sind.“

Die konkreten Vorbereitungen für die Durchführung und Gestaltung der 750-Jahrfeier begannen bereits im Herbst 1982. Im September 1982 wurde ein Festkomitee gebildet, dem Vertreter politischer und gesellschaftlichen Institutionen Prenzlaus angehörten. Zusätzlich dazu entstanden folgende Kommissionen und Arbeitsgruppen:

Ein Organisations-Büro im Rat der Stadt, das die Aufgabenstellung der einzelnen Arbeitsgruppen erarbeitete und mit 5 Kollegen aus Prenzlauer Betrieben verstärkt wurde: namentlich aus dem Armaturenwerk Prenzlau, dem FDGB Kreisvorstand, der Elektronik, der Hauswirtschaftlichen Dienstleistungen und der Handelsorganisation (HO). Weiterhin gab es eine Organisationskommission mit den dazugehörigen Arbeitsgruppen:

AG Technik, AG Bau, AG Handel und Versorgung, AG Quartiere/Ehrengäste, AG Transport, AG Öffentliche Versorgung und Wirtschaft, AG Ordnung und Sicherheit, AG Hygiene; eine Kulturkommission mit den Arbeitsgruppen AG Veranstaltung, AG Sport, AG Festumzug und AG Feuerwerk, eine Kommission Agitation/Propaganda mit den Arbeitsgruppen AG Presse, AG Sichtagitation, Werbung, AG Druck, AG Historische Dokumente und der AG Souvenir.

Zu guter Letzt gab es eine Kommission Finanzen, die für die Finanzierung des Festes zuständig war.

Anhand dieser Aufstellung lässt sich schon erahnen, welchen hohen Stellenwert die Jahrfeier hatte. Sie war aber nicht nur eine Angelegenheit der Verwaltung, alle Teile der Bevölkerung wurden mit einbezogen.

Durch Mitglieder des Rates der Stadt wurden mit dem überwiegenden Teil der Betriebe und Einrichtungen die Unterstützungsmöglichkeiten zur Vorbereitung und Durchführung des Jubiläums besprochen. Die Bereitschaft der Betriebe spiegelte sich in vielfacher Form wieder: So konnte bspw. die Fläche zwischen der Freilichtbühne und dem Ernst-Thälmann-Aktiv an der Uckerpromenade neu gestaltet werden, der Bau einer kleineren Freilichtbühne erfolgen, Straßen befestigt und ein Parkplatz



Volkskunstmarkt.

Foto: Franz Roge

angelegt werden.

Im Rahmen der „750 Minuten Bewegung“ wurden von Bürgern in den Betrieben und Hausgemeinschaften viele Initiativen entwickelt, so dass bspw. Pflegeverträge mit dem Rat der Stadt für Wohngrün bzw. öffentliche Anlagen geschlossen werden konnten.

Die Betriebe unterstützten das Vorhaben aber auch finanziell, so dass eine Vielzahl der Veranstaltungen zum Heimatfest durchgeführt werden konnten.

Anlässlich der 750-Jahrfeier erschienen mehrere Publikationen: ein Bildband von Prenzlau mit einer Auflagenhöhe von 15.000 Stück sowie ein Sammelband mit Werken von Max Lindow und eine Sonderausgabe der Zeitung, unter dem Titel „Uckermärkischer Kurier“. Der Heimatkreis Prenzlau brachte ein Buch mit geschichtlichen Aufsätzen heraus: „1234 – 1984, Prenzlau, Hauptstadt der Uckermark“, das allerdings in der Bundesrepublik erschien und in Prenzlau schwer zu bekommen war.

Allein 23 Souvenirartikel wie Kalender, Blechschilder, Urkunden, Gläser oder Anstecker wurden extra zum Jubiläum angefertigt und zum Kauf angeboten.

Die Prenzlauer Brauerei stellte eigens für die Jahrfeier das Jubiläumsbier „Prenzlauer Bock“ her, das während der Feierlichkeiten gut vom Hahn floss.

Eine Woche vor der Festwoche wurde die Stadt mit Fahnen-, Bilder-, Wimpel- und Bänderschmuck verziert. Die Pioniere aller Polytechnischen Oberschulen Prenzlau (POS)

fertigten Wimpelketten an, die die Strecke des Festzuges schmückte.

Natürlich wurden auch die Prenzlauer Türme wieder in Scheinwerferlicht gehüllt.

Noch vor Beginn der Festwoche, die vom 25. Juni bis 01. Juli 1984 stattfand, wurde am 19. Juni 1984 im Kreiskulturhaus in der Grabowstraße die erste der 4 Jubiläumsausstellung



Prenzlauer Jubiläumsbier 1984.

„Unsere Heimatstadt“ eröffnet. Am Montag, dem 25. Juni 1984, dem ersten Festtag der Jubiläumswoche, folgten eine „Fotoausstellung zur Entwicklung der Stadt Prenzlau“ in der Station Junger Naturforscher an der Uckerpromenade, die Ausstellung „Impressionen aus Prenzlau“ in der Kapelle der Marienkirche sowie die Ausstellung „Prenzlau im frühen Mittelalter“, die im Kulturraum der Sternwarte zu besichtigen war.

Der zweite Tag der Festwoche, Dienstag, der 26. Juni, stand ganz unter dem Zeichen des Plattdeutschen. Im Pflegeheim und später in der Gaststätte am Uckersee (der heutige Kurgarten) unterhielt die Gruppe „De Plattfööt“ vor allem die älteren Bürger der Stadt mit ihrer Musik und ihren Liedern. (Das gleiche Programm wurde einen Tag später noch mal angeboten.) Am Abend veranstaltete der Kulturbund für alle Interessierten einen „Plattdeutschen Abend über Max Lindow mit Heimatlicher Literatur und musikalischer Umrahmung“ im „Intimen Theater“ in der Stettiner Straße.

Am Mittwochabend, den 27. Juni, lockte ein von Prenzlauer Jugendlichen organisierter „Uckermärkischer Pop-Salat“ viele Altersgenossen auf die große Freilichtbühne.

Am vierten Festtag, Donnerstag, den 28. Juni, fand um 18 Uhr als Auftakt der Sportveranstaltungen das erste von zwei hochkarätigen Fußballspielen gegen ausländische Mannschaften im Stadion statt, so spielte bspw. Lok/Armaturen gegen Sigma Dolni-Benesov aus der Tschechoslowakischen Sozialistischen Republik (CSSR).

Am Abend wurde für die kleinsten Einwohner Prenzlaus um 19 Uhr ein Fackelzug durchgeführt. Um 20 Uhr konnte man dann auf dem Parkplatz der Seebadeanstalt die „Kosmonauten der Hochseilartistik“ bestaunen.

Während die erste Hälfte der Jubiläumswoche beschaulich verlief, gestaltete sich der fünfte Festtag, Freitag, der 29. Juni, als erster Höhepunkt: An diesem Tag fand die festliche Stadtverordnetenversammlung anlässlich der 750-Jahrfeier im Filmtheater der Freundschaft statt. Die Stadtansicht des Kupferstiches von Merian aus dem 17. Jahrhundert bildete den Hintergrund der Bühne, auf dem das Estradenorchester des Bezirkes Neubrandenburg – Sitz Prenzlau – die Versammlung musikalisch umrahmte. Bürgermeister Berthold Hesse konnte dazu hohe Gäste begrüßen. Unter den Politikern waren Bernhard Quandt, Mitglied des Zentralkomitees der SED und Mitglied des Staatsrates der SED, und Johannes Chemnitzer, ebenfalls Mitglied des ZK der SED und 1.

Sekretär der Bezirksleitung Neubrandenburg der SED bei der Feierstunde anwesend. Unter den Gästen war aber auch der damalige Ehrenbürger der Stadt Oberst J.F. Tkatschenko und seine Gattin anwesend, der damals als Befreier Prenzlau vom Hitlerfaschismus geehrt wurde. (Nach der Wende wurde ihm das Ehrenbürgerrecht 1992 wieder aberkannt.)

Ein von Erich Honecker unterzeichnetes Gruß- und Glückwunschs Schreiben an die Stadt konnte ebenfalls verlesen werden.

Um 14:30 startete eine kleine Friedensfahrt von der Wilhelm-Piek-Straße, der heutigen Brüssower Straße, nach Wittenhof.

Um 15 Uhr gab es für die Kinder auf der großen Freilichtbühne „Spaß mit Samuels Tieren“.

Am Abend wurde für Jung und Alt etwas geboten: Auf der großen Freilichtbühne gab das Erich-Weinert-Ensemble der NVA (Nationale Volksarmee) sein Programm „Soldatenmagazin '84“ mit Musik und Tanz zum Besten, und die jüngeren Prenzlauer zog es um 22 Uhr zum Rockkonzert der Gruppe „Effekt“ aus Schwedt auf die kleine Freilichtbühne.

Das große Festwochenende fiel auf den 30. Juni und 1. Juli. An diesen zwei Tagen war ganz Prenzlau von morgens bis abends auf den Beinen, denn auf sie konzentrierte sich der Großteil der Veranstaltungen der Jubiläumswoche. Am Samstag konnten Frühaufsteher um 7 Uhr beim Volkssportangeln in der Seebadeanstalt teilnehmen. Eine Stunde später fand beim Bootshaus eine Regatta statt. Um neun öffnete das Sport- und Freizeitzentrum auf dem Platz der Einheit. In der Stadt fanden zur gleichen Zeit zwei Frühschoppenkonzerte vor dem Hotel Uckermark und der HO Gaststätte „Am Igelpfuhl“ statt.

Um zehn Uhr konnte man auf der kleinen Freilichtbühne den Klängen des Orchesters der Volksmarine lauschen. Dieses spielte um 15 Uhr noch einmal in der Parkanlage des Kreiskrankenhauses.

Ab 13 Uhr wurde am Bootshaus um das blaue Band im Segeln gekämpft.

Um 14 Uhr öffnete der Volkskunstmarkt in der Pergola am Seeweg vor dem Platz der Einheit. Zur gleichen Zeit erfreuten Pitti und Schnatterinchen die Kinder auf der großen Freilichtbühne, konnten Schachbegeisterte auf der Festwiese ihrem Hobby frönen, Sportbegeisterte ein Volleyballturnier in der Ernst-Schneller Oberschule verfolgen oder Schauvorführungen im Ringen und Judo unterhalb des Platzes der Einheit beiwohnen.

Um 15 Uhr gab es vor dem Hotel Uckermark und der Gaststätte „Am

Uckersee“ ein Kaffeekonzert. Nach dem Kaffeetrinken konnte der Besucher ab 16.00 Uhr auf der großen Freilichtbühne das Unterhaltungsprogramm des Estradenorchesters Neubrandenburg verfolgen. Zwei Stunden später fand für Sportliebhaber im Uckerstadion das 2. Fußballspiel statt und für Musikliebhaber die Veranstaltung „Moldau – Rhythmus“ auf der kleinen Freilichtbühne.

Ab 19 Uhr begann damals schon der Tanzabend: Die Jugend tanzte im Kreiskulturhaus in der Franz-Wienholz-Str. und Eheleute auf dem für sie veranstalteten Sommernachtsball in der Gaststätte „Am Uckersee“.

Wer nicht mehr zur Jugend zählte und auch nicht verheiratet war, konnte ab 20 Uhr im Tanzcafe und der Bar des Hotels Uckermark einem Tanzabend erleben oder bei einem Mitternachtsschoppen mit Tanz in der Gaststätte „Am Uckersee“ den Abend verbringen. Wer keine Lust auf Tanzen hatte, konnte ab 20 Uhr aus zwei Veranstaltungsangeboten wählen. Auf der großen Freilichtbühne gab Roland Neudert, ein bekannter Schlagersänger der DDR, ein Konzert. Im Filmtheater der Freundschaft wurde ein Unterhaltungsprogramm mit dem Rundfunkanzstreichorchester Berlin unter der Leitung des aus Prenzlau stammenden Jürgen Hermann aufgeführt.

Der letzte Tag der Festwoche wurde mit einem Frühschoppenkonzert an der „Gaststätte Igelpfuhl“ begonnen. Eine Stunde später kündigten 10 Glockenschläge der Marienkirche und Fanfarenklänge den Höhepunkt der gesamten Festwoche an: den großen Festumzug. Hier wurde die Entwicklung der Stadt in 57 Bildern dargestellt. Besonders ausführlich wurde dabei die Arbeiterbewegung und der Zeitabschnitt nach 1945 behandelt, wie ein Interview mit Prenzlaus Bürgermeister Hesse von Februar 1984 verdeutlicht: „Durch die Teilnehmer wird der 1. Teil des historischen Festumzuges in historischen Kostümen gestaltet, der 2. Teil beginnt mit der Befreiung der Stadt vom Faschismus am 26. April 1945 und wird den Beginn einer neuen Entwicklung unserer Stadt zum Ausdruck bringen. Die Betriebe, Schulen und Einrichtungen werden veranschaulichen, wie sich seit der Gründung unseres Arbeiter- und Bauernstaates, auf der Grundlage der Beschlüsse der SED, auch in unsere Stadt das geistig-kulturelle Leben, die Volkswirtschaft, das Bildungswesen sowie die Arbeits- und Lebensbedingungen entwickelt haben“.

Der Festumzug wurde, anders als bei den Jahrfeiern zuvor, nicht mehr

an der Pestalozzischule zusammengestellt, sondern an der Arthur-Becker-Schule, am oberen Robert-Schulz-Ring und am Georg-Dreke-Ring in Richtung Philipp-Hackert-Schule.

Die Umzugsstrecke, die einen Bogen durch die gesamte Stadt machte, sah 1984 folgendermaßen aus: Sie begann am unteren Robert-Schulz-Ring und führte vorbei am Igelpfuhl in die heutige Brüssower Straße, der damaligen Wilhelm Pieck-Straße, bog nach links in die Baustraße, der damaligen Georg-Littmann-Straße. Von dort wurde der Bogen in die Vincentstraße geschlagen, damals ein Teilabschnitt der Karl-Liebnecht-Straße, wo sich eine Ehrentribüne befand. Weiter den Marktberg herab, damals ein Teilabschnitt der Ernst-Thälmann-Straße, bog er dann in die Straße des Friedens ein. Weiter durch die Dr. Wilhelm-Külz -Straße und den Durchbruch führte er in die Winterfeldtstraße, der damaligen Pestalozzistraße, weiter in die Stettinerstraße, damals noch Leninstraße benannt, und löste sich an der Ampelkreuzung beim Stettiner Tor auf.

Weiter ging es im Festprogramm um 14 Uhr im Uckerstadion mit einem Rockkonzert der Gruppe „Stern Meissen“, die eine der bekanntesten Bands der DDR gewesen war. Für die Liebhaber der klassischen Klänge wurde zur gleichen Zeit ein „Festliches Militärkonzert mit dem zentralen Orchester der NVA auf der großen Freilichtbühne angeboten. Auf die kleine Freilichtbühne luden um 15:30 Uhr die Pößnicker Musikanten ein. Um 17 Uhr wurde auf der großen Freilichtbühne die „Hesse-Revue-International“ aufgeführt. 18:45 Uhr gab es auf der kleinen Freilichtbühne „Musik, Musik und etwas mehr“.

Um 19 Uhr hatte die Jugend wieder die Möglichkeit im Kreiskulturhaus in der Franz-Wienholz- Str. tanzen zu gehen, das gleiche galt für Erwachsene ab 20 Uhr im Hotel Uckermark und der Gaststätte „Am Uckersee“.

Die große Abschlussveranstaltung mit dem Tanz- und Schauorchester Dessau „Evergreens non stopp“ fand allerdings auf der großen Freilichtbühne statt. Anschließend führte man um 22 Uhr den schon zur Tradition gewordenen Bootskorso durch, bevor das große Feuerwerk an der Uckerpromenade um 23 Uhr die Festwoche beendete.

Das Amateurfilmstudio Prenzlau begleitete die gesamte 750-Jahrfeier filmisch, woraus der Dokumentarfilm „1-2-3-4- Prenzlau“ entstand. Dieser befindet sich, wie der gesamte Bestand des Amateurfilmvereins, im Stadtarchiv.

775 Jahrfeier der Stadt Prenzlau

Ein großer Höhepunkt der 775 Jahrfeier der Stadt Prenzlau war der am 12. Juli 2009 durchgeführte historische Festumzug, an dem rund 1200 Akteure beteiligt waren. In 25 Bildern wurde die wechselvolle Geschichte der Stadt Prenzlau von der slawischen Besiedlung bis in die heutige Zeit hinein dokumentiert. Mitglieder des Geschichtsvereins gestalteten das Bild der Stadtgründung von 1234/35 sowie das Turnerbild aus dem frühen 20. Jahrhundert mit.



Stadtgründung 1234. Vorn rechts Reinhard Timm mit einer Kopie der Gründungsurkunde.
Foto:Archiv UGV



Freie Turnerschaft 1909 – gestaltet von Schülern des Christa- und Peter-Scherpf-Gymnasium Prenzlau. Vorn rechts der betreuende Sportlehrer Jürgen Theil.



Schwanenjagd 1704.

Meine Haftzeit in Ketschendorf und Fünfeichen¹

Günter Arndt, Prenzlau

Günter Arndt gehörte zu den Jugendlichen, die nach dem Kriegsende in Prenzlau von der GPU aufgrund ihrer Mitgliedschaft im Jungvolk und wegen angeblicher Werwolfaktivitäten verhaftet wurden und anschließend in verschiedenen NKWD-Lagern eine mehrjährige Haftstrafe antraten. Das Lager Ketschendorf, in das man Günter Arndt zunächst inhaftierte, bestand bis Februar 1947. Hier waren zeitweise bis zu 18.000 deutsche Zivilisten und Kriegsgefangene ohne gerichtliches Urteil interniert. Neben ehemaligen NSDAP-Mitgliedern wurden hier auch bürgerliche Oppositionelle und mehr als 1.600 Jugendliche im Alter zwischen 12 und 18 Jahren eingesperrt. Rund 4.000 von ihnen starb allein in diesem Lager aufgrund der unmenschlichen Haftbedingungen. Das Lager Fünfeichen bei Neubrandenburg, in das Arndt im Februar 1947 kam, wurde 1939 als Kriegsgefangenenlager der deutschen Wehrmacht errichtet. Zwischen 1945 und Januar 1949 nutzte es die sowjetische Besatzungsmacht als Internierungslager. Über 4.700 der hier auf engstem Raum untergebrachten Personen erlag den Haftbedingungen. Unter den 5.181 Internierten, die von Juli bis September 1948 in die Freiheit entlassen wurden, war auch der heute in Prenzlau lebende Günter Arndt.

Ich, Günter Arndt, wohne in Prenzlau und bin Jahrgang 1928. Meine Eltern besaßen in Grünow eine Landwirtschaft. Bis zur 4. Klasse besuchte ich die einklassige Dorfschule und wurde 1939 in die Prenzlauer Mittelschule aufgenommen. Nicht nur weil es Bedingung war, als Mittelschüler im Deutschen Jungvolk zu sein, war ich, wie alle Mitschüler, begeisterter Pimpf.

Je länger der Krieg dauerte und sich die Zahlen der im Krieg Gefallenen drastisch erhöhten, wurden die zum Militär Eingezogenen immer jünger. Das hatte zur Folge, dass auch die Führerschaft in den Kinder-

¹ Der folgende Beitrag wurde bereits 1996 in dem von der AG Fünfeichen herausgegebenen Sammelband „Die Opfer von Fünfeichen. Erlebnisberichte Betroffener und Angehöriger“ veröffentlicht und konnte hier mit der Genehmigung des Autors, in leicht überarbeiteter Form, erneut aufgenommen werden.

und Jugendorganisationen immer jünger wurden. So war ich bereits mit 14 Jahren Fähnleinführer und trug mit gewissem Stolz die grün-weiße Schnur, ohne mir über den politischen Inhalt des Nationalsozialismus Gedanken zu machen. Wir wurden auch nicht zum Mitdenken, sondern zum Gehorsam erzogen.

1944 verlagerte sich der Bodenkrieg auf das Territorium des Deutschen Reiches; die Flüchtlingstrecken wurden immer größer, wodurch eine geregelte Aufnahme und Weiterleitung fast unmöglich wurden. Die Schulen wurden geschlossen und zu Lazaretten und Behelfsunterkünften umfunktioniert. Ich wurde durch die Hitlerjugend notdienstverpflichtet und zu einem so genannten Kriegseinsatzführer bestimmt. Im April 1945 holte man uns in das Prenzlauer Wehrrüchtigungslager zur vormilitärischen Ausbildung, um für die Verteidigung der Stadt gerüstet zu sein. Aus einer Verteidigung wurde zu unserem Glück nichts. Drei Tage vor dem Einmarsch der Sowjets rückten, bis auf sieben von uns, die Mitglieder des Lagers in Richtung Strasburg ab. Mit weiteren sechs Kameraden wurde ich als Melder für die NSDAP-Kreisleitung abgestellt. Als wir sahen, dass die Funktionäre der NSDAP im Hof der NSDAP-Kreisleitung (Ecke Stettiner/Kietzstraße) Akten verbrannten, fragte ich den Leiter Kastner (ehemaliger Direktor der Mittelschule), ob wir die Stadt verlassen können. Das wurde uns verwehrt, da wir noch Flugblätter verteilen sollten, die die Bevölkerung zum Verlassen der Stadt aufforderten. Wir warteten aber keine Genehmigung zum Verlassen der Stadt ab, sondern organisierten uns zwei Motorräder von Opel Klingbeil und drei Fahrräder, die wir mit Wäscheleinen an den Motorrädern befestigten, um sie abzuschleppen. So verließen wir Prenzlau am Donnerstag um etwa 15 Uhr in Richtung Woldegk, wo wir auf den Hauptteil der Lagermitglieder stießen. Somit war dann – einen Tag bevor die Sowjets in die Stadt einmarschierten, der noch verbliebene Rest der Jungen geschlossen in Richtung Westen abgerückt. Am Freitag ging der Marsch weiter in Richtung Neubrandenburg. Ich selbst entfernte mich in der Nähe von Neubrandenburg von der Truppe, um mit meinen Eltern, wie verabredet, in Güstrow zusammenzutreffen. Leider haben wir uns nicht gefunden. Im Raum von Güstrow wurden wir durch Trupps der Roten Armee eingeholt. Diesen Tag erlebte ich nicht als einen Tag der Befreiung. Mein Gedanke war nur: Der Krieg ist für mich aus, und ich habe überlebt. Am 9. Mai, einen Tag

nach der Kapitulation, machte ich mich auf den Heimweg, der ohne nennenswerte Zwischenfälle verlief. In meinem Heimatdorf angekommen, fand ich unsere Scheune und einen Stall niedergebrannt vor. Meine Eltern waren noch nicht wieder zurückgekehrt. Ich arbeitete wie alle bereits zurückgekommenen und –gebliebenen Dorfbewohner unter der Leitung der Dorfkommandantur in der Landwirtschaft, so lange bis meine Eltern im Juli wieder eintrafen. Mein Vater erhielt sofort vom Kommandanten die Genehmigung, privat weiterzuwirtschaften. Ab Sommer 1945 begann für mich bereits die Zeit der Angst und Verfolgung. Zu dieser Zeit ahnte ich jedoch noch nicht, welches Leid und welche Qualen ich noch zu überstehen haben würde. Fast regelmäßig mussten der Lehrer Paul Schulz aus Grünow, ein guter Freund meines Vaters, und auch ich zu einem wöchentlichen Verhör der GPU kommen. Wir sollten im Dorf spionieren und berichten, was die Leute über die Sowjets sprechen. Wir beide stimmten uns oft ab, was wir sagen wollten. Sicher erfuhren sie von uns nicht das, was sie hören wollten. Am 8. November 1945 haben die Offiziere der GPU den Lehrer Paul Schulz nach dem Verhör mit nach Prenzlau genommen. Er hat seine Familie nicht mehr wieder gesehen. Ich war froh, als ich den Kutschwagen wieder in Richtung Prenzlau fahren sah, an diesem Tag nicht behelligt worden zu sein. Zum Abend kam dann der Bürgermeister zu mir, um mir mitzuteilen, dass ich am 9.11. um 6.00 Uhr in Prenzlau bei der GPU zu erscheinen hätte. Da ich mir keiner Schuld bewusst war, machte ich mich am frühen Morgen auf den Weg. Meine Gutgläubigkeit wurde auch dadurch genährt, dass der Vater meines Schulfreundes, Werner Teltow, mir berichtete, dass Werner abgeholt worden sei und für fünf bis sechs Wochen in ein Umschulungslager müsse. In dieser Überzeugung sagte ich zu meinen Eltern, dass auch ich diese Zeit überstehen würde. Da der Winter bevorstand, zog ich mir zwei Unterhosen und Hemden an. Außerdem nahm ich meine winterfesten Schuhe sowie weitere Wintersachen mit. Pünktlich in Prenzlau in der Friedhofstraße angekommen, wartete ich etwa drei Stunden vor dem Eingang zum GPU-Gebäude, bis mich ein Wachposten in den Keller holte. Unter der Kellertreppe verbrachte ich, auf alten Marmeladeneimern sitzend, bis etwa Mitternacht die Zeit. Schlaftrunken, wie ich war, holte man mich zum Verhör, welches über vier Stunden dauerte. Bei diesem Verhör machte man mir klar, dass ich nicht wegen meiner Führerschaft im faschistischen

Jugendverband hier sei, sondern wegen der Zugehörigkeit zur Terrororganisation Werwolf. Mir ist nicht bekannt, dass in Prenzlau so eine Vereinigung bestand und auch Hitlerjungen auf die einrückenden Soldaten der Sowjetunion geschossen hätten. Das war nur eine Zweckklüge um zu begründen warum die Sowjets in Prenzlau nach der Kapitulation gebrandschatzt haben. Als ich mich weigerte, das in russisch abgefasste Protokoll zu unterschreiben, wurde mit wirksamen Foltermethoden nachgeholfen. Da ich dann einsah, dass alles Weigern nichts nützte, habe ich unterschrieben, um weiteren Misshandlungen zu entgehen. Wie ich später von Mithäftlingen erfuhr, haben alle, ob mit oder ohne Unterschrift, das gleiche Leid ertragen müssen. Nach dem Verhör rief man einen Wachposten, der mich, nachdem er mir meine Hosenträger und Schnürsenkel abgenommen hatte, in den Keller führte und diesen verriegelte. Im Keller traf ich auf weitere, vor mir abgeholte Prenzlauer, zu denen auch der ehemalige Leiter der Freiwilligen Feuerwehr der Stadt Prenzlau, Herr Grünhald, gehörte, der die späteren Schikanen nicht überlebte und im Lager Ketschendorf verstarb. Nach einigen Tagen brachte man mir noch einen Wintermantel, eine Decke, Strümpfe und Wäsche, Sachen, die von meinen Eltern geholt worden waren. Wir lagen auf einfachen Holzpritschen ohne Unterlage nebeneinander, und so erleichterten mir die gebrachten Sachen den Zwangsaufenthalt sehr. Auf den Mantel war ein Russe, ebenfalls Häftling, der das wenige Essen verteilte, scharf. Er machte mir klar, dass ich in ein Arbeitslager käme und einen Mantel dort nicht gebrauchen könne. Das Lager würde für mich zwei bis drei Jahre dauern. Trotzdem ich immer noch an meiner irrigen Meinung – fünf bis sechs Wochen Umschulungslager – festhielt, ging ich auf den Tausch ein. Er gab mir für den Mantel eine Wattejacke, eine Decke, einen Löffel und einen Kopfkissenbezug voller getrocknetem Brot. Dieses Brot kam uns auf dem zweitägigen Fußmarsch von Prenzlau nach Eberswalde, bei dem ich erstmals wieder mit unserem Lehrer Paul Schulz zusammenkam, sehr zugute. Wir marschierten in einer Gruppe von etwa 12 bis 14 Häftlingen, die von vier Sowjetsoldaten begleitet wurden. In Angermünde angekommen schliefen wir in einem Keller, bevor uns der Fußmarsch am nächsten Tag weiter nach Eberswalde führte. Die Mithäftlinge halfen mir, meine Sachen zu tragen, und ich konnte dafür das so ersehnte Brot verteilen. Heute erinnere ich mich noch an ein Gespräch

mit dem Russen in Verbindung mit unserem Tauschgeschäft. Er fragte mich, wie alt ich sei. Ich sagte, dass ich gerade 17 geworden wäre. Darauf er: „Du noch nicht sitzen?“ Ich verneinte. Er: „Bei uns Jungen von 16 bis 18 Jahre alle drei Jahre sitzen.“ Wie recht hatte er behalten. Nach etwa einer Woche Aufenthalt im Gefängnis in Eberswalde kamen wir mit einem LKW-Transport in das Sonderlager des NKWD nach Ketschendorf. Dort traf ich auf meine ehemaligen Kameraden Ulrich Dittmann und Werner Teltow, die uns mit den Worten empfingen: „Ihr habt es gut, ihr braucht nicht lange hier zu bleiben; denn zu Weihnachten wird das Lager aufgelöst, und alle werden entlassen.“ Solche Parolen lösten sich ständig ab, von denen ich heute annehme, dass sie bewusst gestreut wurden, um die Häftlinge unter anderem auch hierdurch psychisch zu zerstören. Das Lager Ketschendorf, heute Fürstenwalde-Süd, wurde bereits im April 1945 auf dem Gelände der ehemaligen Arbeitersiedlung der deutschen Reifenwerke installiert. Die Bewohner vertrieb man aus ihren Wohnungen. In die ausgeräumten Häuser wurden nach und nach die wehrlosen und rechtlosen Häftlinge gesteckt. Nachdem die Zimmer und Küchen belegt waren, wies man die nächsten Häftlinge in die Keller ein. In jedem der Räume, in der Größe um 20 Quadratmeter, lebten wir in unbeschreiblicher Enge mit vierzig bis fünfzig Kameraden. Ich gehörte zu einem der letzten größeren Transporte von Jugendlichen. Da das Jugendhaus bereits voll belegt war, kamen wir in eines der kleineren Einfamilienhäuser. Unseren Zug steckten sie in den Keller. Ich war der Letzte und musste meinen Platz vor der Treppe auf dem Steinfußboden einnehmen, da die Pritschen und die darunter ausgelegten Lattenroste voll ausgelastet waren und zwar in solcher Enge, dass jeder nur auf der Seite liegen konnte. Da ich über zwei Decken und doppelte Kleidung verfügte, konnte ich mir eine einigermaßen gute Unterlage schaffen und hatte die zweite Decke zum Zudecken. In dieser Enge lebten wir monatelang mit täglichen Unterbrechungen, wie Kaffe-, Mittag- und Abendessenempfang, eine Stunde Ausgang auf dem Freizeitplatz, Marsch zur Latrine (im Volksmund Donnerbalken genannt) in Gruppen von zehn Personen. Hierzu kam der abendliche Zählappell, der oft mehrere Stunden beanspruchte und der besonders in den Wintermonaten zu einer Qual wurde, denn die meisten von uns waren in den Sommermonaten verhaftet worden und verfügten über keine warme Kleidung und oft nicht einmal über Schuhe oder Decken. Haftbedingungen

und vor allem die Ernährung waren von unvorstellbarer Erbärmlichkeit. Bei einem täglichen Verpflegungssatz von überwiegend 900 bis 1000 Kalorien war an fünf Fingern abzuzählen, dass es in Kürze zu schwersten Opfern kommen musste. Hinzu kam, dass die Qualität der Nahrungsmittel sehr schlecht war. Wochenlang bekamen wir zweimal am Tag Grütze, nur mit Zuckerrübenschnitzel² gesüßt, ohne jegliche Vitamine. Das Zeug schmeckte widerlich süß. So traten durch den anhaltenden Hunger und die einseitige Ernährung schon im ersten Winter Erscheinungen von Vitamin- und Eiweißmangel auf. Immer mehr Häftlinge bekamen Wasser und Skorbut, das Zahnfleisch färbte sich blau, und die Zähne lockerten sich - Läuse, Flöhe und Wanzen taten ihr Übriges. Ausgehend von einer allumfassenden Krätze, litt die Mehrzahl der Häftlinge an Furunkeln und Hungerödemen. Ich wusch mich häufig mit meinem Urin und glaubte, dass ich dadurch einen Übergang zu den Ödemen verhinderte. Das ständige Liegen auf einfachen Pritschen und dem Fußboden ohne Unterlage im Zusammenhang mit der katastrophalen Abmagerung, die Sowjets bezeichneten es als Dystrophie, führte dazu, dass sich fast alle an den Seiten durchgelegen hatten und furchtbare eitrige Stellen davon bekamen. Die Tuberkulose begann langsam und unaufhaltsam an die erste Stelle der Todesursachen zu klettern. Dazu gesellten sich im Winter Lungenentzündung und Ruhr. Im primitiv eingerichteten Lazarett gab es nur eine oberflächliche Behandlung. Medikamente standen kaum zur Verfügung. Selten kam ein ins Lazarett Eingewiesener lebend wieder heraus. Die Zahl der Toten stieg von Tag zu Tag, und 50 Todesopfer am Tag waren keine Seltenheit mehr. An jedem Morgen fuhr der von Häftlingen gezogene Leichenwagen, auf dem die nackten, im Winter steif gefrorenen Körper, die dort wie Langholz lagen, am Jugendhaus vorbei. Wie schrecklich ein solcher Anblick war, können nur die ermessen, die es selbst miterlebten. Die Frage: Wann bist du dran, um so das Lager so zu verlassen? bewegte uns. Im Wäldchen an der Autobahn warf man die sterblichen Überreste in eine große Grube, bedeckt mit Chlor und Erde. Das vollzog sich solange, bis die Grube voll war. Kaum einer hatte noch Illusionen, und die Hoffnung zu überleben verringerte sich ständig. Zu all diesen Folterungen kamen die vollständige Isolierung von der Außenwelt,

² Wurde eigentlich als Viehfutter genutzt.

die Ungewissheit und die Nichtbeschäftigung. Die Qualen wurden immer unerträglicher, auch dadurch bedingt, dass sich keiner von uns in irgendeiner Weise schuldig fühlte. Mir ist kein Fall bekannt, dass jemand von uns nur das Geringste gegen die Besatzungsmacht unternommen hatte. Ohne einen Vergleich mit den Konzentrationslagern des Nationalsozialismus anstellen zu wollen, äußerten die Sterbenden häufig, lieber durch einen Genickschuss oder in der Gaskammer zu sterben, als diese lang anhaltenden Todesqualen zu ertragen. Vieles ist schon über die Verbrechen des NKWD geschrieben worden, aber was wir erlitten haben, ist für mich nach über fünfzig Jahren kaum noch vorstellbar. Wie schwer zu begreifen ist es erst dann für einen Außenstehenden. Die Zahlen von Ketschendorf sprechen für sich. Die zurzeit durch das DRK ausgewerteten vierzig Bücher der NKWD-Archive weisen für das Lager Ketschendorf über 10.000 deutsche Häftlinge aus, von denen bis zur Auflösung 1947 4620 in den Tod getrieben wurden. Das sind über 43 Prozent. Mir ist noch in Erinnerung, dass der Jüngste unter uns 12 Jahre zählte. Auch gab es im Lager weitere schwere Misshandlungen durch zusätzliche Karzer und Prügel auf angeschnalltem Prügelbock. Zu Beginn des Jahres 1947 begann die Auflösung des Lagers. Ich kam mit dem letzten Transport nach Fünfeichen. An den letzten Februartagen wurde unser Transport zusammengestellt. Zu je sechzig Personen kamen wir in die Güterwaggons. In der Mitte befand sich ein Kanonenofen. Ein Arm voll Holz reichte nicht mal für einen Tag zum Heizen. Zu dieser Zeit brach auch noch eine starke Kälte über uns herein. Die Notdurft wurde in einer Ecke des Waggons verrichtet. Einen längeren Aufenthalt hatten wir beim Lager in Sachsenhausen. Anscheinend wollte man uns dort nicht haben, und so wurden wir weiter geleitet. Bei Aufenthalten wurden die Toten aus den Waggons geholt und kamen in einen gesonderten Wagen. In unserem Wagon überlebten drei oder vier Häftlinge den Transport nicht. Nach etwa drei Tagen kamen wir in Neubrandenburg an. In der Nacht holte man uns aus den Waggons und wir marschierten, von Sowjetposten mit Hunden umgeben, durch 15 bis 20 cm hohen Schnee in Richtung Lager. Soweit ich mich erinnere, kam ich in die Baracke 19, deren Barackenältester Franz Hiltrop war. Dieser Häftling war ein verschlossener, unnahbarer, disziplinierter Beamtentyp. Die Baracke war ziemlich verkommen und total verwandt. Die einzelnen Räume wurden durch dreistöckige

Holzpritschen begrenzt. Es fanden jeweils achtzehn Häftlinge in einem Raum Platz. Die für 360 Personen vorgesehene Baracke war durch einen Waschraum in der Mitte geteilt. In jedem Teil befand sich ein Steinofen, jedoch reichte das zugeteilte Holz nicht aus, um bei Kälte nur eine annähernd erträgliche Temperatur zu erreichen. Gegenüber Ketschendorf herrschte hier nicht ein so strenges militärisches Regime, und wir hatten auch die Möglichkeit, uns im Barackenumfeld zeitweise aufzuhalten. Eine für uns Ketschendorfer bisher nicht erfahrene Abwechslung bestand in gelegentlichen Arbeitseinsätzen. Ich lag von Anfang an mit nur Jugendlichen im ersten Raum neben dem Barackenältesten. Wenn wir den Arbeitseinsatzleiter rufen hörten, zehn oder zwanzig Jungen, sprangen wir auf und stellten uns in einer Reihe auf. Die erforderlichen Arbeitskräfte wurden dann zum Einsatz geführt. Die Arbeiten waren unterschiedlich, manchmal mussten wir Steine und Kies fahren. Zwei Jungen kamen an die Deichsel, zwei schoben von hinten und die anderen zogen an Drahtseilen, die an den Achsen des Wagens befestigt waren. Viel bewegten wir jedoch aufgrund unseres schlechten körperlichen Zustandes nicht vorwärts. Am attraktivsten waren einzelne Einsätze im Garten hinter der Lagermauer. Hier konnten wir auch mal eine Tomate, Gurke oder Mohrrübe erwischen. Am wertvollsten waren grüne Tabakblätter, die wir ungesehen in den Hosenbeinen der Unterhosen durch den Hosenschlitz verschwinden ließen. In der Baracke angekommen, zerkleinerte ich die Blätter sofort, drückte sie in einem Tuch aus und legte sie mir über Nacht unter den Rücken. Am nächsten Tag wurde der Tabak sofort gegen Brot oder Zucker getauscht. Diese Handlung barg auch eine Gefahr in sich; denn wurde man erwischt, zog das eine strenge Bestrafung nach sich. Einige Male hatte ich auch Gelegenheit, beim Einsilieren von Gemüse zu helfen. Da wurden Kohl, Kohlrüben, Runkeln und andere Arten gereinigt und in große Silos eingestampft. Diese Gelegenheit nutzten wir, um uns so viel in den Leib zu verhelfen, wie nur irgend möglich hineinging. Für die Arbeitseinsätze gab es dann ein Zusatzessen in Form von gekochten Kartoffelschalen aus der Russenküche; denn wir bekamen kaum Kartoffeln zu sehen, bis zu der Zeit kurz vor der Entlassung. Ein weiteres Zusatzessen war Kartoffelkraut. Einmal mussten wir die Stile des Krautes schälen, da man herausgefunden hatte, dass die Schale giftig sein sollte. Um zusätzlich an etwas Essbares heranzukommen, nahmen wir die Gefahr des Karzers in Kauf. Karzer

bedeutet in der Regel $\frac{1}{2}$ Portion Brot und jeden 3. Tag einmal warme Suppe. Bei der Rückführung ins Lager wurden wir streng kontrolliert. Ich überlistete die Posten, indem ich die Kohlrüben einkerbte, eine Schnur darum band und sie zwischen den Beinen verschwinden ließ. Nachdem ich vom Posten vorne abgeklopft worden war, zog ich mit der Schnur, die ich an der Schlaufe befestigt hatte, die Rübe zwischen den Beinen nach vorne, somit war beim hinteren Abfühlen nichts zu bemerken. Eine große Freude erlebte ich bei einem Einsatz während des Kartoffelsammelns außerhalb des Lagers. Hier traf ich mit dem Häftling Otto Gramzow aus einem Nachbardorf zusammen, der einen Bulldog fuhr. Er gab mir ein Kochgeschirr voll Pellkartoffeln, die ich während meiner bisherigen Haftzeit nicht mehr zu sehen bekommen hatte. Im Grunde genommen war die Verpflegung so bemessen, dass für die Häftlinge der sichere Tod vorprogrammiert war. Gab es in Ketschendorf fast nur Grütze ohne jeden Zusatz, so gab es in Fünfeichen täglich Suppe aus Sauergemüse, das wir vorher einsiliert hatten. Es ist unvermeidbar, wenn dem Verdauungssystem über Monate und Jahre täglich ein solcher Fraß zugeführt wird, den auf Dauer nicht einmal Tiere vertragen würden, dass das erst recht der Mensch nicht durchstehen kann. So förderte der ständige Hunger, gepaart mit dieser einseitigen Ernährung die Vernichtung des Lebens. Ich hatte mir noch eine kleine Abwechslung geschaffen. Vom Sohn eines Schäfers erlernte ich in Ketschendorf das Stricken, was mir in Fünfeichen über vieles hinweghalf. Nadeln fertigte ich mir aus altem Draht, den ich aus einem Garteneinsatz hatte mitgehen lassen. Wolle beschaffte ich mir, indem ich von Mithäftlingen alte Pullover gegen Brot eintauschte. Nachdem ich diese aufgeräuffelt hatte, strickte ich daraus Strümpfe, die wiederum gegen Brot getauscht wurden. Nach Möglichkeit versuchte ich einen Tauschpartner bei den Köchen zu bekommen, denn die waren eher in der Lage, Lebensmittel zu besorgen. Trotzdem ich während der Haftzeit den Mut zum Überleben nicht verlor, sondern anderen Kameraden oft noch Mut machte, war es im Frühjahr 1948 auch mit mir soweit, dass ich ins Lazarett mit einer TBC eingeliefert werden musste. Wir waren aus Prenzlau fünf Jugendliche, die von Ketschendorf nach Fünfeichen kamen, Gerhard Haberstroh, Hubert Marquart, Sigurfried Gehde, Wolfgang Ferch und ich. Alle vier sah ich im Lazarett wieder, wobei die anderen schon vor mir eingeliefert worden waren. Die beiden Erstgenannten haben die

Entlassung nicht mehr erlebt und wurden im angrenzenden Wald wie ein Stück verendetes Vieh vergraben. Sigurfried hat mit angesehen, unter welchen schweren Qualen Gerhard sein junges Leben beendet hat. Die Wenigsten, die einmal ins Lazarett eingeliefert worden waren, haben dies lebend verlassen. Gegenüber dem allgemeinen Lagerleben war es im Lazarett etwas erträglicher, wenn man nicht immer den Tod vor Augen gehabt hätte und sich vorstellen musste, wie man eines Tages selbst enden würde. Ärzte und Schwestern, die ebenfalls Häftlinge waren, gaben sich mit uns die größte Mühe, obwohl ihnen kaum Medikamente oder medizinische Geräte zur Verfügung standen. Auch hier hat mir mein Stricken geholfen. Ich schenkte zum Osterfest einer Krankenschwester – es soll eine Verwandte des Lagerkommandanten Werner gewesen sein – ein Paar selbst gestrickte Strümpfe. Das Ergebnis für das Geschenk rettete mir wahrscheinlich das Leben; denn ich bekam fast täglich das ihr zugeteilte Essen und noch einiges mehr. Ich erinnere mich noch an eine doppelte Schmalzstulle, die ich wie ein Festmahl verzehrte. Eine große Überraschung bereiteten uns die Krankenschwestern zum Osterfest. Erstmals nach über zwei Jahren lauschten wir den Liedern eines Mädchenchores. Ein Lied, Ännchen von Tarau, ging uns besonders zu Herzen. Es war keiner unter uns, dem nicht die Tränen in den Augen standen.

Zum Sommer 1948 gab es wieder mal Gerüchte von einer bevorstehenden Entlassung. Diesmal sollten sie sich bewahrheiten. Ende Juni wurde ich aus dem Lazarett entlassen und kam in das Lager zurück, in dem wir auf die bevorstehende Entlassung vorbereitet wurden. Es gab besseres Essen, aber auch jeden Morgen ein Stück Hefe. Diese blähte den Körper wie einen Kuchenteig auf. Somit wurden wir äußerlich als nicht total abgemagerte Kreaturen auf die Bevölkerung losgelassen. Während der Vorbereitungszeit auf die Entlassung hatte ich täglich von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang zu tun. Da keine aufgewickelte Wolle mit aus dem Lager genommen werden durfte, wollte jeder noch ein paar Strümpfe mit nach Hause nehmen. So strickte ich fast jeden Tag ein Paar. Das bedeutete für mich weiteres zusätzliches Essen. Am 22. Juli war für mich der Tag der Wiedergeburt – wir wurden entlassen. Beim Empfang des Entlassungsscheines und des Reisegeldes wurde ich nach den Kilometern bis zu meinem Heimatort befragt – ich antwortete, dass es von Berlin bis nach Grünow 100 km seien, so bekam ich mein Reisegeld von Neubrandenburg über Berlin

bis nach Grünow. Meine Fahrt ging aber über Pasewalk, somit hatte ich etwas Geld übrig und konnte auf dem Bahnhof etwas zu trinken kaufen. Bevor wir auf LKWs verladen wurden, verabschiedete uns ein Offizier. Ein Dolmetscher übersetzte die Ausführungen des Offiziers, an die ich mich noch heute erinnere und die ich all die Jahre nicht vergessen habe. Die Übersetzung lautete etwa: Sie kommen jetzt nach Hause. Sie waren nicht verurteilt und wurden keines Verbrechens für schuldig erklärt, sondern aus Sicherheitsgründen interniert (welch ein Hohn), somit sind Sie nach der Entlassung gleichberechtigte Bürger. Wenn Sie nicht wieder hierher kommen wollen, wissen Sie, was Sie über das Lager zu erzählen haben. An dieses Schweigen haben wir uns bis zur Wende 1989 gehalten. Als wir endlich darüber sprechen konnten und mit ehemaligen Haftkameraden zusammenkamen, gab es immer wieder Tränen der Erleichterung, nicht mehr schweigen zu müssen, aber auch Tränen des Schmerzes über die Leiden, die wir durchlebten und Tränen der Erinnerung an gute Freunde, die die Schrecken der Haft nicht überstanden. Wir haben unsere Toten totgeschwiegen, wie wir unsere Leiden verschwiegen haben. Ich habe zwei Diktaturen erlebt. Der Nationalsozialismus propagierte Völkermord gegenüber den Juden und den so genannten minderwertigen Rassen des Ostens. Einmalig in der Menschheitsgeschichte wurde in einem bis dahin nie gekannten Maß der industrielle Mord betrieben. Im Unterschied dazu verfolgten die kommunistischen Machthaber Andersdenkende und Demokraten. Sie trieben ihnen unbequeme Personen durch unmenschliche Haftbedingungen in einen qualvollen, nur sehr langsam einsetzenden Tod. So äußert ein NKWD-Offizier, wir machen es nicht so wie Hitler mit Genickschuss und Gas, wir machen es anders, mit Essen, wir machen euch zweimal tot, erst machen wir den Geist und dann den Körper tot. Jeder mag sich selbst ein Urteil bilden, welches ein größeres Verbrechen am menschlichen Leben ist. Für jede Mutter ist es gleich schwer, wodurch und durch wen sie ihren Sohn verloren hat. Ziel des NKWD war es, durch diese Massenverhaftungen Angst und Schrecken zu verbreiten, um ein Volk total zu unterdrücken und jeden Gedanken an Freiheit und Demokratie im Keime zu ersticken. Vieles ließe sich noch berichten. Wenn ich diese Zeilen niederschreibe, so nicht um Hass gegen die Völker des Ostens zu schüren, denn diese hatten nicht nur länger, sondern auch schwerer unter der stalinistischen Knute zu leiden, sondern

aus der Erkenntnis heraus, dass nicht nur die Berichte über Verbrechen des Nationalsozialismus für die Nachwelt erhalten bleiben, sondern auch die des als human gepriesenen Kommunismus. Es geht mir darum, vor allem die Jugend dafür zu gewinnen, dass sie nicht, wie es mit uns geschah, einer Diktatur vertraut, sondern ihr ganzes Können und die Persönlichkeit der Demokratie und dem Frieden unter den Völkern widmet. Ich rufe allen zu: „Wehrt den Anfängen, ehe es wieder zu spät ist.“



Abb. 1
Günter Arndt als 14-jähriger Pimpf



Abb. 2
Die um 1942 aufgenommene Prenzlauer Mittelschulklasse des Jahrganges 1925/26. Ganz rechts erkennen wir Günter Arndt, in der Bildmitte den Mittelschuldirektor Felix Kastner und rechts neben ihm Gerhard Köppen (höchstdekorierter Soldat des Kreises Prenzlau). Der sechste von rechts ist Jochen Steudel.



Abb. 3
Aufmarsch der Prenzlauer Hitlerjugend auf dem Marktplatz 1943.



Abb. 4
Günter Arndt 1950, zwei Jahre nach seiner Haftentlassung in Grünow.

Leichtathletik und sportliche Gymnastik in Prenzlau 1947 – 1955

Erich Lietzow, Zeuthen

Erich Lietzow wurde 1928 in Prenzlau geboren und absolvierte eine Lehre bei der Kreissparkasse Prenzlau von 1942 – 1944 mit anschließender Übernahme als Angestellter. Er wurde im Februar 1945 zur Wehrmacht eingezogen. Nach Wehrdienst, Lazarettaufenthalt, Gefangenschaft und mehrmonatigem Aufenthalt in Buxtehude kehrte er im April 1946 nach Prenzlau zurück.

Überwiegende Tätigkeiten bei der Deutschen Notenbank in Prenzlau und Königs-Wusterhausen, der Sparkasse der Stadt Berlin und 32 Jahre bei der Studioteknik Fernsehen, Berlin-Adlershof; in letzteren drei Betrieben in leitenden Stellungen (mittl. Ebene). Fachschulabschluss (Finanzschule Gotha) und Sonder-Hochschulstudium (Hochschule für Ökonomie, Berlin-Karlshorst).

Mitbegründer der Sparte Leichtathletik in Prenzlau und deren Leiter, Kreisspartenleiter und Übungsleiter von 1947 - 1950 bzw. letztere Tätigkeit bis 1952, danach kurzzeitig Übungsleiter an der Blindenschule Königs-Wusterhausen.

Beiträge von ihm erschienen bereits im Heimatkalender 2000 und im Heft 13 der Mitteilungen des Uckermärkischen Geschichtsvereins.

Kulturelle und sportliche Freizeitgestaltung in der Nachkriegszeit

In einer zerstörten Stadt, wie sich auch Prenzlau nach dem II. Weltkrieg darbot, war eine sinnvolle Freizeitgestaltung nur begrenzt möglich.

Kulturelle oder sportliche Ereignisse waren, außer Kinobesuchen in den „Kammerspielen“ oder den Anfängen des Fußballspiels, dauerhaft nicht zu verzeichnen, obwohl bereits am 3./4. August 1946 von der FDJ-Kreisleitung das „1. Kreissportfest der Freien Deutschen Jugend in Prenzlau“ in verschiedenen Sportarten, darunter auch leichtathletischen Disziplinen, durchgeführt wurde.

Die einzigen wöchentlichen Vergnügungen waren die Tanzabende an den

Wochenenden in den Lokalen „Kurgarten“, „Schützenhaus“ und „Vahls-Festsäle“.

Als wir, meine Freunde Karl-Heinz Plaumann, Günther Stegemann und ich, Mitte des Jahres 1947 erfuhren, dass die FDJ-Leitung den Aufbau einer Boxsparte vorsehe, meldeten wir uns zur Teilnahme an.

Die Boxsparte mit zunächst 6 – 8 Mitgliedern stand in der Trägerschaft der FDJ, Übungsleiter war Otto Beister, ein ehemals guter Amateurboxer im Weltergewicht. Als Trainingsstätte stand uns das Arbeitszimmer des FDJ-Kreissekretärs mit einer Übungsfläche von 20 – 25 qm zur Verfügung. Nach einigen Wochen oder Monaten konnten wir dann in die Turnhalle der Schule Winterfeldstraße wechseln, allerdings immer noch ohne Boxring, das Seilquadrat wurde mit Kreidestrichen angezeichnet.

Nachdem ich in einer Trainingsstunde von Karl Neumann, einem hoch talentierten Nachwuchsboxer im Mittelgewicht, k.o. ging, begriff ich, dass ich für diese Sportart kein Talent hatte. Ich ging zu der inzwischen gebildeten Sparte Schwimmsport, die überwiegend aus weiblichen Mitgliedern bestand. Übungsleiter war Max (Mäxchen) Kienast. Meine sportlichen Ergebnisse auf diesem Gebiet waren jedoch völlig unbefriedigend und ließen mich nur einige Monate in dieser Sportgruppe mitwirken.

Aufbau der Leichtathletiksparte und der ihr angehörenden Gymnastikgruppe

Mitglied der Sparte war auch Heinz Baum, mit dem ich mich in den Wochen meiner Schwimmsportzugehörigkeit angefreundet hatte. Er erzählte mir im Spätsommer 1947, dass sich im Prenzlauer Uckerstadion zwei Sportler mit Lauftraining und Weitsprungübungen beschäftigten und auch den Sand der Weitsprunggrube mit Spaten und Harken auflockerten. Wir kamen mit ihnen ins Gespräch, es waren Herbert Moritz und Georg Bretke, die sich als Leichtathleten versuchten. Heinz und ich beschlossen uns den beiden anzuschließen. Hinzu gesellte sich die Freundin von Heinz, Gertrud Müller (1949 verehel. Baum). Das unqualifizierte Training, nach eigenem Gutdünken aufgestellt, bestand aus Kurz- und Mittelstreckenläufen sowie Weitsprung, ohne vorherige Aufwärmgymnastik oder anderweitige Dehnübungen.

Ab dem beginnenden Winterhalbjahr 1947/48 begannen wir mit einem lockeren Konditionstraining am Kap oder wir spielten Tischtennis im erhalten gebliebenen Bootshaus.

Zu dieser Zeit bildete sich auch eine zunächst kleine Gymnastikgruppe, die auch in den folgenden Jahren organisatorisch mit der Leichtathletiksparte verbunden war und wechselseitig am Training und an deren Wettkämpfen mitwirkte, ergänzt durch Leichtathletinnen, Ruderinnen, aber auch nicht in Sportvereinen Organisierten, zu gymnastischen Übungen. Initiator und Leiter dieser weiblichen Gymnastikgruppe war Gertrud Müller, die sich zunehmend dieser Sportart widmete. Autodidaktisch mussten von ihr die zweckmäßigsten Übungen er- und vermittelt werden. Auch geeignete Räume zu finden, vor allen im Winter, war schwierig. Die einzige Turnhalle in der Schule Winterfeldstraße war durch den Schulbetrieb und andere Sportgruppen bis weit in die Abendstunden ausgelastet. Ausweichen konnte man nur auf Umkleieräume nach dem Wegräumen des Mobiliars oder in die ebenfalls ungeheizten Räume des Bootshauses.

Heinz Baum und ich hatten unsere Mitgliedschaft bereits Ende 1947 zu den Ruderern gewechselt, die zu diesem Zeitpunkt bereits ein geordnetes Vereinsleben führten. Der Verein war damals noch weitestgehend politisch unabhängig und nannte sich Sportverein „Rot-Weiß“, dies drückte sich auch in den Vereinsfarben bis hin zur Bekleidung aus. Finanziert wurde dieser Verein von Mitgliedsbeiträgen, Spenden und eigenen Zuschüssen, analog den anderen Vereinen. Vorsitzender war Richard Peters, vertreten im Vorstand waren die Spartenleiter der Segler und Kanuten, der Hauptkassierer, der Bootswart und ich als Vertreter der Leichtathletikgruppe. Hierzu war ich gekommen, nachdem von den Leichtathleten einstimmig die Auffassung vertreten wurde, dass ich aufgrund meiner früheren Verbindungen zur FDJ, als zeitweiliger stellv. FDJ-Stadtteileiter, der geeignete Vertreter wäre. Da seitens des Kreissportausschusses für die Leichtathletik auch noch ein Kreisspartenleiter benannt werden musste, nahm ich diese Aufgabe auch noch wahr.

Der Hintergedanke, uns den Ruderern anzuschliessen, war das dem Stadion nahe gelegene vereinsbetriebene Bootshaus als Freizeitstätte zu nutzen, sowie die gebotenen Möglichkeiten zum Ausgleichs- bzw. Vorbereitungstraining wie Rudern oder Gewichtheben durchzuführen und weiterhin Tischtennis zu spielen.

Im oberen Stockwerk waren drei unterschiedlich große Räume vorhanden, die sich neben der sportlichen Freizeitbeschäftigung auch sehr gut für gesellige Zusammenkünfte und für Feiern nutzen ließen.

Im Frühjahr 1948 wurde damit begonnen, den leichtathletischen Sportbetrieb systematisch auf der Grundlage eigener Erkenntnisse und der Hinweise älterer, nicht mehr aktiver Sportler durchzuführen. Trainiert wurde im Sommer viermal wöchentlich im Stadion am Uckersee (dreimal abends und Sonntagvormittag), ab dem folgenden Winterhalbjahr dreimal (zweimal in der Turnhalle, Sonntag vormittags Konditionstraining am Kap mit anschließendem Duschen in der Warmbadeanstalt).

Zu diesem Zeitpunkt hatten sich Ilse (Ille) Parchert (verehl. Törfler) und Ruth Ferken (verehl. Fistler) sowie kurzzeitig Lore Fenrich, die später überwiegend aktiv in der Gymnastiksparte mitwirkte, hinzugesellt.

Unsere Bemühungen, einen erfahrenen Trainer oder ehemaligen Leistungssportler als Übungsleiter zu gewinnen, waren immer nur von sehr kurzem Erfolg gekrönt, da zu dieser Zeit für die meisten von ihnen familiäre Versorgungsaufgaben etc. Vorrang hatten. Außer einer kurzzeitigen Trainingsanleitung von Herrn Marenke war es dann Herr Witthuhn, der bereit war, uns sporadisch zu unterstützen und uns des Öfteren trainierte. Eine große Hilfe war seine Bereitschaft, bei den später stattfindenden leichtathletischen Veranstaltungen in Prenzlau als Kampfrichterobmann mitzuwirken.

Prinzipiell blieb uns nichts weiter übrig, als weiterhin ein Trainingsprogramm nach eigenem Gutdünken und eigenen spärlichen Erfahrungen aufzustellen. Spezielles Lehrmaterial gab es nicht. Die einzige Möglichkeit war die Beschaffung von Lehrbüchern und -heften, vornehmlich antiquarisch, aus Westberlin. Ich hatte mir auf diesem Wege einiges an Anleitungsmaterial, u.a. ein Buch von Mägerlein mit dem Titel: „Der Kurzstreckenlauf“ und anderes Lehr- und technisches Material (Stoppuhr, Bandmaß), beschafft, stellte mit diesen Anleitungen und technischen Mitteln das Training auf und kam so zu der Funktion eines Übungsleiters.

Die Gruppe war im Laufe des Jahres 1948 auf ca. 15 Mitglieder, meist Jugendliche, je zur Hälfte männlich und weiblich, angewachsen. Der Senior mit ca. 42 Jahren war Karl Heise, ein hervorragender Hammerwerfer, der in den 30er Jahren in Deutschland in einer der Jahresbestenlisten mit Rang 8 ausgewiesen war. Auch Kurt „Jäcki“ Jackwitz gehörte als guter



Erich Lietzow
als mahrender Übungsleiter in der Karikatur um 1950/51

Gezeichnet von Spfrd. Karl Heise, Text von Frau Heise

*„Meine lieben Leichtathleten !
Soll ich's immer wieder beten ?
Sport sei Euer Hauptpläsier
nicht Zigaretten, Schnaps und Bier.
Wollt Ihr gute Sportler sein
geht um 9 ins Bett hinein
und esst feste Haferschleim“*

Kurzstreckenläufer frühzeitig zu unserer Stammmannschaft. Leichtathletikwettkämpfe fanden in Prenzlau im Jahr 1948, überwiegend bedingt durch fehlende Schiedsrichter und unzureichende technischen Geräten etc. nicht statt. Ich nahm als einziger Teilnehmer aus Prenzlau an den Brandenburgischen Leichtathletikmeisterschaften in Luckenwalde am 400-m Lauf teil und belegte den 4. Platz. Sieger wurde der ehemalige deutsche Meister über 400m Kurt Edel, der in den folgenden Jahren als Landesvorsitzender für Leichtathletik fungierte und Ende der 50er Jahre Präsident des NOK der DDR war. Diese Bekanntschaft sollte mir in der Ausübung meiner Funktion als Kreisspartenleiter und bei der Bildung eines der Schwerpunkte für Leichtathletik in Prenzlau zugute kommen. In diesem Jahr, 1948, nahmen wir am 28. und 29. August mit mehreren Athleten an einem Sportfest in Strasburg teil und konnten einige Wettkampferfahrungen sammeln.

Ein großes Handicap war die Beschaffung von Spikes (Laufschuhe mit Dornen), die für den Kurz- und Mittelstreckenlauf und in den Sprungdisziplinen eine unbedingte Voraussetzung waren. Diese gab es in der sowjetisch besetzten Zone weder zu kaufen, noch wurden sie für uns unbekannte Sportler bereitgestellt. Ein Bezug konnte nur über ein Sportgeschäft in Westberlin ermöglicht werden und war unter Berücksichtigung des damaligen Wechselkurses (1 : 4) für uns entsprechend teuer, für viele zunächst unerschwinglich.

Das Winterhalbjahr 1948/49 war wieder geprägt von Ausdauer- und Konditionstraining.



Spikes aus dem Jahre 1951

Mit viel Überredung war es mir gelungen, den in meiner Nähe wohnenden Willi Bromberger, ein, wie man bereits im Ansatz erkennen konnte, hochtalentierter Mittelstreckenläufer, für unsere Sportgruppe zu gewinnen, ohne zu ahnen, dass er in den folgenden Jahren auf dieser Strecke internationale Klasse erreichen sollte. Eine

Verstärkung unserer Frauenmannschaft war Lilo Zeise (verehel. Specht) – bei ihrem Eintritt noch der weiblichen Jugend zugehörig -, die nicht nur durch ihre läuferischen Qualitäten, sondern auch durch ihre Bereitschaft, funktionelle Aufgaben zu übernehmen, den „Kern“ unserer Gruppe wesentlich bereicherte.

Georg Labeau, der aufgrund seiner beruflichen Belastung (handwerkliches Praktikum) nur ca. 18 Monate der Sparte angehörte, hätte bei entsprechendem professionellen Training internationales Leistungsniveau erreichen können, lief er untrainiert die 100-m Strecke in 11,3 Sekunden (der DDR-Rekord betrug derzeit 10,8 Sekunden).

Im März 1949 wurden die ersten von den sportpolitischen Organen propagierten Waldlaufmeisterschaften für den Kreis Prenzlau in den hierfür gut geeigneten Stadtparkanlagen durchgeführt. Die Organisation lag in den Händen unseres Sportvereins, mit der Durchführung waren wir Leichtathleten betraut worden. Die Laufwettbewerbe gingen über mehrere Mittel- und Langstrecken, getrennt nach Männern und Frauen und männlicher und weiblicher Jugend. Anschließend gab es eine Siegerehrung mit Urkundenverleihung. Es war, wie auch in den späteren Jahren, eine große Resonanz unter der Bevölkerung zu verzeichnen, bedingt zum einen durch die Angehörigen der doch recht zahlreich teilnehmenden Sportler, zum anderen aber auch durch das damals noch recht magere kulturelle Angebot.

Im Frühjahr 1949 erhielt ich eine Einladung vom Landessportausschuss, vermutlich auf Vorschlag des Kreissportausschusses (KSA) Prenzlau, zu einem Wochenendlehrgang für talentierte Leichtathleten an die Sport-schule Biesenthal bei Eberswalde. Wir waren ca. 30 Sportler aus der Uckermark, deren Talente von Fritz Koch gesichtet werden sollten. Koch, ehemaliger Trainer der Hochspringer bei den Olympischen Spielen 1936, prüfte unsere Lauf- und Sprungfähigkeiten. Aufgrund der gebotenen Leistungen erhielt ich, nebst einigen anderen, von ihm den Hinweis, mich einer leistungsstarken Sportgemeinschaft zwecks Förderung anzuschließen. Mir war aber meine berufliche Entwicklung erfolversprechender, hinzu kam die eigene Einschätzung, dass ich nicht so stark talentiert war, um nationale oder internationale Leistungen zu erreichen.

Die zu diesem Zeitpunkt noch immer desolate Laufbahn und die Sprunggruben waren für die Ausübung von Wettkämpfen nur unzu-

reichend geeignet. Es galt, diese für eine ordnungsgemäße sportliche Abwicklung herzurichten. Deshalb wurde von uns Leichtathleten beschlossen, die wie Beton wirkende Laufbahn und die Anlaufbahnen für Weit- und Hochsprung und Speerwerfen sowie den Abstoßring für Kugel- und Diskusdisziplinen mit Hacken und Spaten aufzurauen, vom Unkraut zu befreien, mit Gartenharken zu glätten und mit einer Walze zu festigen; außerdem den Sand in den Sprunggruben tief umzugraben und aufzufüllen. Alle Arbeiten wurden von den Leichtathleten im Rahmen des sogenannten freiwilligen „Nationalen Aufbauwerks“ durchgeführt. Die gute Qualität der Laufbahnen wurde uns in den folgenden Jahren durch fremde, leistungsstarke Sportler und Trainer bestätigt. Die Umkleidekabinen in der Baracke auf dem Sportgelände waren vor allem von den Fußball- und Handballspielern bereits vorher instand gesetzt worden. Damit waren, wenn auch in einem abgenutzten Zustand, die sanitären Voraussetzungen für den Übungs- und Wettkampfbetrieb vorhanden.

Das für diese Zeiten harte und umfangreiche Training zeigte erste Erfolge, sowohl bei den Waldlaufmeisterschaften als auch bei Einladungswettkämpfen in anderen Orten, vor allem durch unsere Jugendlichen.

Problematisch war bei einigen Jugendlichen die Verpflegung, insbesondere bei auswärtigen Veranstaltungen, die bei ganztägigem Verlauf der Wettkämpfe von dem Einzelnen selbst bewerkstelligt werden musste. Hier half manchmal Frau Plaumann (Rossschlächtereier), die ihrem Sohn Karl-Heinz, sofern er an den Fahrten teilnahm, ein oder zwei Pferdewürste mit auf den Weg gab, wovon wir alle, vorrangig aber die verpflegungsmäßig weniger Bemittelten, profitierten.

In diesen Jahren erfolgte der Start bei Kurzstreckenläufen noch aus Startlöchern. Das bedeutete, dass jeder Starter sich vor dem Startbeginn mit seiner mitgebrachten oder bereitgestellten Handschaufel zwei Löcher in Fußballengröße als Starthilfe grub. Beim 400-m Lauf mussten diese von Helfern anschließend wieder zugeschüttet und festgetreten werden, damit nach der Stadionrunde die erschöpften Läufer hierdurch nicht ins Stolpern bzw. Fallen gerieten und sich Verletzungen zuzogen. Dieser Startvorgang war bei Kurzstreckenläufen auch bei nationalen und internationalen Sportveranstaltungen üblich; u.a. im „Olympiafilm Berlin 1936“ filmisch für die Nachwelt dokumentiert.

Zu diesem Zeitpunkt war Horst Vieweg aus Zerrenthin (ca. 25 km von Prenzlau entfernt) Mitglied unserer SG geworden. Talentierte in den technischen Disziplinen, insbesondere im Diskuswerfen, hatte er am Heimatort keine Möglichkeit, sich einer Leichtathletiksparte anzuschließen. Sein Trainingsprogramm führte er autodidaktisch überwiegend am Wohnort durch, mit kontinuierlich sich verbessernden Wettkampfergebnissen. Auch die Übungstätigkeit der Gymnastikgruppe und ihr angesehenes öffentliches Auftreten wurde vom Landessportausschuss honoriert. Die Folge war, dass Gertrud Baum zu mehreren Übungsleiterlehrgängen im März und April 1949 an die Sportschule Biesenthal eingeladen wurde. Bei letzterem Lehrgang wurden die Abläufe der Sportschau für das an den Pfingstfeiertagen 1949 stattfindende III. Parlament der FDJ in Leipzig eingeübt, um das erworbene Wissen an die Teilnehmer vorgenannter Aufführung weiter zu vermitteln. An dieser drei Tage währenden Veranstaltung nahmen ca. zehn weibliche Jugendliche, angeleitet von Gertrud Baum, teil.

Zielrichtung Leistungssport

Das erste leichtathletische Sportfest in Prenzlau wurde am 21./22. Mai 1949 durchgeführt. Träger der Sportbewegung war zu diesem Zeitpunkt immer noch die FDJ, wie aus den vorliegenden Urkunden mit Unterschrift des Ortsjugendleiters hervorgeht.

Erste Erfolge des kontinuierlichen Trainings zeigten sich bei den brandenburgischen Meisterschaften 1949. Karl Heise wurde Brandenburgischer Meister im Hammerwerfen, die 4 x 400-m Männerstaffel errang einen 3. Platz und war, unter Beachtung des Zeitlimits, für die nachfolgenden Ostzonenmeisterschaften startberechtigt.

Sportlicher Höhepunkt waren für uns die am 16./17. Juli 1949 in Jena ausgetragenen vorgenannten Meisterschaften (die Gründung der DDR erfolgte erst am 7. Oktober 1949). Die Unterbringung während der Wettkampftage fand in Privatquartieren statt, die Versorgung umfasste Lebensmittelbeutel für die Kaltverpflegung; Mittagessen wurde in zentralen Gaststätten Jenas und aus Gulaschkanonen auf dem Sportgelände eingenommen.

Was mich erstaunte, war die Professionalität, mit der schon zum damaligen Zeitpunkt die Wettkämpfe durchgeführt wurden. Zum Beispiel bedeutete das für uns, dass sich die Wettkampfteilnehmer für die jeweilige Disziplin gemäß Programmplan auf dem Stellplatz einzufinden hatten. 15 Minuten vor Startbeginn erfolgte der Einmarsch, an der Spitze ging ein in Weiß gekleideter Ordner, wir gingen in einer Reihe, noch im Trainingsanzug und die Läufer mit Spikes in der Hand.

Für uns war es das erste Mal, dass Startblöcke verwendet wurden. Diese waren aus Holz mit Stahlstiften am Boden, sowie eingearbeiteten Rillen für die Dornen der Spikes. Jeder Starter bekam einen Holzhammer und schlug damit seine Startblöcke passgerecht in den Boden.

Wir starteten in der 4 x 400-m Staffel, gelangten über den Vorlauf in den Endlauf und erzielten in der Besetzung Bretke, Bromberger, Lietzow und Moritz einen achtbaren 4. Platz. Karl Heise war, aus privaten Gründen, nicht am Start.



Bild 3

Hammerwerfer: Karl Heise und die 4 x 400 m-Staffel mit: Herbert Moritz, Georg Bretke, Erich Lietzow, Willi Bromberger (v.l.n.r.) im Jahr 1949

Im Laufe des Jahres 1949 kam der Beschluss aus der oberen politischen Ebene, dass alle Sportvereine sich nach dem Vorbild der Sowjetunion einem betrieblichen oder staatlichen Trägerbetrieb anzuschließen hätten. Diese Verfügung wurde von den Mitgliedern der Vereine, insbesondere den Sportfunktionären, widerstrebend wenn auch intern heiß diskutiert, aber letztendlich einflusslos zur Kenntnis genommen. Für unseren Verein „Rot-Weiß“ wurden die staatlichen Behörden, Banken und Sparkassen sowie die kommunalen Einrichtungen Trägerbetriebe. Die Umbenennung erfolgte auf die für diese Trägergruppe vorgesehene Bezeichnung „SG Einheit“.

Am 18. September 1949 fand noch ein Leichtathletik-Vergleichskampf in Prenzlau statt, an dem sich die Kreise Eberswalde, Angermünde, Templin und Prenzlau beteiligten.

Die Leichtathletikveranstaltungen auf dem Sportplatz konnten nur mit einer größeren Anzahl an Wettkampfrichtern (mindestens 15 Personen) und oft an zwei Tagen, verbunden mit den Verpflegungs- und Übernachtungserfordernissen, vorgenommen werden. Hierbei wurden wir von den anderen Sektionsmitgliedern der „SG Einheit“ in kameradschaftlicher Weise unterstützt.

Die Sportbewegung war, politisch und strukturell durch die Gründung der DDR am 7. Oktober 1949 bedingt, als eigenständige Organisation zugelassen, deren zentrale Leitung der Deutsche Sportausschuss übernahm und der sich nachfolgend in Landes- und Kreissportausschüsse gliederte. Leiter des Kreissportausschusses Prenzlau war Willi Schmidt, dem aber seine Neigung zum Fußball, z.B. bezüglich der Zuwendungen an die Sportgruppen, oft anzumerken war.

Die vorgenannten Erfolge und die in Prenzlau durchgeführten leichtathletischen Sportveranstaltungen fanden bei einem großen Teil der Bevölkerung in Prenzlau Anklang und wir erhielten Zuwachs von sportlich interessierten, insbesondere jugendlichen Mädchen und Jungen.

Zu unserer Popularität beigetragen hat auch der erste von uns organisierte Straßenstaffellauf, an dem sich Sportler aus ungefähr zehn Prenzlauer Sparten und der in Prenzlau stationierten kasernierten Volkspolizei beteiligten. Die Laufwettbewerbe, unterteilt in Männer- und Frauenmannschaften, konnten wir, unter großer Zuschauerresonanz der Prenzlauer Bevölkerung, überlegen gewinnen.

Die Problematik bei Leichtathletikveranstaltungen nicht über genügend Kampfrichter zu verfügen, brachte Heinz Baum auf die Idee, für diese Aufgaben eine Alt-Herren-Mannschaft zu bilden. Nach kurzer Zeit umfasste diese bereits 20 Mitglieder, von denen sich ein großer Teil einmal in der Woche in der Turnhalle beim Faustball traf. Die Anleitung bei dieser sportlichen Betätigung lag vorwiegend bei Herrn Witthuhn, unterstützt von Arthur Baum, dem sportbegeisterten Vater von Heinz Baum. Zusätzlich mussten die Herren, zumindest vor den Wettkämpfen, mit den jeweiligen Wettkampfgeln vertraut gemacht werden. Diese Unterweisung erfolgte durch Herrn Witthuhn. Die teilweise umfangreichen Wettkämpfe, vor allem bei Teilnahme größerer Vereine, konnten dadurch zügig abgewickelt werden.

Die gute Entwicklung der weiblichen Gymnastik in Prenzlau führte zu weiteren Delegationen seitens des Kreis- bzw. Landessportausschusses für Gertrud Baum an die Sportschule Biesenthal im Herbst 1949. Die Übungsleiterlehrgänge bildeten die Grundlage, um die erworbenen Kenntnisse im Kreisgebiet weiter zu vermitteln. Es gelang ihr, in den Orten Strasburg, Brüssow, Zerrenthin, Schenkenberg und Hertzdorf Stützpunkte mit von ihr qualifizierten Übungsleiterinnen einzurichten.

Das Winterhalbjahr 1949/50 war mit dem bereits vom Vorjahr bekannten Training zur Verbesserung der „Schnellkraft“ in der abends ungeheizten Turnhalle der Schule in der Winterfeldstraße und dem Konditionstraining am Kap ausgefüllt.

Das Jahr 1950 begann für uns im Frühjahr mit den obligatorischen Kreiswaldlaufmeisterschaften. Diese wurden nicht nur in Prenzlau durchgeführt, wir beteiligten uns auch in einigen Laufdisziplinen an der Landesmeisterschaft in Potsdam, allerdings ohne nennenswerte Ergebnisse.

Hatten wir schon im Vorjahr reichlich Zuwachs an Mitgliedern, stieg dieser im Jahr 1950 weiterhin stark an. Mit dazu beigetragen hatte auch unsere Werbekampagne für den Sport, allgemein vorherrschend natürlich für Leichtathletik, die wir vor allem an Schulen und bei Veranstaltungen anderer Organisationen (z.B. der FDJ) durchführten.

Wesentlicher Initiator war auch hier Heinz Baum, der die Meinung vertrat, dass aus einer Vielfalt die Talente entdeckt würden. Im Prinzip war diese Auffassung berechtigt und auch nicht neu, aber für mich wurden

die Funktionen zusätzlich zum drei- bzw. viermal wöchentlichen Training zuviel. Mit Zustimmung des Vorsitzenden des Kreissportausschusses wurden ab Mitte des Jahres 1950 die Aufgaben des Kreissparten- und Vereinsspartenleiters Heinz Baum übertragen, bei mir verblieb die Übungsleitertätigkeit.

Es zeichnete sich bei der großen Anzahl der Mitglieder – in der Zeit zwischen 1950 bis 1952 belief sich der Mitgliederstand auf 140 – 160 Angehörige, überwiegend Aktive, hierzu zählten auch die Gymnastikgruppe mit ca. 25 Mitgliedern und die ca. 20 Faustballer (Kampfrichter) - ab, dass viele weibliche Jugendliche dem anstrengenden Training nicht die erforderliche Begeisterung abgewinnen konnten und zur Gymnastikgruppe wechselten. Deren gute Entwicklung, durch die gelungenen Vorführungen hoch motiviert, ergab die bevorzugte Zuteilung seitens des Landessportausschusses von Gymnastikgeräten und Sportbekleidungen und hatte, insbesondere vor überregionalen Massenveranstaltungen, ein zeitweiliges Anwachsen bis auf 40 Teilnehmer zur Folge. Hieran hatte Gertrud Baum als Übungsleiterin den ausschlaggebenden Anteil. War es doch nicht nur der von ihr geleitete Übungsbetrieb, sie musste auch die Termine der Veranstaltungen organisieren und mit Unterstützung aktiver Gymnastiksportlerinnen, den Transport der benötigten Sportgeräte, die an sicheren Orten (u.a. im Bootshaus) lagerten, zum Übungsraum bzw. Veranstaltungsort veranlassen.

Eine qualitative Verbesserung erfuhr die Gymnastikgruppe durch die Bereitschaft von Herrn Borchert, Klavierlehrer an der Kreismusikschule Prenzlau, die Übungsstunden in den Trainingsräumen mit dem Akkordeon zu begleiten.

Im Frühjahr 1950 fand in Berlin das Deutschlandtreffen der FDJ statt. Hieran beteiligten sich, wie im Vorjahr beim III. FDJ-Parlament, auch die Mitglieder der Gymnastikgruppe. Gertrud Baum war erneut an einem Lehrgang an der Sportschule Biesenthal für diese Übungen ausgebildet worden und hatte ihr Wissen an die vorgesehenen Teilnehmer in wochenlangen Übungsstunden weitervermittelt. Bedingt durch die in absehbarer Zeit bevorstehende Geburt ihres ersten Kindes musste sie die Leitung vorübergehend an Ilse Parchert abgeben, von dieser wurde diese Aufgabe auch problemlos erfüllt. Die Gruppe kam dann bei den gymnastischen Massenübungen im „Walter- Ulbricht-Stadion“ (später

umbenannt in „Stadion der Weltjugend“) zum Einsatz. Diese Initiativen, insbesondere auf dem Gebiet der Jugendarbeit, verbunden mit den für damalige Verhältnisse guten Leistungen, wurden vom Landessportausschuss mit Aufmerksamkeit verfolgt. Wir wurden zum Leichtathletik-Schwerpunkt ernannt und erhielten bevorzugt Unterstützung, insbesondere bei der Zuweisung von Sportgeräten, wie Speeren, Disken, Kugeln und Hämmern; zu einem späteren Zeitpunkt auch Hürden und Stabhochsprungstangen. Ein weiterer Vorteil unseres guten Rufes waren die Zusagen von prominenten Sportvereinen wie Dynamo Potsdam und SG Energie Halle, welche internationale Spitzensportler, z.B. Fritz Lacina und Walter Meier, in ihren Reihen hatten.

Um insbesondere den Leistungsträgern einen materiellen Anreiz zu bieten, wurden für die Sieger in jeder Disziplin Preise gestiftet und diese mindestens eine Stunde vor Beginn der Wettkämpfe öffentlich sichtbar auf dem Sportplatz ausgestellt. Es wurde außerdem genau angegeben, für welche Disziplin welcher Preis bestimmt war.

Die Beschaffung der teilweise recht wertvollen Preise, besonders für die Staffeltwettbewerbe, gestiftet von Geschäftsleuten, Organisationen, Betrieben und den kommunalen Verwaltungen, wurde von uns Sportlern vorgenommen, man kann auch sagen in manchen Fällen erbettelt. Neben Sachspenden gab es auch Geldspenden, großzügig zeigte sich der Landrat, aber auch die Bankinstitute förderten auf diese Art die Sportbewegung. Als besonders gebefreudig erwies sich der Zeitungs- und Tabakhändler Otto Görgens. Natürlich waren die Namen der Spender an dem Preis auf einem Hinweisschild vermerkt.

Als Besonderheit hatten wir in unsere Ausschreibungen als Staffeltwettbewerbe die schon seit längeren nicht mehr bekannte Schwedenstaffel (400/300/200/100m) und die olympische Staffel (800/200/200/400m) aufgenommen, die wegen der zu erwartenden wertvollen Preise stark besetzt waren.

Neben diesen Preisen erhielten die drei Erstplatzierten Urkunden, die, wie heute bei Großveranstaltungen üblich, nach Ablauf der Disziplin den Betreffenden auf einem Podest im Rahmen der Siegerehrung überreicht wurden. Der damit verbundene Schreibaufwand, wurde, wie alle sonstigen Aufgaben, z.B. Kampfrichtertätigkeit, Einlasskontrolle in das Stadion, Sanitätsbereitschaft etc., ehrenamtlich bewältigt.



Bild 4a - Männermannschaft der Leichtathleten 1950
 Von links: Georg Bretke, Erich Lietzow, Kurt Jackwitz, Fritz Kraemer, Heiner Krenzlin*,
 Hartmut Szostak*, Heinz Baum, Heinz Paul, Herbert Moritz, Willi Bromberger
 *vorrangig Ruderer



Bild 4b - Leichtathletinnen und Mitglieder der Gymnastikgruppe 1950
 Obere Reihe (von links) Christa Stegemann, Ilse Parchert, Gertrud Baum, Lotte Wentthin
 Rosemarie Schierbaum, Erika Brandenburg, Ruth Ferken, Ursula Zühlke (?)
 Untere Reihe (von links) Hiltraud Turzinski, (?), (?), Lieselotte Zeise.

Brandenburgische- und DDR-Meisterschaften 1950

Im Frühjahr 1950 bekamen wir in der Männermannschaft eine wesentliche Verstärkung durch den von Horst Vieweg angeworbenen Fritz Kraemer aus Zerrenthin, der ebenfalls mangels örtlicher Möglichkeiten Mitglied unserer Sportgemeinschaft wurde. Als guter Mittelstreckler wurde er in die 4 x 400-m Staffel einbezogen. Somit waren in dieser Staffel alles Läufer, die in der Lage waren, die 400-m Strecke unter 54 Sekunden, Willi Bromberger sogar unter 52 Sekunden, zu laufen.

Am 11. Juni 1950 fanden die Kreismeisterschaften in Prenzlau statt. Die hier erreichten Ergebnisse waren bei Einhaltung des jeweiligen Limits Grundlage für die Teilnahme an den Landes- und DDR-Meisterschaften.

Bei den Brandenburgischen Meisterschaften, die im Juni in Cottbus stattfanden, wurde Willi Bromberger Brandenburgischer Meister über 400m in der Zeit von 51,4 Sekunden, die Staffel errang den gleichen Titel in der Zeit von 3.35,0 Minuten. Karl Heise wurde Brandenburgischer Meister im Hammerwerfen. Als Titelträger, sowie bei den Läufen unter Einhaltung des Zeitlimits und der Weite beim Hammerwerfen, waren wir für die Teilnahme an den DDR-Meisterschaften qualifiziert.

Diese wurden am 22./23. Juli 1950 in Halberstadt durchgeführt. Die Unterkunft erfolgte in Privatquartieren, drei Staffelmitglieder und Heinz Baum wohnten in einem Zimmer in der Innenstadt, Willi Bromberger war bereits bei seinem neuen Verein, dem „SV Dynamo Potsdam“, dem er seit kurzem angehörte, einquartiert. Aufgrund der Voranmeldungen war er aber noch bzw. nur für uns startberechtigt.

Der Ablauf der Wettkämpfe und die Verpflegungsorganisation waren, wie bei vorhergegangenen zentralen Wettkämpfen, vorbildlich. Hinzu kam, dass Heinz Baum als Betreuer mitkommen konnte, damit brauchten wir uns um persönliche Detailregelungen nicht zu kümmern.

Im Endlauf der 4 x 400-m Staffel, traditionsgemäß die letzte Disziplin leichtathletischer Großveranstaltungen, errangen wir die Bronzemedaille, hinter den „Hochburgen“ Leipzig und Halle – diese waren mit den DDR-Meistern in den Kurz- und Mittelstrecken aus den Vorjahren bzw. aus diesem Jahr stark besetzt -, in der für damals guten Zeit von 3.34,6 Minuten. (Leipzig gewann in 3.24,0 Minuten, Halle lief 3.28,0 Minuten). Platz 4 belegte die seinerzeit mitgliederstarke „BSG Wismut

Aue“. Auf dem Siegespodest stehend, erhielten wir die Urkunde für den 3. Platz und jeder eine bronzene Medaille in einem Etui überreicht - diese Form der Überreichung war auch international (Olympische Spiele, Weltmeisterschaften) noch bis Anfang der 60er Jahre üblich - mit entsprechenden Glückwünschen prominenter Vertreter des DDR-Leichtathletikverbandes und der politischen Sportprominenz. Mit der vorgenannten Zeit lagen wir in der DDR - Bestenliste im Jahr 1950 auf Rang 4.

Karl Heise errang einen hervorragenden 2. Platz (Silbermedaillengewinner) im Hammerwerfen mit einer Weite von 40,83 Metern und wurde



Bild 5 - 1. Leichtathletik - Meisterschaften der DDR am 22. und 23. Juli 1950 in Halberstadt
4 x 400 m – Staffel

1. Konsum Leipzig

Bohla Töpelt
Scholz Bäslock

2. BSG KWU Halle

Donath Mergner
Tharruhn Voß

3. SG Einheit Prenzlau

Moritz Kraemer
Lietzow Bromberger
(mit den Startnummern
30 bis 31)



Bronzemedaille

mit dieser Platzierung DDR-Vizemeister. Der DDR-Rekord lag zu diesem Zeitpunkt bei 44,82 Meter. Willi Bromberger nahm auch an dem 400m Einzellauf teil und erzielte einen guten 4. Platz. Als Anerkennung für diese nicht erwarteten Erfolge erhielten wir vom Kreissportausschuss Prenzlau jeder einen Trainingsanzug.

Die weitere Entwicklung der Leichtathletik/Gymnastik

Das Jahr 1950 hielt aber noch weitere Wettkämpfe für die Athleten bereit. Hierzu gehörte der Kreisvergleichskampf Prenzlau – Ostprignitz am 5./6. August in Prenzlau und ein am 19./20. August im großen Stil durchgeführter Kreisvergleichskampf in Kyritz mit den Sparten Boxen, Handball Männer und Frauen, Fußball Männer und Jugend, Tischtennis, Schwimmen und Leichtathletik.

In diesem Jahr wurde in Prenzlau, analog dem Vorjahr, nochmals ein Straßenstaffellauf mit annähernd gleicher Beteiligung durchgeführt. Auch in diesem Jahr erreichten wir, die Männer- und die Frauenstaffel, die ersten Plätze, obwohl die männliche Sportgruppe der kasernierten Volkspolizei, wahrscheinlich aus Prestige Gründen, ein stärkeres Aufgebot stellte und, soweit erinnerlich, den 2. Platz belegte.

Im Jahr 1950 beteiligten wir uns auch an den Zehnkampf-Mannschaftsmeisterschaften der DDR. Die Konkurrenz war aber zu diesem Zeitpunkt schon sehr groß, insbesondere die großen traditionsreichen Städte hatten aufgrund der Vielzahl der Sportler die größere Auswahl an leistungsfähigen Leichtathleten in den Zehnkampfdisziplinen. Im letzten Drittel aller in der Jahresstatistik ausgewiesenen Teilnehmer, war dies für uns dennoch ein Achtungserfolg. Bei unserer Suche nach Talenten, bei denen wir uns auch bei ersichtlichen Begabungen Absagen einhandelten, wurde ich auf den noch Jugendlichen Hans Reimers aufmerksam. Als Fußballspieler der SG Lok Prenzlau fiel mir sein flüssiger Laufstil auf. Nach einiger Überzeugungsarbeit wechselte er zu unserer SG und spezialisierte sich in der Folgezeit auf den Hürdenlauf. Über die 80-m Hürden (vorgegebene Strecke für Jugendliche) konnte er nach relativ kurzer Zeit bereits in die Spitze der jugendlichen DDR-Hürdenläufer vordringen.

Auch Siegfried, „Stocha“, Überschär, ein sowohl in läuferischen als



Bild 6 - Hans Reimers mit Anatoly Mikhailow (Sowjetunion) - Bronzemedailengewinner über 110 m Hürden bei den Olympischen Spielen 1964 in Tokio.

auch in technischen Disziplinen talentierter Jugendlicher (Fünf-/Zehnkampftalent), und Gerhard Ciesla auf den kurzen Laufstrecken sowie „Pongo“ Märker als Speerwurf Nachwuchs verbesserten ständig ihre Leistungen und erreichten bei Wettkämpfen meistens vordere Plätze. Ähnlich erfolgreich war auch unsere weibliche Jugend, wie nachfolgend noch erwähnt.

Aufgrund der guten Leistungen der Prenzlauer Leichtathleten und der umfassenden Jugendarbeit erfolgte an mich eine Einladung zur Teilnahme an einem dreiwöchigen Lehrgang für Übungsleiter im Oktober/November

1950 an der DS-Sportschule in Greiz. Leiter des Lehrgangs war Ernst Schmidt, ehemals Deutscher Zehnkampfmeister und später ein hervorragender, international anerkannter Trainer in den Wurfdisziplinen sowie der ehemalige Weltrekordhalter im Kugelstoßen, Emil Hirschfeld, Bronzemedailengewinner bei den Olympischen Spielen 1928 und vierter Platz 1932, und der mir bereits bekannte Fritz Koch. Neben dem anstrengenden Training und den dazu gehörenden theoretischen Unterweisungen wurden abends noch spezielle sportmedizinische und gesundheitsfördernde Vorträge von Sportärzten und wissenschaftlichen Dozenten dargeboten. Die erworbenen Kenntnisse wurden in der Folgezeit, insbesondere an die jugendlichen Leichtathleten, erfolgreich weiter vermittelt.

Wie im Vorjahr fand auch 1950 unsere Jahresabschlussfeier im Bootshaus statt, diesmal mit einem Essen und musikalischer Umrahmung, die finanziellen Mittel hatten die Trägerbetriebe bereitgestellt. Hierzu hatten wir Landrat Schenk nebst Gattin, sie wohnten in der Nähe des Bootshauses, eingeladen mit dem hintergründigen Gedanken, einen einflussreichen Befürworter für unsere Sparte zu gewinnen, was sich in der Folge auch

bestätigte. Das Jahr 1950 hatte aber auch den Weggang von Sportfreunden zur Folge, die zu den Stützen des Leistungssports zählten. Willi Bromberger wurde, wie bereits erwähnt, im Sommer dieses Jahres vom SV Dynamo Potsdam abgeworben, behielt aber noch die Startberechtigung für uns bis zum Ende des Jahres. Herbert Moritz ging zur Arbeiter- und Bauernfakultät (ABF) nach Potsdam, konnte aber noch weiterhin für unsere SG starten. Sie fehlten uns aber beim Training in ihrer sportlichen Vorbildwirkung.

Horst Vieweg war von Zerrenthin nach Strausberg bei Berlin gezogen, startete aber in den folgenden Jahren weiterhin für unsere SG.

Georg Labeau führte seine berufliche Ausbildung nach Dresden, vordem hatte er für uns in einigen Wettkämpfen seine Klasse im Kurzstreckenlauf demonstrieren können. Sein Studium an der Hochschule bewirkte den Wechsel zur dortigen Hochschulsportgemeinschaft (HSG). Bedingt durch die durch erfahrene Trainer und zeitlich umfangreichere Übungsmöglichkeiten gegebenen Voraussetzungen wurde er 1951 und 1952 sächsischer Landesmeister über jeweils 100 m und 200 m, sowie gleicher Titelträger mit der 4 x 100-m Staffel der HSG Dresden. Im Jahr 1953 errang er bei den DDR-Studentenmeisterschaften einen 4. Platz in der für damalige Verhältnisse guten Zeit von 10,9 Sekunden über 100 m. Vergleichskämpfe der HSG Dresden mit anderen Hochschulsportgemeinschaften führten ihn während seiner Studienzeit in die damalige BRD, u.a. nach Lübeck, Erlangen und Darmstadt sowie nach Polen und in die Tschechoslowakei.

Fritz Kramer zog sich vom Leistungssport zurück, er übersiedelte bald darauf in die Bundesrepublik.

Im März 1951 fanden die obligatorischen Kreiswaldlaufmeisterschaften statt, an denen sich wieder Sportler aus allen Prenzlauer Sportgemeinschaften und inzwischen auch aus den umliegenden Gemeinden beteiligten.

Vom Deutschen Sportbund war inzwischen auch ein Sportabzeichen in den Stufen I, II und III ausgegeben worden. Die sportlichen Anforderungen zwischen den einzelnen Stufen waren stark gestaffelt. Während das Sportabzeichen 1951 noch die Inschrift „Bereit zur Arbeit und zur Verteidigung des Friedens“ trug, war diese im Jahre 1968 geändert in „Bereit zur Arbeit und zur Verteidigung der Heimat“. Auch die Form war anders gestaltet und die Abzeichen wurden in den Farben Bronze, Silber

und Gold geprägt. Zu diesem Zeitpunkt hatten wir in der weiblichen Jugend A gute Kurzstreckenläuferinnen. Aufgrund der vorgegebenen Einhaltung der Limitvorgaben nahm die 4 x 100-m Staffel in der Besetzung

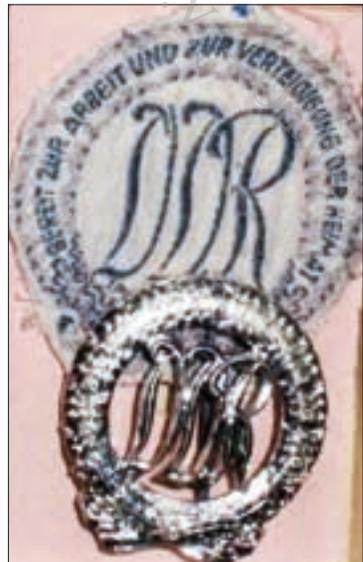


Bild 7 - DDR Sportabzeichen Stufe III und Urkunde aus dem Jahre 1951, sowie Urkunde und Sportabzeichen aus dem Jahre 1968.

Ilse Parchert, Ruth Ferken, Hilla Turcinsky und Uschi Zeise an den im Mai 1951 in Falkensee stattfindenden Landesmeisterschaften der Jugend A teil und erreichte gegen starke Konkurrenz, die insbesondere aus den größeren Städten kam, einen sehr guten 2. Platz.

Am 17.6.1951 wurden die Kreismeisterschaften in Prenzlau mit dem üblichen personellen Schiedsrichteraufwand durchgeführt. Lilo Zeise konnte das für die Delegation zur Landesmeisterschaft in Potsdam vorgegebene Zeitlimit für die 100 m einhalten. In dieser Disziplin nahm sie an den vorgenannten Meisterschaften teil, errang einen hervorragenden 3. Platz und wurde damit Gewinnerin der Bronzemedaille.

Weitere Teilnehmer an der Landesmeisterschaft waren u. a. noch Karl Heise, der Landesmeister im Hammerwerfen wurde und ich, der über 400 m Hürden - darauf hatte ich mich, nachdem uns diese Geräte zur Verfügung standen, spezialisiert - den Endlauf erreichte mit einer Zeit um 60 Sekunden.

Aufgrund ihrer stetigen, schon vorab gezeigten guten Leistungen erfolgte die Berufung von Lilo Zeise zur Teilnahme am Länderkampf Brandenburg/Rheinland-Hessen, der in Wöllstein, einem kleinen Ort bei Mainz, im Juli 1951 ausgetragen wurde. Ursprünglich sollte der Wettkampf in Worms stattfinden. Aus nicht bekannten Gründen, vermutlich politischen oder auch finanziellen, wurde die Zusage von den Verantwortlichen zurückgezogen. Der Rückkampf mit Teilnahme von Lilo Zeise fand im August 1952 in Potsdam statt.

Sportveranstaltungen mit Teilnahme unser Athletinnen und Athleten fanden in diesem Jahr noch am 26. August in Pasewalk und am 23. September in Prenzlau statt, letztere unter Teilnahme der BSG KWU Halle mit einer größeren Anzahl von Spitzensportler.

Für die Zeit vom 4. – 23.9.1951 erhielt Ilse Parchert eine Einladung zu einem Übungslehrgang für Frauengymnastik an die Sportschule Greiz; verbunden mit der Berechtigung zur Abnahme des Sportleistungsabzeichens.

Das Winterhalbjahr 1951/52 war wieder mit Training in der Turnhalle (in der Woche) und mit Konditionstraining (an den Sonntagen) ausgefüllt. Die Sparte bestand immer noch, ohne Gymnastikgruppe und die Alt-Herrenmannschaft, aus annähernd 100 Mitgliedern, insbesondere Jugendliche, von denen ca. 60 ständig aktiv waren, beim Hallentraining

waren es ca. 40 Aktive. Insbesondere das Training in der Turnhalle setzte bei allen Teilnehmern ein diszipliniertes Verhalten voraus; es gab jedoch in dieser Hinsicht keine Probleme.

Die Kreiswaldlaufmeisterschaft im Prenzlauer Stadtpark wurde traditionsgemäß im März 1952 unter unserer organisatorischen Leitung durchgeführt.

Am 1. Mai 1952 verließ ich aus beruflichen Gründen Prenzlau, blieb aber zunächst noch Mitglied der SG Einheit.

Der Stamm, der im Wesentlichen aus den älteren Sportlern bestand, hatte aus ähnlichen Gründen den Wohnsitz verlegt bzw. den aktiven Sport aufgegeben. Inzwischen war eine Reihe von jüngeren Sportlern nachgerückt, so dass auch einige Funktionen von diesen besetzt wurden.

Die Leitung der Sparte lag weiterhin in der Verantwortung von Heinz Baum, der auch den Übungsbetrieb übernahm, wesentlich unterstützt von Lilo Zeise und einigen Nachwuchssportlern, von denen insbesondere Gerhard Ciesla zu erwähnen ist.

Auch die Gymnastikgruppe war, wie schon in den vergangenen Jahren,



Bild 8 - Mitglieder der Gymnastikgruppe anlässlich der Jahrsabschlussfeier 1951 im „Schützenhaus“ (vorn rechts: Gertrud Baum).

unter der Leitung von Gertrud Baum aktiv geblieben. Außer der damit verbundenen eigenen sportlichen Betätigung und gesellschaftlichen Zusammengehörigkeit waren die anerkannten öffentlichen Darbietungen in Prenzlau und an anderen Orten eine für die Teilnehmer sinnvolle Freizeitgestaltung.

Das gute Ansehen der Sparte Leichtathletik in Prenzlau beim Landessportausschuss führte zur Übertragung der Landesmeisterschaften 1952, die Anfang Juli in Prenzlau stattfanden. An seiner alten Wirkungsstätte konnte Willi Bromberger mit der Erringung des Titels eines Brandenburgischen Meisters über 400 m erfolgreich sein.

Horst Vieweg erkämpfte sich im Diskuswerfen einen 2. Platz. Bei den DDR-Meisterschaften im gleichen Jahr konnte er seine Vielseitigkeit in der Leichtathletik unter Beweis stellen und errang im Zehnkampf einen ausgezeichneten 6. Platz. Diese Ergebnisse sind umso beachtenswerter, als sie weiterhin autodidaktisch, wenngleich unter den verbesserten Trainingsbedingungen in Strausberg, erzielt wurden.

Am 19./20. Juli 1952 fand in Finsterwalde die Ermittlung der brandenburgischen Landesbesten der Sportvereinigung Einheit („Meisterschaften“ waren für diese Austragungen nicht zulässig) statt. Über 110-m Hürden konnte ich Landesbester werden; desgleichen mit der 4 x 100-m Staffel, allerdings waren meine zeitlichen Leistungen und auch die der Staffeldisziplin eher mäßig.

Im Jahre 1952 nahmen unsere Sportler, vorwiegend Jugendliche, u.a. an verschiedenen Leichtathletikveranstaltungen teil. Es waren dies ein Sportfest in Brandenburg an der Havel, ein Sportfest der BSG Einheit Berlin-Alexander, ein DDR-offenes Sportfest in Mittweida und die Sportplatzeinweihung in Königs-Wusterhausen sowie einige weitere, die von geringerer Bedeutung waren. Die Organisation und Leitung während dieser Fahrten bzw. Veranstaltungen lag vorwiegend in den Händen von Heinz Baum, mit wesentlicher Unterstützung von Gertrud Baum und einigen weiteren Sportenthusiasten. Im Zusammenhang mit der im Jahre 1952 durchgeführten Verwaltungsreform und der damit verbundenen Auflösung der Länder und Bildung der Bezirke wurde der Kreissportausschuss, analog auch der Landessportausschuss, in der bestehenden Form aufgelöst und vom Rat des Kreises von der neu gebildeten Abteilung Körperkultur und Sport übernommen.

Im folgenden Winterhalbjahr 1952/53 wurde wieder das obligatorische Hallen- bzw. Konditionstraining unter der Leitung von Heinz Baum mit Unterstützung von Gerhard Ciesla, der vor allem für die 14 – 16jährigen Jugendlichen den Übungsbetrieb übernahm, durchgeführt.

Erstmals erfolgte von den Aktiven die Teilnahme an einem Hallensportfest im Februar 1953 in Güstrow. In diesem Jahr hatte sich auch Horst Vieweg sportlich weiter entwickelt. Bei den DDR -Meisterschaften 1953 konnte er im Diskuswerfen einen hervorragenden 3. Platz (Bronzemedaille) mit der Weite von 39,48 m erringen. Sein bestes Ergebnis in dieser Disziplin wurde von ihm mit der damals respektablen Weite von 41,06 m erzielt. Der DDR-Rekord betrug in diesem Jahr 45,14 m.

Zu diesem Zeitpunkt trat Gertrud Baum aus familiären Gründen als Leiterin der Gymnastikgruppe zurück. Trotz anfänglicher Bemühungen den Gruppenerhalt mit den verbliebenen Sportlerinnen zu sichern löste sich die Gruppe wegen der fehlenden Anleitung und aus familiären Gründen einiger Angehöriger, auf. Ein Teil der Mitglieder wechselte zu der angesehenen Prenzlauer Volkstanzgruppe, die von Frau Moser geleitet wurde. Einige ehemalige Gymnastikmitglieder nahmen aber weiterhin am Konditionstraining der Leichtathleten teil.

Aufgrund von Wohnortwechseln, der beruflichen Weiterbildung und den erhöhten Anforderungen in mehr oder weniger verantwortungsvollen Arbeitsgebieten gingen zwangsläufig die sportlich aktiven Tätigkeiten und auch das funktionelle Wirken, insbesondere der „Gründungsmitglieder“, weiter zurück. Letztlich waren es vor allem Heinz und Gertrud Baum in der Leichtathletik, die mit großer Unterstützung von Lilo Zeise, Gerhard Ciesla, Christa Stegemann u. a. den Sportbetrieb in den vorgenannten Sparten bis 1955 aufrechterhielten. Herbert Moritz trainierte in den nächsten Jahren weiterhin ausdauernd und erreichte, wie aus der DDR-Bestenliste hervorgeht, im Jahre 1953 gute Zeiten über 400 m in 51,2 Sekunden und über 800 m in 1.57,0 Minuten.

Die Jahre 1954/55 waren noch geprägt vom Training in der Turnhalle und im Uckerstadion und Wettkämpfen wie andernorts ausgeschriebene Waldlaufmeisterschaften sowie Sportfesten u. a. in Nordhausen und Jena. Der Spätsommer des Jahres 1955 wurde nochmals zu einem sportlichen Höhepunkt für Prenzlau. Es war Heinz Baum nach zähen Verhandlungen mit dem zuständigen Sportausschuss und den politischen Organen und

Organisationen gelungen, am 2.10.1955 ein „Nationales Sportfest“ in Prenzlau (Uckerstadion) zu veranstalten. An den Wettkämpfen nahmen 470 Leichtathleten teil, darunter 50 Teilnehmer aus der BRD, u.a. aus Kiel, Hamburg und Braunschweig sowie 20 Teilnehmer vom Westberliner Sportverein Rehberge. 5000 Zuschauer verfolgten die abwechslungsreichen und durch versierte Kampfrichter reibungslos ablaufenden Wettkämpfe. Aufgrund der Teilnahme leistungsstarker Sportvereine wie Dynamo Berlin, SC Empor Rostock, ZSK Vorwärts Berlin, HSG Greifswald, u. a. waren Spitzensportler (DDR-Meister und Rekordhalter) am Start, die mit ausgezeichneten Leistungen aufwarteten, wie die publizierten Ergebnislisten heute noch nachweisen. Vom Sportfreund Hille (SC Einheit Berlin) wurde als herausragendstes Ergebnis ein neuer Gehörlosen-Weltrekord über 110m Hürden in 15,8 Sekunden aufgestellt. Unter den Gästen befand sich auch der in Fachkreisen bekannte Ausnahmeathlet der 30er Jahre im Langstreckenlauf, Max Syring (Olympiateilnehmer 1932 und 1936), der in den 50er Jahren ebenfalls ein erfolgreicher Trainer der DDR-Langstreckenläufer war.

Nach diesem sportlichen Großereignis ging der geordnete leichtathletische Übungsbetrieb in Prenzlau in den nächsten Jahren seinem Ende entgegen. Einige Sportler trainierten noch individuell und nahmen in den folgenden Jahren an leichtathletischen Veranstaltungen an anderen Orten teil. Herausragende Leistungen als Angehörige der SG Einheit Prenzlau sind in den folgenden Jahren nicht zu verzeichnen.

Die Fußballer, Boxer und Wassersportler, in späteren Jahren auch die Tischtennispieler, dominierten nun das sportliche Geschehen in Prenzlau. In der Leichtathletik wurden in den folgenden Jahren durch Einzelleistungen in den Mittel- und Langstrecken sehr gute Ergebnisse erzielt, in den 90er Jahren gewannen der Triathlon und ähnliche Sportarten an Bedeutung (s. hierzu Gehrman, Heimatkalender Prenzlau von 2001, S.131).

Das 1. nationale Leichtathletikpostfest in Prenzlau – ein großer Erfolg!

Prenzlau. Am 1. nationalen Leichtathletikpostfest in Prenzlau nahmen 100 Leichtathleten aus der DDR, 26 Leichtathleten aus der Bundesrepublik sowie 26 Leichtathleten vom Westberliner Sportverein Kolberger teil. Es wurde so zum größten Leichtathletikpostfest in Prenzlau nach 1911. Rund 3000 Zuschauer wohnten den Kämpfen bei, die besonders erfreut waren, einen großen Teil der Spitzenklasse der DDR am Start zu sehen. Unter den Gästen befand sich Deutschlands bekanntester Langstreckenläufer Max Spring, der nach 11jähriger aktiver Laufbahn 18 mal deutscher Meister wurde und Olympiateilnehmer von 1921 und 1928 war.

Die Sportler aus ganz Deutschland waren beeindruckt von der guten Organisation des Sportfestes und den zahlreichen Zuschauern aus Prenzlau. Die Siegererhebung fand im Anschluss an jeden durchgeführten Wettbewerb statt. Den Siegern wurden Ehrenpreise und Blumen überreicht, die von den Prenzlauer Betrieben, Organisationen und Geschäftleuten gestiftet waren.

Besonders die westdeutschen und Westberliner Sportfreunde, die zu einem großen Teil zum ersten Mal in der DDR waren, verkehrten, daß ihnen nicht nur dieses Sportfest, sondern auch die Unterbringung und Betreuung sehr gut gefallen hat; und sie besahen den Wunsch zum Ausdruck, daß im kommenden Jahr die sportlichen Verbindungen weiter ausgebaut werden sollen.

Die westdeutschen Sportfreunde waren jetzt zum Schluß der Wettkämpfe allen Schwierigkeiten zum Trotz ganz gewonnen. Hier verdienen besonders die Hamburger Sportfreunde ein Lob, die erst am Sonntag um 3 Uhr in Prenzlau eintrafen, um am Montag früh wieder

in Hamburg auf ihrer Arbeitsstelle zu sein.

An dieser Stelle möchten wir allen Sportfreunden und Kampfrichtern den Dank aussprechen, die für gute Organisation und das reibungslose Ablauf des Sportfestes beigetragen haben. Weiterhin danken wir den Betrieben und Institutionen, sowie all denen, die durch Stiftung von Ehrenpreisen und Blumen zum Gelingen des Sportfestes beigetragen haben.

Und nun noch einige Ergebnisse. Obgleich unser zweifacher DDR-Meister in 100- und 200-m-Lauf, Harald Schulte, vom ZSK Vorwärts Berlin im Zwischenlauf mit beachtlichen 28,8 Sek. im 100-m-Lauf auf die beste Zeit verriet, mußte er im Endlauf den in gleicher Zeit von 28,8 Sek. einlaufenden Günter Haastain den Sieg überlassen. Günter Haastain ist zweifacher DDR-Meister im 100-m-Lauf.

Einem Kampf auf Siegen oder Brechen gab es ebenfalls im 200-m-Endlauf. Hier war der Einlauf fast der gleiche wie bei der DDR-Meister-

schaft. 1. Harst Schulte 22,2, 2. Hinke (BSG Greifswald) 22,1, 3. Haastain (Dynamo Berlin) 22,0, 4. Pöts Loris (Dynamo Berlin) 21,9. Den 400-m-Endlauf gewann Heif Dackmann (ZSK Vorwärts Berlin) in 49,4.

Der spannendste Lauf war der 800-m-A-Lauf, wo Hans Pufffäcken aus Hamburg lange Zeit führte und erst in der Zielgeraden von Martin (ZSK Vorwärts Berlin) in 1:32,8 abgelassen wurde. Den 1500-m-Lauf gewann Siegried Wallentzien in 3:55,2. Den schnellsten Lauf gab es in 3000-m-A-Lauf der Männer, wo fast alle Läufer persönliche Bestzeiten erzielen konnten. Hier sorgte lange Zeit Herbert Reile vom Sport-Club Lok Leipzig für ein sehr interessantes Rennen, das aber dann doch seinen Kameraden, dem DDR-Meister im 1000-m-Lauf, Klaus Perwaßnik, in 8:28,8 den Sieg überlassen mußte.

Im 8-Lauf über 118 m Hürden konnte der Sportfreund Hille von SC Einheit Berlin in 1:12,5 einen neuen Gebietsrekord aufstellen. Den A-Lauf gewann Georg Flank vom ZSK Vorwärts Berlin in 13,4.

Einen harten Brust-an-Brust-Kampf gab es ebenfalls in der 4000-9-Stufen der Männer, die schließlich die BSG Greifswald in 43,1 ganz knapp vor dem ZSK Vorwärts Berlin (43,3) für sich entscheiden konnte. Im Schachspiel der Frauen mußte unsere DDR-Meisterin Ina Lempold vom SC Empor Rostock mit 1,43 ihrer Gewandchaftsmeisterin Gerall ebenfalls 1,43 den Sieg überlassen.

H. Baum



Bild 9 - Bericht in der Heimatzeitung „Freie Erde“ und Einmarsch der Kampfrichter und aktiven Teilnehmer.

Ausklang

Willi Bromberger konnte aufgrund seiner außergewöhnlichen Begabung und der trainingsgünstigen Voraussetzungen, erst bei der SV Dynamo Potsdam und später bei der SV Dynamo Berlin, in den folgenden Jahren große internationale Erfolge mit Weltrekordzeiten, (Studentenweltmeister 1954, mehrfacher DDR-Meister 1953 bis 1956), auf seiner Spezialstrecke, den 400 m, erringen. Er war 1954 DDR-Rekordhalter über 400 m in 47,7 Sekunden. Im Jahre 1955 wurde ihm der in der DDR ausgegebene Titel „Meister des Sports“ verliehen. Er nahm an fünf Länderkämpfen teil. Als Teilnehmer für die Ausscheidungswettkämpfe (BRD/DDR) zu den Olympischen Spielen 1956 in Melbourne berufen, konnte er aber aufgrund einer Erkrankung hieran nicht teilnehmen.

Hans Reimers ging zum ASK Berlin, wechselte später zum SC Einheit Berlin und hatte dort ebenfalls beste sportliche Trainingsmöglichkeiten. In den Jahren 1956, 1958 und 1960 wurde er DDR-Meister über 110-



Bild 10 - Titelbild aus der Sportzeitung „Der Leichtathlet“ vom 11. Januar 1955 zeigt Willi Bromberger (DDR-Rekord in 47,7 sek. am 23.07.1954).

m Hürden – dazwischen und 1961 dreimal DDR-Vizemeister - im Jahre 1960 DDR-Rekordhalter in der international guten Zeit von 14,4 Sekunden. Gemäß den noch geltenden Vorschriften des IOC über die Durchführung von „innerdeutschen“ Ausscheidungswettkämpfen zu den Olympischen Spielen 1960 erreichte er nur Platz 5 und wurde mit dieser Platzierung nicht berücksichtigt. Er nahm an 16 Länderkämpfen teil. Mit dem Aufbau der Kinder- und Jugendsportschule in Neubrandenburg in den Jahren 1963-65 beauftragt, wurde er anschließend für ca. 8 Jahre der Direktor dieser Schule.

Georg Labeau hatte sich außer mit seinen sportlichen Erfolgen bei

der HSG Dresden auch um den Aufbau der Sportgemeinschaft an der vorgenannten Hochschule (Sparten Leichtathletik, Handball, Fechten, Turnen, Rudern und Tennis) verdient gemacht, deren Leiter er bis zur Beendigung seines Studiums 1956 war.

Außergewöhnlich hohe Leistungssteigerungen erreichte Horst Vieweg mit zunehmendem Alter im Seniorensport in seinen Spezialdisziplinen Diskus, Hammer, Kugel sowie dem Werfer-Fünfkampf und im Rasenkraftsport. Sein Talent und das ständige Training führten zu jahrzehntelangen Erfolgen.

Seine herausragendsten Ergebnisse waren u. a.:

- Deutscher Meister im Rasenkraftsport in den Jahren 1970 und 1971
- 2. Platz bei den Weltmeisterschaften 1993 in Japan (Vizeweltmeister).
- Europameister im Werfer-Fünfkampf und im Hammerwerfen und 3. Platz im Diskuswerfen bei den Europameisterschaften 1994 in Athen
- Teilnehmer an den Europa-Seniorenmeisterschaften 1990 in Budapest / Ungarn
- Teilnehmer an den Weltmeisterschaften der Senioren 1995 in Buffalo / USA und 1999 in Gadeshead / Großbritannien.

Im Jahre 2007 wurde von ihm, 80-jährig(!), in seiner Altersklasse der Europarekord im Hammerwerfen (3 kg-Hammer) mit einer Weite von 42,91 m verbessert. Außerdem erzielte er im selben Jahr sowohl im Diskuswerfen mit 34,64 m als auch im Werfer-Fünfkampf (Hammer, Diskus, Kugel, Speer, Gewichtwerfen) mit 2381 Punkten jeweils eine deutsche Jahresbestleistung.

Im Jahre 2001, organisiert von Ilse Töffler (Parchert), trafen sich eine größere Anzahl ehemaliger aktiver Mitglieder der Sparte Leichtathletik zum 50-jährigen Jubiläumstreffen in Prenzlau, tauschte Erinnerungen aus und besuchten die alten Trainingsstätten. Diese Treffen wiederholten sich im Abstand von zwei Jahren.

Übereinstimmung gab es in der Erkenntnis, dass die damalige sportlich-kameradschaftliche Zusammengehörigkeit, unabhängig von den sportlichen Erfolgen Einzelner, uns aus der Trostlosigkeit der damaligen

Verhältnisse herausgeholt und einer sinnvollen Freizeitgestaltung zugeführt hatte.

Die Teilnehmer bezeichneten, wie auch aus einem Interviewbericht der Prenzlauer Zeitung vom 03. September 2001 hervorgeht, „diese Zeit als die Schönste ihres Lebens“.

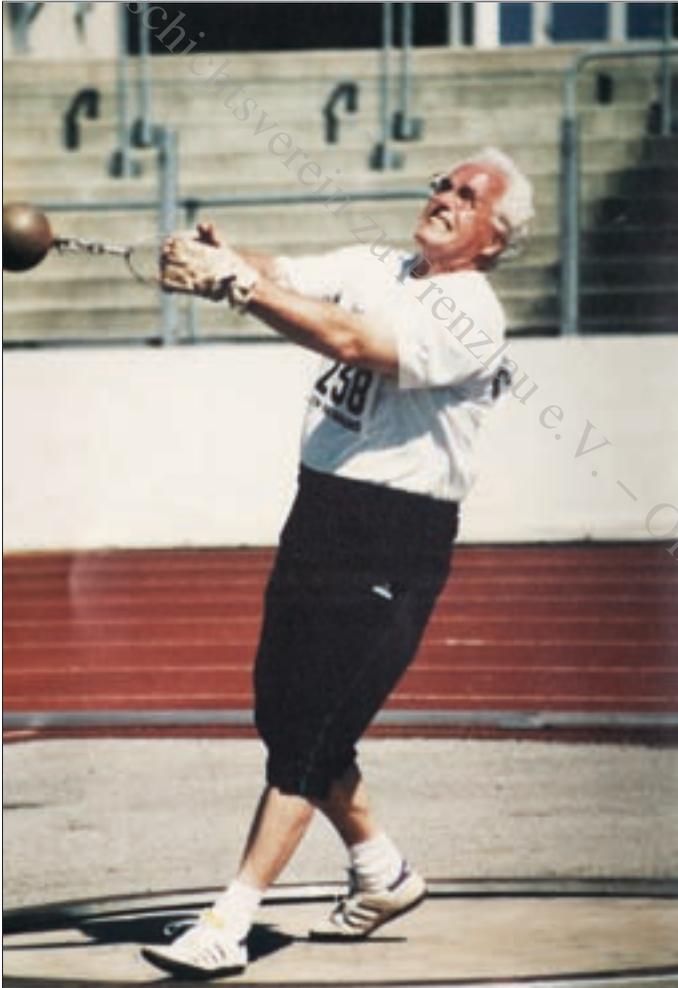


Bild 11 - Horst Vieweg
Senioren-Europameisterschaften 1996 in Malmö/Schw. in der Altersgruppe M 65 (Maße des Geräts: Gewicht 9.080 kg, Länge 0,41 m).

Dr. med. Hans-Joachim Gutschmidt – ein Arzt im geteilten Deutschland

Eine mitunter dornige Biographie

Heinz Schneider, Mahlow



Dr. Gutschmidt hat eine enge Beziehung zur Uckermark. Von 1969 bis 1973 war er Chefarzt am Kreiskrankenhaus Prenzlau. Warum es aber nicht mehr Jahre wurden, zeigt ein Blick in seine wechselvolle Biographie, die zwar ein Einzelbeispiel darstellt, aber gerade jetzt, zwanzig Jahre nach der politischen Wende, die Probleme im geteilten Deutschland verdeutlicht.

Im „Heimatkalender für den Kreis Prenzlau 1972“ hatte Dr. Gutschmidt selbst über die schwierige Situation bei der Errichtung der ersten Dia-

lyseabteilung im damaligen Bezirk Neubrandenburg berichtet, die er im Jahre 1970 unter Leitung des parteilosen Ärztlichen Direktors OMR Dr. Johannes Döring im Kreiskrankenhaus Prenzlau in der Uckermark etablierte. Es gelang ihm damit, zahlreichen Patienten mit akutem oder chronischem Nierenversagen durch eine apparative Blutreinigung das Leben zu erhalten.

35 Jahre später erinnerten Ärzte aus Prenzlau im Heimatkalender 2007 an diese Aufbauleistung und im vergangenen Jahr wurde auch in der Zeitschrift „Mein Mecklenburg“ von Rolf Seiffert seine Arbeit gewürdigt.

Von Neuruppin nach Prenzlau

Hans-Joachim Gutschmidt wurde als erstes Kind des Landwirtes Heinz Gutschmidt und seiner aus einer Glaserfamilie stammenden Ehefrau

Lucie G., geb. Marwäde, am 10. Oktober 1934 in Neuruppin geboren. Hier erlebte er in einem neuerbauten Haus am Rande der Stadt und auf den Ländereien der 44,5 ha-großen väterlichen Wirtschaft eine idyllische Kindheit. Auch der Kriegsbeginn 1939 und die ersten Kriegsjahre schienen die Glückszuversicht der Familie kaum zu gefährden. Doch 1944/1945 endete dieses Wohlbehagen. Dem Zehnjährigen vermittelten die endlosen Flüchtlingstrecks aus dem Osten das Gefühl, dass etwas Unbestimmbares auf Deutschland und damit auch auf die Familie zukam. Fast jede Nacht war Fliegeralarm, denn Neuruppin lag in der Einflugsschneise der anglo-amerikanischen Flugzeuge, die die nur 80 km entfernte Reichshauptstadt Berlin immer häufiger mit einem Bombenteppich belegten.

Im April 1945 bezog der SS-Kommandant von Neuruppin im Hause Gutschmidt Quartier und Bombenangriffe trafen – quasi als Kollateralschaden – auch einige in der Nähe des Bahnhofs Neuruppin gelegene Scheunen und die Maschinenhalle des Bauernhofes.

Nichts Gutes ahnend hatte die praktisch denkende Mutter ihre Kinder, Sohn Hans-Joachim und Tochter Ruth, zu einer Freundin in ein 13 km entferntes Dorf gebracht, so dass sie dort von den Bombenangriffen verschont blieben. Allerdings wurde der zehnjährige Mitschüler Wilfried Krüger bei einer dieser Attacken getroffen und verstarb.

Zwei lange Kolonnen von KZ-Häftlingen aus Sachsenhausen zogen auf ihrem Todesmarsch in Richtung Norden durch die Kreisstadt Neuruppin, stark unterernährt und schlecht gekleidet. Der zehnjährige Hans-Joachim dachte sich: „So darf man Menschen nicht behandeln“. Als die sowjetischen Truppen am 1. Mai das Ostufer des Ruppiner Sees erreicht hatten, beschossen sie den SS-Standort auf dem Gelände des Gutschmidtschen Hofes, trafen aber nur die dahinter liegenden Bombentrichter. Daraufhin, voller Angst, verlangte der SS-Kommandant mit gezogener Pistole vom Großvater die Herausgabe des Treckers, um sich damit mit seinem gesamten Tross dann in westlicher Richtung abzusetzen und sich den US-Truppen zu ergeben.

Als die sowjetischen Truppen danach noch am gleichen Tag kampfflos Neuruppin besetzten, sorgten „Fremdarbeiter“ dafür, dass das Vieh nicht weggetrieben wurde. In dem vorher von der SS besetzten Wohnhaus nisteten sich jetzt als Besatzungsmacht die Russen ein.

Nach dem Kriegsende betrieb Hans-Joachims Mutter mit großer Energie

den Wiederaufbau der zerstörten großen Scheune, so dass das Korn im Herbst sicher im Trocknen war. Kaum aber war der letzte Dachziegel befestigt, wurde am 24. Juli 1946 ein Treuhänder in das Haus gesetzt. Allerdings erfolgte wegen kompletter Inkompetenz bereits 1947 seine Ablösung. Doch hatte er in dieser Zeit der extremen Lebensmittelknappheit sich selbst und seine Gesinnungskumpane ausreichend mit allen landwirtschaftlichen Produkten versorgt. Erst im Mai 1947 wurde dann auf Anweisung der brandenburgischen Provinzialregierung Hans-Joachims Vater wieder als Eigentümer seiner Wirtschaft eingesetzt.

Hans-Joachim war wegen schweren Asthmas auf Empfehlung des Hausarztes zu einem Klimawechsel zu seinen Verwandten nach Blankenburg/Harz geschickt worden, wo sein bedrohlicher Zustand recht schnell Besserung erfuhr. Später blieb diese „Wunderheilung“ nicht ohne Einfluss auf seine Berufswahl. In Blankenburg beendete er die Grundschule und begann die Ausbildung an der Oberschule.

Widerrechtliche Enteignung

Gravierendes aber geschah 220 km nordöstlich im fernen Neuruppin. Durch ein Intrigenspiel örtlicher SED-Funktionäre erfolgte, für Hans-Joachim Gutschmidt völlig überraschend, am 25. 8. 1947 die Enteignung der elterlichen Wirtschaft. Einen knappen Monat später teilte der Kreisrat des Kreises Ruppin seinem Vater Heinz Gutschmidt brieflich mit:

„Die Landeskommission zur Durchführung der Bodenreform in Brandenburg hat in ihrer Sitzung vom 25. August d.J. dem Antrag der Gemeinde- und Kreiskommission auf Enteignung des Grundbesitzes mit allem darauf befindlichen landwirtschaftlichen Vermögen, totem und lebendem Inventar gemäß Art. II Ziff. 2a) und b) der Bodenreformverordnung vom 6.9.1945 zugestimmt und bestätigt. Auf Grund des SMA-Befehls Nr. 6080 vom 23.8.47, wonach sämtliche enteignete Grundbesitzer und aktive Faschisten den Kreis verlassen müssen, werden Sie ersucht, innerhalb 48 Stunden nach Erhalt dieser Mitteilung den hiesigen Kreis mit ihrer Familie zu verlassen und 50 km von Neuruppin entfernt Wohnung zu nehmen. Sollten Sie bei Ihren Verwandten bzw. Bekannten in einem anderen Kreis keine Aufnahme finden, wird Ihnen von hier das Landratsamt Bernau,-

Abt. Umsiedler- zur weiteren Unterbringung angewiesen. Die Mitnahme von Einrichtungsgegenständen für 2 Zimmer und Küche wird Ihnen gestattet.“

Im Auftrage
Gez. Unterschrift
Kreisrat. „

Über die Unrechtmäßigkeit dieser Enteignung wurde nach der Wende prozessiert. Aus dem endgültigen Urteil des Verwaltungsgerichtes Potsdam vom 18.10.2007 geht eindeutig hervor, dass „Anhaltspunkte für eine Unwürdigkeit des Geschädigten Heinz Gutschmidt im Sinne von § 1 Absatz 4 des Ausgleichleistungsgesetzes nach gültiger Rechtslage auch nicht im Ansatz erkennbar“ seien. Damit ist gleichzeitig die Behauptung widerlegt, dass Heinz Gutschmidt ein aktiver Faschist gewesen wäre, so dass der Artikel II, Ziffer 2 a) und b) der Bodenreformverordnung vom 6.9.1945, der als Begründung für die Enteignung des Grundbesitzes diente, hier von vornherein gar nicht anwendbar war.

Innerhalb der vorgesehenen Frist hatte die Familie Gutschmidt Neuruppin verlassen und wohnte kurzzeitig bei nahen Verwandten in Blankenburg. Heinz Gutschmidt und seine Frau arbeiteten als Landarbeiter in Börnecke am Harz, bis sie dann 1948 auf Umwegen wieder nach Neuruppin zurückkehren durften. Sohn Hans-Joachim kehrte im Dezember 1949 nach Neuruppin zu seinen Eltern und Großeltern zurück und bestand sein Abitur an der Neuruppiner Fontane –Oberschule mit Auszeichnung. Auf Grund der hervorragenden Abschlussnote konnte er sich sogar das Studienfach selbst auswählen. Er entschied sich für Humanmedizin an der Humboldt-Universität zu Berlin. Auf Grund seiner schlechten Erfahrungen in der Nachkriegszeit und einer gewissen Ähnlichkeit der FDJ mit der HJ konnte er sich nicht zu einem FDJ-Eintritt entschließen. Wie seine Eltern und Großeltern hatte er aber auch eine Distanz zur Kirche und persönlich eine Abneigung gegen einen autoritären Konfirmandenpastor. Mit zwanzig Jahren trat er aus der evangelischen Kirche aus.

Zwischenstationen

Den vorklinischen Teil seines Medizinstudiums absolvierte Hans-Joachim Gutschmidt vom Herbstsemester 1953 bis zum Frühjahrssemester 1955 an der Humboldt-Universität zu Berlin.

Nach dem gut bestandenen Physikum wechselte er 1955 an die Medizinische Akademie Erfurt und von dort an die Medizinische Akademie Magdeburg, an der er 1958 sein Studium mit dem medizinischen Staatsexamen abschloss. Noch im Dezember des gleichen Jahres promovierte er in der Frauenklinik mit einem Thema über die Entwicklung der Gonorrhoe zwischen 1945 und 1957.

Während seiner Ausbildung zum Facharzt für Innere Medizin war er wesentlich an dem Aufbau der ersten Dialyse im Bezirk Magdeburg beteiligt. Daneben strebte er an der Medizinischen Akademie Magdeburg seine Habilitation (höherer Doktorgrad mit Lehrberechtigung an einer Hochschule) an. Er hatte bereits 11 von den 12 geforderten medizinischen Publikationen veröffentlicht und bereitete sich auf eine Habilitationsschrift vor, als er bei einer Tasse Kaffee von seinem Personaloberarzt (IM Weinhold) gefragt wurde, ob er nicht in die SED eintreten wolle. Ihm war sofort klar, dass es sich um die befürchtete Erkundung eines „Weichenstellers“ handelte, die kaum eine Alternative offen ließ. Diese Partei beanspruchte das absolute Wahrheitsprivileg für sich, sodass es schwer war, die mit erheblichen Nachteilen verbundene Ablehnung eines SED-Beitritts zu begründen. Eine bedingungslose Anpassung kam für Dr. Gutschmidt nicht in Frage. Diplomatisch äußerte er sich zunächst, indem er sagte, dass er selbstverständlich die Partei in allen Fragen unterstützen würde, wenn sie etwas Sinnvolles tue. Er wolle aber nicht der Parteidisziplin unterliegen, wenn etwa erkennbar schwere Fehler begangen würden, wie z.B. bei der durch nichts zu begründenden Zwangseinführung der Rinderoffenställe. Das hatte damals zur Wiedereinführung der Buttermilchrationierung geführt. Damit aber hatte er zuviel gesagt. Mithin war es für die Entscheidungsträger der SED klar, dass man Dr. Gutschmidt, der sich in bestimmten Ansichten kritisch verhielt und damit die „führende Rolle der Partei“ punktuell in Frage stellte, als künftigen Dozenten einer sozialistischen Hochschule nicht gebrauchen könne, obwohl seine hohe fachliche Qualifikation selbst von den leitenden Vertretern der Medizinischen Akademie nicht bestritten

wurde. Prompt folgte am 2. Januar 1968 die Kündigung, die aber wegen eines Formfehlers erst Ende August 1968 rechtswirksam wurde. Damit war die Hochschulkarriere definitiv beendet.

Der konfessionslose Arzt nahm nun eine Stellung als internistischer Oberarzt an den von der Evangelischen Kirche geführten Pfeifferschen Stiftungen in Magdeburg an. Doch sein Interesse galt vor allem der Intensivtherapie und der Dialyse, und so war es nur folgerichtig, dass er sich am 14.12.1968 in seiner Geburtsstadt Neuruppin um die Stelle eines Dialysearztes bewarb. Zwei Monate später erhielt er vom Ärztlichen Direktor des Bezirkskrankenhauses Neuruppin folgende Antwort:

„Wir sind nach eingehender Prüfung Ihrer Unterlagen nicht in der Lage, Ihnen eine Zusage zur Einstellung zu geben, da die gesellschaftlichen Voraussetzungen zur Übernahme einer leitenden Funktion im Staatlichen Gesundheitswesen nicht vorhanden sind. Wir bedauern, aus diesem Grunde von einer Einstellung absehen zu müssen. Ihre fachliche spezielle Ausbildung würde sich sehr gut für unser Haus eignen, jedoch genügen die fachlichen Voraussetzungen allein nicht“.

Wer die DDR kennt und in ihr gelebt hat, weiß, dass der Ärztliche Direktor unter den damals gegebenen Umständen keine andere Entscheidung treffen konnte. Das Bedauern über diesen wenig befriedigenden Zustand wird jedoch aus dem Antwortschreiben eindeutig erkennbar.

Obwohl Dr. Gutschmidt Mitglied des FDGB war und bisher fachlich eine gute Arbeit geleistet hatte, war er offensichtlich dem SED-Regime nicht genügend treu ergeben, sodass ihm in seiner Geburtsstadt wichtige fachliche Aufstiegschancen bewusst verwehrt wurden. Selbst dem Chefarzt der Inneren Abteilung, der sich sehr um den Aufbau eines Bereiches Intensivmedizin und Dialyse im Bezirkskrankenhauses Neuruppin bemühte, gelang es nicht, die von ihm favorisierte Einstellung von Dr. Gutschmidt 1969 durchzusetzen.

Chefarzt in Prenzlau

Aber Dr. Gutschmidt ließ sich nicht unterkriegen. Mit großem Enthusiasmus nahm er Ende 1969 die in mehreren Fachzeitschriften ausgeschriebene Stelle des Chefarztes der neu aufzubauenden Dialyseabteilung des Kreiskrankenhauses Prenzlau an. Der dortige Ärztliche Direktor Dr.

Döring zog fachliche Kompetenz sachfremden Erwägungen vor und stellte Dr. Gutschmidt sofort ein, nachdem eine unberechtigte diskriminierende Eintragung aus der Kaderakte entfernt worden war. Nur ein Jahr später, Ende 1970, wurde in Prenzlau in provisorisch umgerüsteten Kellerräumen bereits der erste Patient dialysiert. Damit war der erste Dialyseplatz im damaligen Bezirk Neubrandenburg geschaffen worden.

Auch aus dem Einzugsbereich des Bezirkskrankenhauses Neuruppin, das seine Dialyse erst Jahre später am 28. Mai 1973 eröffnen konnte, hat Dr. Gutschmidt eine Patientin schon mehrere Monate vorher in Prenzlau



Abb. 2: Dr. Gutschmidt im Gespräch mit zwei Schwestern.

aufgenommen. Nach dem Beginn der Dialyse in Neuruppin wurde sie von Dr. Gutschmidt seinem Kollegen Dr. Götz persönlich übergeben und dort weiter behandelt. Es war wie eine Ironie des Schicksals, denn eigentlich hätte Dr. Gutschmidt in seiner Geburtsstadt Neuruppin die Dialyse aufbauen wollen. Doch so geschah es eben in Prenzlau, und auch dort fühlte er sich wohl.

Schon 1969 lernte ich Dr. Gutschmidt kennen, der in seinen persönlichen Ansprüchen

bescheiden war und sich in einer von Teamgeist geprägten Atmosphäre durch Talent, Einfallsreichtum, Energie und Fleiß auszeichnete. Für den Ostteil des damaligen Bezirkes Neubrandenburg waren planmäßig bis Ende 1972 vier Dialyseplätze vorgesehen; Dr. Gutschmidt gelang es, diese Zahl auf 6 zu erhöhen. Außerdem wurde er als Gutachter für den Neubau des Bezirkskrankenhauses in Neubrandenburg hinzugezogen.

Dr. Gutschmidt war immer sehr interessiert an wissenschaftlichen Fragen, pflegte die Zusammenarbeit und den Gedankenaustausch mit vielen seiner Kollegen, so dass letztlich von diesem Klima einer guten kollegialen Kooperation auf dem Gebiet der Intensivtherapie alle, besonders aber die Patienten, profitierten. So war es nicht ungewöhnlich, dass Dr. Gutschmidt mich und meinen Oberarzt nach Feierabend in seine Wohnung zu einem

Gläschen Rotkäppchensekt einlud, um noch vor seinem 1973 von der Betriebsleitung bereits genehmigten Jahresurlaub in einer kleinen Runde Probleme der gemeinsamen Behandlung schwerster kritischer Zustände bei zuckerkranken Patienten zu diskutieren. Es wurde ein langer, schöner Abend. Beim Weggehen aber ahnten wir noch nicht, dass es ein Abschied für viele Jahre sein würde. Was war geschehen?

Missglückte Flucht

Dr. Gutschmidt ist Vater von vier Söhnen. Nach der Ehescheidung und der Heirat eines Ausländers gelang es der Mutter, 1971 mit den beiden jüngsten Söhnen die DDR legal zu verlassen. Dr. Gutschmidt litt sehr unter der Trennung von seinen nun in der Bundesrepublik lebenden Kindern. Die Sorge um sie ergriff mehr und mehr sein gesamtes Denken und Fühlen und beeinträchtigte zunehmend seine Arbeitsfähigkeit. Beantragte Reisegenehmigungen wurden trotz Befürwortung einflussreicher Stellen, wie z.B. des Bezirksarztes von Neubrandenburg, von den entscheidenden Gremien mehrfach abgelehnt. Schließlich entschloss sich Dr. Gutschmidt, einem Vorschlag seines seit 1957 im Westen lebenden Vaters zu folgen und mit Hilfe einer Schleuserorganisation die DDR mit seinen beiden älteren Söhnen, die bei ihm lebten, und einer ihm unbekanntem weiteren Person im Kofferraum eines Fluchtautos zu verlassen. Er ahnte nicht, dass sich in der Schleuserzentrale in Würzburg der Stasi-IM „Klaus“ eingenistet hatte und die vier Fluchtwilligen an die zuständigen „Organe“ der DDR verriet, die am 27./ 28. November 1973 den aus ihrer Sicht illegalen Grenzübertritt verhinderten und die „Republikflüchtigen“ festnahmen.

Wie ging es aus der Sicht des Kreiskrankenhauses Prenzlau weiter? Nur eine Woche nach dem misslungenen Fluchtversuch wurde die Ärzteschaft des Kreiskrankenhauses zu einer außerordentlichen Zusammenkunft in den Konferenzraum des Krankenhauses beordert. Wir sollten eine bereits vorformulierte „Erklärung“ unterschreiben, in der das Verhalten des früheren Dialyse-Chefs „auf das Schärfste“ verurteilt wurde.

Ihr Text lautete:

„Erklärung – die Ärzte des Kreiskrankenhauses und der Poliklinik Prenzlau sowie der angeschlossenen ambulanten Einrichtungen.

Die versuchte Republikflucht des ehemaligen Chefarztes der Dialyseabteilung Dr. Gutschmidt verurteilen wir auf das Schärfste und distanzieren uns eindeutig von seinem Verhalten. Durch seine schwere Verfehlung hat er das Vertrauen missbraucht, das den Ärzten in unserem Staat entgegengebracht wird. Mit den ärztlichen Pflichten ist es unvereinbar, dass durch diese verantwortungslose Handlungsweise Patienten unmittelbar gefährdet wurden. Wir erwarten, dass Dr. Gutschmidt zur Rechenschaft gezogen und nach den Gesetzen der DDR einer Strafe zugeführt wird.“

Die Stimmungslage unter den Kollegen war sehr gedrückt. Dennoch haben fast alle ärztlichen Mitarbeiter diese schandhafte Erklärung ohne Diskussion unterschrieben. Die Chefarztin der Kinderabteilung, MR Dr. Irene Kersten, betonte jedoch in einer gesonderten Erklärung, dass sie die Formulierung „Verurteilung auf das Schärfste“ nicht übernehmen könne und unterschrieb den gemeinsamen Textentwurf nicht. Auch ich war nicht bereit, dieses Schmähdokument zu signieren. Und der gynäkologische Chefarzt und stellvertretende Ärztliche Direktor, MR Dr. Bender, lehnte eine offenbar nach der Haft noch vorgesehene, im Gerichtsurteil jedoch nicht ausgesprochene fristlose Entlassung von Dr. Gutschmidt als angedachte Zusatzstrafe strikt ab. Trotz unseres eindeutigen Protestes konnten wir alle unsere Chefarztpositionen behalten. Keinem von uns ist irgendetwas passiert.

Dr. Gutschmidt wurde als Strafgefangener im Mai 1974 zunächst vom Bezirksgericht Neubrandenburg unter Ausschluss der Öffentlichkeit zu sechs Jahren Freiheitsentzug wegen staatsfeindlichem Menschenhandel in Tateinheit mit versuchtem ungesetzlichen Grenzübertritt im schweren Fall verurteilt und befand sich in der Strafvollzugsanstalt Brandenburg als Strafgefangener Nr. 105 590. Gegen den Rat eines Vertreters des Berliner Rechtsanwaltes Dr. Vogel ging er in Berufung und erreichte beim Obersten Gericht der DDR eine Herabsetzung des Strafmaßes auf 4 ½ Jahre. Der Fahrer des Schleuserfahrzeuges erhielt elf Jahre Haft, wurde jedoch nach etwas mehr als einem Jahr in seine Heimat, die Bundesrepublik Deutschland, entlassen.

Die beiden an der Flucht beteiligten Söhne (11 und 13 Jahre) kamen für ca. 14 Tage in eine Haftanstalt für Kinder und Jugendliche nach Berlin-Stralau und wurden danach nach Neuruppin zur Schwester von Dr. Gutschmidt, Ruth Scheerer, entlassen. Die an der Flucht beteiligte

22-jährige Pädagogikstudentin Elke Lehmann erhielt eine Freiheitsstrafe von fünf Jahren, die sie in dem berüchtigten Frauengefängnis Hoheneck absitzen musste (Entlassung am 25.1. 1978). Sie beschrieb ihre grauenhaften Erlebnisse in der Hohenecker Haftanstalt in dem Buch „Hohenecker Protokolle“ von Ulrich Schacht (Forum Verlag Leipzig 2004).

Dr. Gutschmidt äußerte sich über seine Haftbedingungen und die Entlassung in die Bundesrepublik Deutschland wie folgt:

„Nun wurde ich Industrieschneider in Brandenburg und half bei der sozialistischen Planerfüllung, indem ich mich an der Produktion von Zivilschutz- und zum Schluss NVA-Uniformen beteiligte. Nach drei sehr, sehr langen Jahren durfte ich – wahrscheinlich freigekauft – in die BRD ausreisen. Am 8.12.1976 wurde ich Bundesbürger. Zwei Tage später sah ich meinen Vater nach 15 Jahren zum ersten Male wieder. Meine Mutter und meinen vierten Sohn hatte ich drei Jahr nicht gesehen. Meinen dritten Sohn konnte ich endlich nach fünf Jahren Trennung wieder in die Arme schließen. Vier Monate später kamen auch die beiden Kinder aus der DDR dazu. Nach elf Jahren waren wir endlich wieder alle vereint.“

Traumstelle in Kiel

Die Großfamilie zog in die Metropole von Schleswig-Holstein, nach Kiel. Hier erhielt Dr. Gutschmidt 1977 seine Traumarbeitsstelle und wurde zunächst als Oberarzt in der Abteilung für Internistische Intensivmedizin und Dialyse im Städtischen Krankenhaus Kiel beschäftigt. Sechs Jahre später wurde er kommissarischer Chefarzt und avancierte 1989 zum Chefarzt dieser in Kiel und Umgebung sehr angesehenen Einrichtung. Er ist Autor zahlreicher wissenschaftlicher Arbeiten, von denen viele in enger Zusammenarbeit mit Professor Dr. med. Euler erschienen. Erst 1999, an seinem 65. Geburtstag, beendete er seine ärztliche Tätigkeit.

Die Bürgermeisterin Annegret Bommelmann schrieb am 29.10.1999 im Auftrag des Oberbürgermeisters von Kiel an Dr. Gutschmidt:

„Über vierzig Jahre haben Sie Ihre ganze Kraft der Versorgung kranker Menschen gewidmet und dabei Ihre besondere Aufmerksamkeit auf den ganzen Menschen und nicht nur auf die momentane Erkrankung gerichtet. Allen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern waren Sie dadurch

ein richtungsweisendes Vorbild.“ Bodenständig, wie er nun einmal ist, besucht er mehrfach im Jahr seine Heimatstadt Neuruppin und meistens einmal jährlich auch seine frühere Arbeitsstätte, das Kreiskrankenhaus Prenzlau, das er vermutlich nicht verlassen hätte, wäre man ihm als Familienmensch mehr entgegengekommen. Doch das ließ das eisige politische Klima in der DDR der 70-er Jahre, das einen Besuch seiner im anderen Teil Deutschlands lebenden Kinder mit Hilfe der Staatsgewalt verhinderte, mit einem echten Defizit an wahrer Menschlichkeit nicht zu.



Abb. 3: Dr. Gutschmidt (links) mit Freunden am Brandenburger Tor.

**»WARTE NICHT AUF BESSERE ZEITEN«
WOLF BIERMANN UND SEIN KONZERT IN
PRENZLAU**

Christopher Kieck, Stephan Neitzel, Kaspar Reimer / Jürgen Theil

Im Rahmen des »Schülerwettbewerbs deutsche Geschichte um den Preis des Bundespräsidenten«, der 1998/99 zur Thematik »Aufbegehren, Handeln, Verändern. Protest in der Geschichte« ausgeschrieben wurde, beschäftigten sich drei Schüler der 13. Klasse des Prenzlauer Gymnasiums mit der Geschichte des bekannten Liedermachers Wolf Biermann, dessen letzter Auftritt in der DDR 1976 in der Prenzlauer Nikolaikirche stattfand. Was war damals geschehen? Wie war es Biermann, der seit 11 Jahren Berufsverbot hatte, gelungen, wieder in der Öffentlichkeit aufzutreten? Und warum tat er dies ausgerechnet in einer verschlafenen Provinzstadt? Welche Folgen hatte dieser Auftritt für Biermann, die Organisatoren und die Besucher dieser Veranstaltung? Diesen und anderen Fragen sind die jungen Autoren – Christopher Kieck, Kaspar Reimer und Stephan Neitzel – in ihrer zahlreiche Dokumente einbeziehenden Projektarbeit nachgegangen. Die Schüler befragten Zeitzeugen, die diese Veranstaltung organisiert oder an ihr teilgenommen hatten, u. a. Mitglieder des Gemeindekirchenrats und der »Jungen Gemeinde« sowie den damaligen Kantor Volker von der Heydt (später Intendant des ORB). Sie setzten sich mit Wolf Biermann in Verbindung und kontaktierten Presseagenturen, Archive sowie die Gauck-Behörde. Dabei stießen sie auf Telefonmitschnitte, Verhörprotokolle und Observierungsanweisungen der Stasi, die ein beredtes Zeugnis der widerwärtigen Bespitzelung und der auf Einschüchterung ausgerichteten Politik der Partei- und Staatsfunktionäre liefern. Aus dieser Arbeit werden hier Auszüge vorgestellt.

Vom unbequemen Dichter zum »Staatsfeind«

Der gebürtige Hamburger Wolf Biermann stammt aus einer kommunistisch orientierten Familie. Sein Vater wurde 1943 als Widerstandskämpfer im KZ Auschwitz von den Nazis ermordet. Geprägt von der Kriegs- und

Nachkriegszeit und der illusionären Hoffnung auf einen demokratischen Neubeginn, zog es Biermann ausgerechnet im Jahr des Arbeiteraufstandes von 1953 in die noch junge DDR. Hier absolvierte er ein zweijähriges Studium der politischen Ökonomie und war als Regieassistent am Berliner Ensemble tätig. Von 1959 bis 1963 studierte er Philosophie und Mathematik an der Humboldt-Universität. Zu dieser Zeit entstanden schon erste Texte und Kompositionen. Das von ihm und seinen Freunden 1961/62 aufgebaute »Berliner Arbeiter- und Studententheater« wurde schon nach der Generalprobe seines ersten gesellschaftskritischen Stückes »Berliner Beratung« wieder geschlossen. Es folgten Biermanns Ausschluss aus der SED und erste Auftrittsverbote. Nachdem Biermann auf verschiedenen Veranstaltungen in West-Berlin und der BRD aufgetreten war, wurde ihm in der DDR ein uneingeschränktes Auftrittsverbot erteilt. Erst nach elf Jahren Berufsverbot konnte Biermann wieder öffentlich auftreten. Kurz darauf wies man den unbequemen Dichter außer Landes. Volker von der Heydt, 1976 Kantor an der Nikolaikirche, berichtete uns, wie der Kontakt zu Wolf Biermann hergestellt wurde. Gemeinsam mit seinen Freunden suchte er Biermann mehrmals in seiner Berliner Wohnung auf, die erwartungsgemäß von Männern in langen Ledermänteln bewacht wurde. Die Gespräche mit Biermann hinterließen bei von der Heydt einen nachhaltigen Eindruck. Auf Biermanns Wohnzimmertisch lagen, erinnerte er sich, nebeneinander eine Bibel und ein Buch von Karl Marx. Erst nach ihrem dritten Besuch erklärte sich Biermann bereit, unter dem Motto »Bewusst leben in der DDR, nicht alles mitmachen, sich aber auch nicht völlig ausklinken« in der Nikolaikirche aufzutreten. Man wollte mit diesem Konzert weniger den Staat angreifen als vielmehr Denkanstöße für ein besseres Leben in der DDR geben. Heydt berichtete auch, dass Biermann die während des Konzerts anwesenden und offenbar leicht zu erkennenden Mitarbeiter der Staatssicherheit gebeten haben soll, sich doch weiter nach vorn zu setzen und die »Ohren zu spitzen«, um nichts zu verpassen.

Biermann über seinen Auftritt in der Prenzlauer Nikolaikirche: In einem Brief an seine in Hamburg lebende Mutter berichtet Biermann von dieser Veranstaltung. Dieser Brief, der am 20.09.1976 in der Zeitschrift »Der Spiegel« veröffentlicht wurde, soll hier auszugsweise vorgestellt werden. Emma liebe Mutter, liebste Genossin (...) Ich habe vor ein paar Tagen in

Prenzlau in einer Kirche gesungen. Nach elf Jahren der erste Auftritt. Ich war eingeschüchtert, die Kirchenleute waren entzückt: Herr Biermann, so voll war unsere Kirche seit langem nicht, und das verdanken wir Ihnen. Eine riesige schöne alte Kirche ohne Kirchturm in der Heine-Straße, und gerammelt voll mit jungen Leuten. (...) Das Ganze lief als Gottesdienst, auf diese Weise ersparten sich die Kirchenleute die polizeiliche Anmeldepflicht und brauchten für meinen Auftritt nicht um eine Genehmigung nachsuchen. Als der Jugendpfarrer von Prenzlau mich eingeladen hatte, war die Rede von 100 Zuhörern. Ich hatte mich also auf ein christliches Kaffeekränzchen eingerichtet, aber in so einem gewaltigen Gottesfaß mit so vielen Leuten drin, da hören die Albernheiten auf. Eine Prenzlauer Beat-Band mit einer DDR-Verona-Verstärkeranlage war auch da, die Jungs hatten nur zwei Titel drauf, und die Anlage hatte einen teuflischen Piepton wegen der unvermeidlichen Rückkopplung. (...) Ich ließ also die Anlage abstellen und bat die Leute näher zu kommen. Und so kletterten die jugendlichen Helden auf die Bühne und zwängten sich in die vorderen Sitzreihen, saßen übereinander und auf den Lehnen und Gebetbuchtischen, ein Menschenknäuel um mich rum. Um mich herum starrten die Mikrophone der verschiedensten Mitschneider: der offiziellen Pfaffentonmeisterei, diverser Pastoren, langhaarige Jugendliche und auch die Herren von der Sicherheit waren da mit einem Cassetten-Recorder. Ich redete und sang und unterbrach die Lieder und redete. Ich sprach und sang über das ABHAUN. Es wurde ein Traktat gegen das Abhaun, eine Predigt gegen die Republikflucht. Was soll aus der DDR werden, wenn immer diejenigen davonlaufen, die endlich in Widerspruch zu den Verhältnissen geraten sind? Natürlich ist es um allerhand reaktionäre Stinker nicht schad, nicht alle, die uns verlassen haben, waren die Fettaußen auf der deutschen demokratischen Wassersuppe, aber zumindest waren es doch die Aufrichtigen, Empfindsamen und Verletzlichen, die uns verloren gingen. (...) Ich sagte dann, dass es ja eigentlich drei Arten des Abhauns gebe: Zweitens nämlich das Abhaun nach innen, die Republikflucht in die Republik, die Flucht in die private Idylle oder in die offizielle Karriere. (...) Und dann gibt es noch ein dritte Art von Abhaun: die Flucht in den Tod – dieser Satz wirkte wie ein Schock. Alle dachten an den Pastor Brüsewitz. Ich sagte: Als ich hierher fuhr, dachte ich: was kann ein Kommunist diesen DDR-Christen schon erzählen. Soll ich von unseren Gemeinsamkeiten

reden? Warum hab ich in all den elf Jahren meines Berufsverbots die vielen Angebote, in der Kirche aufzutreten, abgelehnt? Warum habe ich es jetzt und zum erstenmal gemacht? Werde ich unterm Rock der Kirche genügend Luft kriegen zu singen? Ist das ein Ersatz für mich? Hat es für mich, für sie hier einen Sinn? (...) Ich fand, dass im großen und ganzen die DDR-Christen für mich kein Ersatzpublikum sind, sondern gute und aufrichtige Leute, denn wer in unserem Land Karriere machen will, wer wirklich hochkommen will, der tritt ja in die Staatskirche unserer Landesfürsten ein. Die normalen DDR-Christen aber werden (ausgenommen ein paar CDU-Bonzen) diskriminiert, in Ausbildung und Beruf oft benachteiligt. (...) Mir jedenfalls war diese Prenzlauer Predigt eine weltliche Wohltat, jetzt weiß ich es wieder besser: »Es gibt ein Leben vor dem Tod.« Nachdem »Der Spiegel« den kompletten Brief abgedruckt und Biermann nur wenige Wochen später am 13. November in der Kölner Sporthalle erneut aufgetreten war, wurde ihm das »Recht auf weiteren Aufenthalt in der DDR« entzogen. Die Tageszeitung »Neues Deutschland« berichtete am 17. November ausführlich über die Aberkennung der DDR-Staatsbürgerschaft und sprach von einer »angemessenen Antwort auf (das) feindselige Auftreten gegen (die) DDR«. Diese Entscheidung wurde aufgrund des »Gesetzes über die Staatsbürgerschaft des Deutschen Demokratischen Republik - Staatsbürgerschaftsgesetz- vom 20. Februar 1967, Paragraph 13, nach dem Bürgern wegen grober Verletzung der staatsbürgerlichen Pflichten die Staatsbürgerschaft der DDR aberkannt werden kann«, gefasst. Noch am selben Tag unterzeichneten zahlreiche Künstler und Kulturschaffende aus Protest gegen die Ausbürgerung Biermanns einen offenen Brief:

„Wolf Biermann war und ist ein unbequemer Dichter – das hat er mit vielen Dichtern der Vergangenheit gemein. Unser sozialistischer Staat, eingedenk des Wortes aus Marxens »18. Brumaire«, demzufolge die proletarische Revolution sich unablässig selber kritisiert, mußte im Gegensatz zu anachronistischen Gesellschaftsformen eine solche Unbequemlichkeit gelassen nachdenkend ertragen können. Wir identifizieren uns nicht mit jedem Wort und jeder Handlung Biermanns und distanzieren uns von Versuchen, die Vorgänge um Biermann gegen die DDR zu missbrauchen. Biermann selbst hat nie, auch nicht in Köln, Zweifel daran gelassen, für welchen der beiden deutschen Staaten er bei aller Kritik eintritt. Wir protestieren gegen seine Ausbürgerung und bitten darum, die beschlossene

Maßnahme zu überdenken.“

Stasi-Aktivitäten in Prenzlau nach dem Biermann-Konzert

Am 21.9. verfasste der Chef der Neubrandenburger Stasi-Bezirksverwaltung eine Weisung an seine Mitarbeiter, die den Decknamen »Flugzeug« trug. Zitat:

„Übermittlung einer Weisung des Genossen Minister: Einzelne reaktionäre Kräfte aus Kirchenkreisen versuchen negativfeindliche Elemente außerhalb der Kirche in ihre Hetzkampagne gegen unseren Staat massenwirksam einzubeziehen.

Trotz Verbot der zuständigen Staatsorgane (Abteilung Inneres Kirchenfragen) organisierte ein Jugendpfarrer der evangelischen Kirche unter der Tarnung eines Gottesdienstes den Auftritt des Wolf Biermann, wohnhaft in Berlin, in einer Kirche. Biermann äußerte sich in Rede und Gesang vor einer größeren Zahl jugendlicher Zuhörer negativ und feindlich gegen unsere gesellschaftlichen Verhältnisse. Es ist sofort zu veranlassen:

1. Verstärkte operative Aufklärung aller Versuche des Unterlaufens gesetzlicher Bestimmungen, auch in kircheneigenen Einrichtungen (Missbrauch religiöser Kulthandlungen zu Provokationen gegen unseren Staat und seine Bürger).
 2. Operative Hinweise, auch nicht bestätigte, sind sofort an die Abteilung XX zur Weiterleitung an die HA XX/4 zu melden. Maßnahmen zur Präzisierung und Dokumentierung getroffener Feststellungen sind unverzüglich einzuleiten und mit der HA XX/4 abzustimmen.
 3. Besondere Aufmerksamkeit den Aktivitäten der Jugendpfarrer und kirchlicher Jugendgruppen beizumessen.
 4. Die operative Überwachung feindlicher Elemente wie Biermann u.a. ist zu verstärken.
 5. Ausgehend von dem oben genannten Vorkommnis bzw. anderer negativ-feindlicher Aktivitäten ist mit den zuständigen Staatsorganen (Abteilung Inneres/Kirchenfragen) ständiger Kontakt auf der Ebene des Bezirkes und des Kreises zu halten und Unterstützung bei der Einleitung von vorbeugenden offiziellen Maßnahmen zu geben.
- Anmerkung:

Ich möchte darauf verweisen, dass der in diesem FS genannte Sachverhalt

sich bezieht auf den Auftritt des Biermann am 11. 9. 1976 in Prenzlau. Es ist durchaus damit zu rechnen, dass ein weiteres Auftreten des B. in unserem Bezirk vorgesehen ist. Aus diesem Grunde haben Sie alle geeigneten offiziellen und inoffiziellen Möglichkeiten konsequent zu nutzen, um geplante feindliche Aktivitäten sofort zu erkennen und geeignete politisch-operative Überwachungsmaßnahmen einzuleiten. Neustrelitz, 21.9.1976.“

Diese ministerielle Weisung wurde von den entsprechenden Organen sofort umgesetzt. Unmittelbar nach dem Biermann-Konzert wurden zahlreiche Besucher und Organisatoren dieser Veranstaltung von der Stasi vernommen. Unter ihnen auch Werner Keup, der als Mitglied der Jungen Gemeinde an der Programmgestaltung des Kirchentages beteiligt war. Keup, der in seinem Tagebuch auch seine Empfindungen beim Biermann-Konzert festgehalten hat, wohnte damals im Internat der Lehrwerkstatt des Kreisbetriebes für Landtechnik (KfL) in Warnitz. Als er am 25.10., wie jeden Monat, seinen Lohnstreifen (108,- Mark) in sein Tagebuch legen wollte, musste er zu seinem Erstaunen feststellen, dass es nicht mehr an seinem Platz lag. Vom Internatsleiter erfuhr er, dass eine Kommission vom Rat des Kreises, Abteilung »Jugendhilfe und Heimerziehung« sein Zimmer durchsucht habe, eine Sonderaktion, die an mehreren Internaten stattgefunden habe. Werner Keup wurde zu einem Gespräch mit dem Direktor des KfL und dem Parteisekretär ins Internatsgebäude gebeten. Der Direktor unterrichtete ihn, dass er von übergeordneter Stelle die Aufgabe erhalten habe, ihn zu unterrichten, dass das Tagebuch aufgrund des Inhaltes einzugspflichtig sei und den betreffenden Organen zugeleitet wurde. Keup wandte sich nach diesem unverhohlenen Eingriff in seine Privatsphäre schriftlich an den Staatsrat, von dem er auch eine Antwort erhielt. Unmittelbar darauf erhielt Keup eine Vorladung vom Staatsanwalt des Kreisgerichts Prenzlau. Staatsanwalt Schmidt unterrichtete ihn, dass der Einzug des Tagebuches gesetzlich erlaubt sei und man ihn aufgrund verschiedener Inhalte, die seine »staatsfeindliche Gesinnung« ausdrückten, gesetzlich belangen könne. Der Staatsanwalt beließ es jedoch bei der Unterredung und dem Hinweis, dass Werner Keup sich bessern müsse. Werner Keup arbeitet heute als Korbflechter in der Uckermark. Sein Tagebuch wurde ihm nicht wieder ausgehändigt.



Ermütigung

Du laß dich nicht verhärtan
 In dieser harten Zeit
 Die all zu hart sind, brechen
 Die all zu spitz sind stechen
 Und brechen ab sogleich

Spiegelschrift:

Wolf Biermann für die Leser des
 Uckermarkkurier am 25. Mai 1991 in der
 Nikolaikirche Prenzlau

Abb. Archiv UGVP

Nach der Wende erklärte sich Wolf Biermann erneut bereit, im Rahmen einer Benefizveranstaltung in der Prenzlauer Nikolaikirche aufzutreten. Über diesen zweiten Auftritt in Prenzlau am 24.05.1991, an dem über 400 Besucher teilnahmen, findet sich ein ausführlicher Bericht in den Uckermärkischen Heften, Bd. 2, die von der AG für uckermärkische Geschichte im Geschichts- und Museumsverein Buchholz in der Nordheide und dem Uckermärkischen Geschichtsverein zu Prenzlau 1995 im Selbstverlag herausgegeben wurden. Auch über diesen Auftritt verfasste Biermann einen Brief an seine Mutter Emma. Er erinnert dort an seinen ersten Auftritt 1976: Der Brief war ein Bericht über ein Underground-Konzert in dieser Nikolaikirche in dieser Stadt Prenzlau. Damals war's mein erster und zugleich letzter Auftritt in der DDR nach elf Jahren. Und das provozierte dann eine Debatte im Politbüro über den lästigen Fall B. Ich sollte nun endlich ein- oder ausgesperrt werden. Wusstest Du diese Details? Ich habe sie auch erst viel später erfahren und halb schon wieder vergessen. Mit zwei Stimmen Mehrheit (Erich und Erich) war damals beschlossen worden, dass ich nicht mit Gefängnis bestraft werde, sondern mit der großen Freiheit in Hamburg. (...)

Biermann in Prenzlau 1976

Marianne Birthler, Berlin

Im Havemann-Archiv haben sie aus meiner alten Kassette eine CD gemacht, mit weniger Rauschen und Kratzen als die schon hundert mal abgespielte Kassette mit der Aufnahme aus Prenzlau vom 11. September 1976. Jetzt habe ich sie nach langer Zeit wieder angehört, tief in der Nacht, das war vielleicht ein Fehler, denn mir wurde ganz besonders dabei. Wir balancierten das ganze Konzert über unser Kassettengerät auf den Knien, auf das wir damals sehr stolz waren, und hielten mit ausgestrecktem Arm das Mikro in Richtung Wolf. In dieser Nacht nun, in der ich mich endlich daran machen wollte, diese Erinnerung zu Papier zu bringen, war ich auf einmal 25 Jahre zurückversetzt und habe beim Zuhören ein bißchen weinen müssen. Vielleicht waren es Wolfs Lieder, vielleicht auch die Erinnerung an mein Gefühl, da wirklich neben dem, nein zu Füßen von Wolf Biermann zu sitzen und nicht glauben zu können, daß der da endlich öffentlich sang? Oder bin ich einfach nur deswegen wehmütig geworden, weil ich mich selber da sitzen sah - 25 Jahre jünger, ahnungslos und ahnungsvoll zugleich?

Und wenn ich nichts anderes von Wolf Biermann kennengelernt hätte als dieses Konzert, dann würde ich ihn eben nur deswegen lieben. Ich bin ihm damals ganz schön auf den Leim gegangen, will sagen, er hatte eine große, eigentlich sogar gefährliche Kraft, Menschen zu elektrisieren – aber es war gute Energie, die von ihm ausging. Hätte ja auch anders kommen können. Hätte natürlich nicht.

Er fand es irgendwie verfehlt, in einer Kirche zu singen. Als Kommunist. Dass mißliebige Künstler in Kirchen auftraten, wurde erst viele Jahre später selbstverständlich, auch wenn sie dort immer etwas fremd blieben. Erst in den achtziger Jahren entstand unter kirchlichen Dächern so etwas wie eine Ersatz - Öffentlichkeit, und das war gut evangelisch: Früher hatte die Kirche, um Not zu lindern, Krankenhäuser und Siechenheime, später Schulen gebaut. Jetzt gab es keinen öffentlichen Raum für Widerspruch und Streit und die Kirche linderte wieder Not, diesmal, indem sie ihre

Türen öffnete. Nicht die ganze Kirche natürlich, aber hier und da eine Kirchengemeinde oder ein mutiger Gemeindegemeinderat oder ein kluger Pfarrer.

„Ich bin erstaunt, dass Sie so viele sind. Ich dachte, hier ist so ein Häuflein – Christen. Und – das wird Sie sicher freuen, dass Sie so viele sind. Mich überrumpelt es ein bisschen. Das artet ja schon in eine richtige Art öffentlichen Auftretens aus. Das bin ich gar nicht gewöhnt seit elf Jahren. Ich hab in diesen elf Jahren schon oft Einladungen gekriegt, von irgendwelchen Pastoren, die auf die naheliegende Idee kamen, mich in der Kirche irgendwo auftreten zu lassen, und ich hab das immer abgelehnt weil ich es irgendwie verfehlt fand, dass ein Kommunist nun ausgerechnet der Kirche unter den Rock kriecht, um mal wieder seinem Affen Zucker zu geben. Vielleicht war diese Enthaltensamkeit auch richtig. Denn natürlich kann so ein etwas vergrößertes Katakombentreffen, in dem die Stimme so hallt, dass man Furcht haben muss, die Menschen überhaupt nicht zu erreichen, weil sie alle wie hinter einer Glaswand im Aquarium wie Fische sind – und man möchte doch so gern zueinander kommen und man möchte sich unterhalten (...).“ (Wolf Biermann)

Ein Konzert war nicht angekündigt, im Programm für den „X. Uckermärkischen Kirchentag“ wies nichts auf den Namen Biermann hin. Der Kirchenmusiker Volker von der Heydt und der Jugendpfarrer Jochen Schubach hatten nach eigener Auskunft Mühe, Wolf zu diesem Konzert zu überreden. Als sie ihn in der Berliner Chausseestraße besuchten, war er gerade dabei, seine Wohnung zu renovieren, was ihn allerdings nicht abhielt, seinen Gästen, da sie ja nun mal Kirchenleute waren, Choräle auf dem Harmonium vorzuspielen und, wie sich von der Heydt erinnert, philosophische Vorträge über die Bibel und das Kapital zu halten. Die zittrige Frage nach eventuellen Honorarforderungen wischte er zum Glück weg: „Ehe Ihr mir was Unwürdiges anbietet, lassen wir's lieber ganz.“ Das war im Juni, nicht lange vor dem geplanten Termin. Aber aus dem wurde nichts - wegen Maul- und Klauenseuche in der Region. Das hätte man für einen Trick der Stasi halten können, war es aber nicht. Die Stasi hat das ganze überhaupt erst im Nachhinein mitgekriegt. Die Maul- und Klauenseuche gab es wirklich. Ich weiß das so genau, weil der Mann mit dem Tonbandgerät auf den Knien Tierarzt war und wochenlang mit Seuchenbekämpfung zu tun hatte.

Das ganze Ereignis ist der Überredungskunst der Kirchenleute und dem erlahmenden Widerstand Biermanns zu verdanken. So hat auch er es beschrieben:

„Es kam dann doch dieser Jugendpfarrer da mir auf die Pelle, und ich hatte dann auch nicht den Mut, es abzulehnen, Und ich hab mir gedacht: Was soll nun so ein ausgekochter Kommunist diesen Christen da erzählen? – Und da fiel mir natürlich zuerst ein Lied ein, wo ich dachte, das musst du diesen Leuten unbedingt vorsingen: Es ist das große Gebet der alten Kommunistin Oma Meume aus Hamburg, weil das ein Lied ist, über das wir uns vielleicht auch unterhalten können, wenn Sie Lust dazu haben (...). Also ich habe mich heute hingesetzt und hab dieses alte Lied noch einmal durchgespielt und muss Ihnen gestehn, ich war selber ergriffen von diesem Lied, ich dachte, hoffentlich gelingt es mir, es einigermaßen über die Rampe zu bringen, ja, ich fang mal an, ich sing es Ihnen mal vor, hm?:

GROSSES GEBET DER ALTEN KOMMUNISTIN OMA MEUME AUS HAMBURG“

Und nun wird unüberhörbar, dass plötzlich ein anderer Biermann da oben steht. Bis jetzt hatte er so vor sich hin gedribbelt, versucht, die ungewohnte Situation in den Griff zu kriegen, seine echte Unsicherheit mit kunstvoller Holprigkeit, Plauderton und Kalauern zu überspielen, hat dabei mit seiner Stimme den Raum vermessen und Witterung aufgenommen - und dann, schon indem er den Titel seines ersten Liedes nannte, hatte er endlich und hörbar Boden unter den Füßen.

„Mensch Gott, wär uns bloß der erspart geblieben, der Stalin, mein‘wegen durch ein Attentat. Gott, dieser Teufel hat es fast getrieben - verzeih - wie ein Faschist im Sowjetstaat. Und war doch selber Kommunist und hat Millionen Kommunisten umgebracht und hat das Volk geknecht mit all die Macht und log das Aas, dass sich die Balken biegn. Was hat der Hund und uns aufn Hund gebracht (...).“

Klar, ich kannte das Lied schon. Aber nicht so, nicht öffentlich gesungen, inmitten hunderter Menschen. War das hier noch DDR??? Ich sah mich ungläubig um. Das Publikum war nicht das, was man beim ersten öffentlichen Biermann - Konzert nach elf Jahren Verbot erwartet hätte. Die Freunde und Jünger von Wolf, die bei ihm in der Chausseestraße ein

Uckermärkische Kirchenblätter - Online-Lesesaal

und aus gingen, fehlten. Das bleibt bis heute erstaunlich: Sprachen sich doch bevorstehende Ereignisse auch von geringerer Bedeutung sehr schnell herum, und für einen Vortrag, ein Konzert fuhren die Langhaarigen, die Bärtigen, die Zornigen, die Hoffnungsvollen schon mal durch die ganze DDR. Nicht aber am 11. September 1976. Wolf selber hat zu niemandem ein Sterbenswörtchen gesagt. Warum? Weil er es halbherzig fand, in einer Kirche zu singen? Weil er lieber nicht damit rechnete, überhaupt bis nach Prenzlau zu gelangen, ohne dass ihm die Stasi die Reifen zerschnitt oder ihn sonstwie daran hinderte? Er weiß es selber nicht, sagt er. Jedenfalls hat er sich mutterseelenallein in das Auto gesetzt und ist los.

Aber nicht nur die Szene fehlte. Auch die Stasi war – vorsichtig formuliert – unterrepräsentiert. Sie hatte für die Veranstaltung so vorgesorgt, wie es bei Kirchentagen und Jugendveranstaltungen bis dahin üblich war: Paar Spitzel, vielleicht auch jemand von der Kreisdienststelle, Routine halt, nix besonderes zu erwarten. Man darf davon ausgehen, dass der Morgen danach für die zuständigen MfS-Mitarbeiter unvergesslich blieb. Sie hatten versagt. Die Panne war offensichtlich und nicht zu reparieren, die Erklärungsversuche peinlich. Womöglich hatte man sogar den Namen Biermann aufgeschnappt und immer noch nicht geschaltet. Noch in der zusammenfassenden Information Nr. 672/76 des Ministeriums findet sich das Echo hilfloser Rettungsversuche:

„Nach mehrfach geäußerten Meinungen seien die meisten Anwesenden der Auffassung gewesen, bei Biermann handelt es sich um den bis 1976 im Bereich Prenzlau tätig gewesenenen Kaplan Biermann. Im Zusammenhang mit vorstehenden Darlegungen wird darauf hingewiesen, dass Biermann schon in der zurückliegenden Zeit versucht hatte, eine innerkirchliche Veranstaltung für sein Auftreten auszunutzen. Dies konnte durch gezielte Maßnahmen verhindert werden. Im Veranstaltungsplan des X. Uckermärkischen Kirchentages in Prenzlau ist zwar der genaue Ablauf ausgewiesen, jedoch geht nicht daraus hervor, dass Biermann in einer Veranstaltung auftreten sollte.“

Die große Nikolaikirche zu Prenzlau war also nicht voller Berliner Pilger, sondern es saß da die uckermärkische Provinz. Putzmunter und ausgeschlafen und keineswegs im unklaren darüber, welchen Biermann sie da vor sich hatte. Das hatte sich rumgesprochen in den Kirchenkreisen: Biermann singt in Prenzlau.

„Mach, dass mein herzensliebster Wolf nicht endet wie schon sein Vater hinter Stacheldraht. Mach, dass sein wirrer Sinn sich wieder wendet zu der Partei, die ihn verstoßen hat. Und mach mir drüben unsern Friedensstaat so reich und frei, dass kein Schwein mehr abhaut, und wird dann auch die Mauer abgebaut, kann Oma Meume selig auf zum Himmel fliegen, sie hat ja nicht umsonst auf Dich gebaut(...).“

Nein, das werden die nicht dulden, dass ihnen einer so auf der Nase herumtanzt und daß wir so etwas hören dürfen. Der hat das gesungen, was wir gedacht haben, meint Sibylle, die damals auch da war. Ja, sag ich, noch mehr hat er aber gesungen, was wir immer schon mal denken wollten.

„Ich hab mir nämlich überlegt, ich werde mit diesen Christen da übers Abhaun sprechen: Jetzt muss er vom kleinen Flori Havemann singen, dem uralt klugen Kind:

Er ist hinüber - enfant perdu. Ach, kluge Kinder sterben früh (...). Wer abhaut aus dem Osten, der ist auf unsere Kosten von sich selber abgehaun (...). Die DDR auf Dauer braucht weder Knast noch Mauer, wir bringen es so weit, zu uns fliehn dann in Massen(...).“

Hier nun kommt der Sänger ins Stocken und verwandelt die Panne flugs in einen Vortrag: „(...) das ist auch bedenklich, dass ich gerade an dieser sehr utopischen Stelle nicht weitergekommen bin (...). Der Text, der mir gar nicht über die Gitarre überkommt, heißt: ‚Zu uns fliehn dann in Massen die Menschen‘ (...). Das ist kühn. Ich mach Sie aber darauf aufmerksam, dass das ja eigentlich sein könnte und noch eigentlicher sein müsste (...) wir könnten dann die Mauer im Ganzen an den Westen verkaufen (...). Ich will Ihnen ganz offen sagen, dass ich der Meinung bin, dass, wenn hier in der DDR es gelingt, auch mit Hilfe der Christen, einen wirklichen Sozialismus aufzubauen, und nicht nur einen realen, was ja nicht nur ein Wortunterschied ist, wenn wir also es schaffen würden, hier eine sozialistische Demokratie aufzubauen, eine Arbeiterdemokratie, dann wäre diese Strophe ganz realistisch. Und ich bin im übrigen fest davon überzeugt, dass es so kommen wird. Und diese Hoffnung halte ich für, das müssen Sie mir nun nicht übelnehmen, für wesentlich begründeter als die Hoffnung auf ein Himmelreich. Aber es kommt noch etwas anderes.

Offenbar hat der Mann, der das geschrieben hat, gemerkt, dass er etwas zu weit in die Utopie vorgeschneilt ist, und es kommt dann eine Strophe: ‚Ich scheiß was auf meine Lieder, sie bringen ja nicht wieder, all die verloren sind.‘ Ich habe seit 53, seit ich hier in der DDR bin, sehr viele kostbare Menschen kennengelernt, die weggegangen sind. Und ich hab mir gedacht was soll bloß werden wenn dieser Westen immer den Rahm abschöpft von unserer Gesellschaft. Und nun will ich nicht sagen, dass alle Leute, die abgehauen waren, Fettaugen waren auf der Wassersuppe dieses Landes. Es waren auch große Arschlöcher dabei. Das weiß ich. Reaktionäre Leute auch, um die es nicht schade ist. Aber viele aufrichtige Menschen, die gerade - endlich - in Konflikt gekommen waren mit unseren Zuständen, das heißt, in eine Phase kamen, wo sie hätten fruchtbar werden können für diese Gesellschaft, und die gerade dann weggeschluckt wurden und im Westen untergegangen sind, also:

Ich scheiß was auf meine Lieder, sie bringen ja nicht wieder, all die verloren sind, trotz alledem ich schreibe, ich singe hier und bleibe für Flori Havekind, er ist hinüber, enfant perdu, Ach, kluge Kinder sterben früh. Von Ost nach West, ein deutscher Fall, Lass.

Robert, lass sein, Nee, schenk mir kein ein! Abgang ist überall.“

So singt keiner, der auch nur eine Ahnung hat, vielleicht bald selber ‚weggeschluckt‘ zu werden, oder, wie wir es manchmal nannten ‚in den Westen zu sterben‘. Das war die Mischung aus Trauer und Selbstgerechtigkeit, die die Dagebliebenen und Dableibenden von Jahr zu Jahr mehr beschlich. Bald brauchte es keine Begründungen mehr zum Weggehen. Wir beteuerten uns gegenseitig die Gründe zum Dableiben. Und damit wir uns nicht so elend dabei fühlten, wollten wir wenigstens die Besseren sein, die, die standhalten und „fruchtbar werden“, die kämpfen und nicht „vor sich selber abhaun“. Als ich meine Freundin nach jahrelang laufendem Ausreiseantrag und Abschied in vielen tränenreichen Raten schließlich mitsamt Familie und zahlreichen Koffern im Herbst 88 am Tränenpalast ablieferte, war es immer noch so: Vor dem schrecklichen Gefühl des Verlassenwerdens und der schleichende Furcht vor dem eigenen Irrtum rettete ich mich, indem ich meine Freundin für schwach erklärte und mich für stark. Die ‚Antragsteller‘, die ja nicht plötzlich verschwanden, sondern bis zu ihrer Ausreise meist noch jahrelang in der DDR lebten, wurden nicht nur staatlicherseits diskriminiert und schikaniert, sondern

bekamen auch von dem Moment an, als ihr Antrag bekannt wurde, unsere aus Selbstgerechtigkeit und Schmerzvermeidung zusammengesetzte Distanzierung zu spüren.

Und das Reden des Kommunisten Wolf Biermann vom wirklichen Sozialismus, von der wirklichen Demokratie, der Arbeiterdemokratie? Was konnte ich damit anfangen? Natürlich gehörte ich zu den vielen, die die DDR von links aus kritisierten. Kommunistin allerdings war ich nie und wollte ich nie sein. Da war meine aufgeklärte Mutter vor, der die DDR zuwider war, und zwar von Anfang an. Und 1976 hatte ich längst meine eigenen Erfahrungen gemacht: Zwei kleine Kinder, mit dem dritten im siebten Monat, und dann holten sie meinen Mann für 18 Monate zur Armee, das habe ich ihnen übel genommen. Wäre er nicht Bausoldat geworden, hätten sie sich wohl erweichen lassen, aber so half alles Reden und alle Fürsprache nichts.

Biermann war also Kommunist. Na und? Für uns war das höchstens insofern interessant, als er die SED besonders raffiniert angriff, indem er sie beim Wort nahm. Wir lebten in einem Land, dass vor Ideologie nur so troff. Gegen Ideologien war uns eine Hornhaut gewachsen. Genau besehen, habe ich in meinen DDR-Jahren persönlich mit ziemlich wenig Kommunisten zu tun gehabt. Im Westen wäre es mir vermutlich anders ergangen. Nein, Kommunismus war ebenso unattraktiv wie Antikommunismus. Nicht welcher Weltanschauung, welcher Konfession jemand anhing, war politisch interessant, sondern, ob er den erstickenden Verhältnissen zu trotzen wagte. Ob wir uns als Kommunisten oder Sozialdemokraten oder Christen oder sonstwas bezeichneten, war, genau besehen, herzlich egal. Wir lechzten nach Vitalität, nach Witz und Geist, nach Authentizität, nach klaren und starken Worten, wir genossen die zweifache Kunst von Sprache und Gitarre. Deshalb war uns Biermann herzlich willkommen, nicht weil und auch nicht obwohl er Kommunist war. Viel wichtiger war: er lockte ein Lebensgefühl aus uns heraus, das in der DDR vor die Hunde zu gehen drohte. Schmerzen und Lust, Sehnsucht und Zorn wurden (wieder) fühlbar. Das gelingt nur guten Therapeuten und sehr guten Künstlern.

Da Biermann nun einmal in der Kirche war, reichte es ihm nicht, den Kommunisten den Kommunismus zu predigen. Er erklärte auch gleich den Christen, was mit Auferstehung gemeint ist, um sie damit sozusagen vom real existierenden zum wahren Christentum zu bekehren: „Ich bin nämlich

der Meinung, dass gerade dieser offensichtlich erstunkene und erlogene Teil der Leidensgeschichte von der Auferstehung die tiefste Wahrheit des Evangeliums ist, die ich auf meine sehr weltliche Weise verstehe, denn ich finde, in der Geschichte von der Auferstehung Jesu ist in einer kindlichen, bildhaften, wunderbaren Weise etwas dargestellt, was alle Menschen, egal, ob sie religiös sind oder nicht, tief bewegen muss, nämlich dass sie den Tod besiegen. Damit schlagen sich ja auch Kommunisten herum. Wir möchten ja alle den Tod besiegen.

Da passte ja nun „Es gibt ein Leben nach dem Tod“ wunderbar hin. Es folgten die drei Ermutigungen, die kleine, also die von oben herab, die ERMUTIGUNG, die uns in der Opposition zur Hymne wurde. Und die große Ermutigung: „Sag, wann haben diese Leiden endlich mal ein Ende? Wenn die neuen Leiden kommen, haben sie ein Ende“ - keine Ermutigung für Plattköpfe, meint der Sänger. Das Lied geht aber nicht glatt durch, elf Jahre ohne öffentlichen Auftritt haben ihren Preis, aber Biermann wäre nicht Biermann, wenn er aus dem Hänger nicht noch eine Botschaft werden ließe: „Wenn Sie mich noch ein bißchen länger öffentlich üben lassen, dann bring ich's schon (...) aber: Ich finde es ganz gut, daß ich die Lieder nicht mehr so gut kann, und das sage ich jetzt nicht um aus Scheiße Frikadellen zu machen, wie man in Hamburg sagt, sondern, ich singe eben seit langer Zeit nicht mehr.“

Und doch folgt nun Lied auf Lied: Hugenottenfriedhof - da, wo der Text nicht gleich kommt, hilft das Publikum weiter. Und als wir ans Ufer kamen (...) Dazwischen entsteht Zimmeratmosphäre: „So, was wolln wir denn jetzt machen? Wollen Sie Lieder hören? Oder wolln Sie, dass wir uns unterhalten, oder beides? Dann das Barlachlied, gemacht für den Film der DEFA über Ernst Barlach: „Dann wurde aber das Lied in letzter Minute rausgenommen, damit der Film gerettet wurde, und dann mußte aber doch der Film rausgenommen werden, damit die DDR gerettet wurde“. Es folgte „Die großen Fürsten“. Dann eine Art von Aufklärungs-Calypto: „Ich zog durch die Menschheit durch und durch und fragte die Frage vom Klapperstorch, nu bin ich klapprig, alt und kahl, nu isset mir scheißegal.“ Das Lied findet sich nicht mal in der Sammlung „Alle Lieder“ von Kiepenheuer & Witsch, obwohl sogar Gott und Marx darin vorkamen. Ebenso wie im Frühling auf dem Mont Klamott.

Leider ist der Übergang zum nächsten Lied unserer dürftigen Technik zum

Opfer gefallen. Ob das nun Sekunden oder Minuten waren die auf dem Band fehlen – in dieser Zeit hat Wolf Biermann jedenfalls seine Vorsicht fahren lassen, sucht nicht mehr nach Liedern, in denen Gott vorkommt und weiß, dass er uns was zumuten kann – zum Beispiel, zu singen, worauf er jetzt Lust hat:

„Die kalten Frauen, die falschen Freunde, die ganze Bürokratenbrut, die deutschen Professoren, Beamte, feige, fett und platt, die Lehrer, die Rekrutenschinder, gehorsam, fleißig, geistig matt, Die hab ich satt!!“ (...).

Jetzt sind wir bei der Wut angekommen, beim blanken Zorn. Ich glaube, ich war befremdet, und nicht nur ich. Da war ja nun nix mehr mit gutmütig - großzügigem Spott, den wir so gern hatten. Der Zorn - den habe ich, den haben viele am wenigsten wahrhaben wollen. Wir waren trotzig, manchmal traurig - aber wo war unsere Wut? Darüber, eingesperrt zu sein, der wichtigsten Rechte beraubt, belogen und betrogen zu werden? Und der Tod von Brüsewitz oder die Aktion von Reinhard Lampe, der sich gegenüber der Mauer nackt am Fensterkreuz seiner Wohnung festkettete: Anstatt dass wir unsere eigene ohnmächtige Wut darin wiedererkannten, erschrakten wir für eine kleine Weile und gingen dann zur Tagesordnung über. Wir hätten noch viele solcher Lieder hören müssen, um das freizulegen, was die DDR wirklich mit uns gemacht hat. Einer meiner Freunde hat sich über lange Zeit jeden Morgen Ton-Steine-Scherben wie eine Droge reingezogen: Macht kaputt, was euch kaputt macht. Keine Macht für niemand. Aber dann ist er ins Büro gegangen. Und abends in die Fürbittandacht. Alle loben die friedliche Revolution, und sie haben ja auch recht damit. Der Zorn ist dabei aber auf der Strecke geblieben. Kein Wunder, dass der Osten an kollektiver Migräne leidet.

Nun kam nur noch ein Lied: Kommandante Che Guevera. „Wolln wir das nicht mal zusammen singen: Uns bleibt, was gut war und klar war, daß man bei dir immer durchsah, und Liebe, Hass, doch nie Furcht sah und Liebe, Hass, doch nie Furcht sah!“ Was soll ich da sagen? Lieber gar nichts. Höchstens, dass ich immer noch ein bisschen Gänsehaut kriege, wenn ich die Aufnahme höre.

„Während dieser „Jugendveranstaltung“, die in der Zeit von 19.00 Uhr bis

23.00 Uhr durchgeführt wurde(...), trug auch Biermann in zwei Auftritten einige seiner negativ-feindlichen „Lieder“ vor und beteiligte sich an den dort in verschiedenen Gruppen geführten Diskussionen (...).

Biermann trug folgende „Lieder“ vor:

„Kommandante Che Guevara“, „Flori-Have-Lied“ (Für meine Genossen), „Großes Stoßgebet der alten Kommunistin Oma Meume aus Hamburg“, „Frühling auf dem Mont Klamott“, „Ich möchte am liebsten weg sein“, sowie verschiedene Passagen aus weiteren „Liedern“. Alle von Biermann vorgetragene Texte richten sich gegen die sozialistische Gesellschaftsordnung und die Verhältnisse in der DDR; zum Teil werden darin versteckt Angriffe gegen Partei und Regierung geführt (...). Vom MfS werden weitere Ermittlungen zum Sachverhalt und zur Aufklärung der Personen, die den Auftritt Biermanns förderten, geführt.“

Wenn man anfängt, sich zu erinnern, weiß man nie was passiert. Erinnern zieht einem das Hemd aus, stellt bloß. Nun weiß ich besser, warum ich geheult habe, als ich das Band nach Jahren wieder anhörte. Weil zwischen mir und dieser jungen Frau da 25 Jahre liegen, in denen ich geschrumpft und gewachsen, klüger und dümmer geworden bin.

Wolf Biermann habe ich danach ziemlich genau 24 Jahre nicht wieder getroffen. Dann haben ihn meine Kollegen aus der Bundestagsfraktion am Tag, bevor ich Bundesbeauftragte für die Stasi-Unterlagen wurde, eingeladen. Da sang er für mich in dem Gebäude, das früher die Generalstaatsanwaltschaft der DDR war, die Stasi-Ballade. Seitdem begleitet er aus der Entfernung meine Arbeit, was ihr gut tut, und sorgt dafür, man könnte es fast eine arbeitshygienische Maßnahme nennen, dass ich als Ausgleich für die Akten, mit denen ich es täglich zu tun habe, aus erster Hand allerschönste Gedichte und Texte zu lesen kriege. Und das tut mir gut.

Wenn die Bundesrepublik in diesem Herbst aus Anlass des 25. Jahrestags die Biermann -Ausbürgerung, ihre Hintergründe und ihre Folgen diskutiert, werden sich ein paar hundert Leute an das Konzert in Prenzlau erinnern. Und wissen, warum die SED ihn aus dem Land trieb, denn sie haben an sich selber erlebt, welche Wirkung ein öffentlich auftretender Biermann hat. Niemand sonst war so sehr Pfahl im Fleische der DDR, konnte das System derart irritieren. Es gibt nicht viele Möglichkeiten, jemanden wie Biermann zum Schweigen zu bringen.

Bürgerprotest in Prenzlau (1989/90)

Sarah Grandke, Prenzlau

Festakt. Der Bundespräsident empfing Abordnung aus der Kreisstadt und zeichnete Sarah Grandke aus. Neben ihr waren 7 weitere Schülerinnen sowie die Zeitzeugen Harald Jahn, Peter Bülow sowie der betreuende Lehrer Jürgen Theil zur Matinee eingeladen.



Die Prenzlauer Peter Bülow, Harald Jahn und Sarah Grandke (von links nach rechts) im Gespräch mit Bundespräsident Horst Köhler. Sie waren zum Demokratieempfang geladen worden. Foto: nk

Prenzlau/Berlin (UK). Auf Einladung des Bundespräsidenten Horst Köhler haben acht Schülerinnen der 11. Jahrgangsstufe des Christa-und-Peter-Scherpf-Gymnasium Prenzlau sowie Harald Jahn, Peter Bülow und Jürgen Theil an der Matinee „Lebendige Demokratie – Junge Leute feiern 60 Jahre Grundgesetz“ teilgenommen, bei der Sarah Grandke, die beim Bundeswettbewerb den ersten Preis der Sonderinitiative „DemokratieMitWirkung“ der Körber-Stiftung gewann, ausgezeichnet wurde, der Uckermark Kurier berichtete.

Innerhalb eines Podiumsgesprächs zum Thema „Bürgeropposition und –engagement“ erläuterte die junge Preisträgerin nochmals, wie sie auf die von ihr gewählte Thematik kam und was sie mit ihrem Essay „Ein Volk, das

herrscht“ erreichen wollte. Der Kreisstädter Peter Bülow berichtete außerdem über die Hintergründe der kurz vor der Wendezeit geplanten und zum Glück verhinderten Hubschrauberstationierung in der Uckermark.

Dr. Joachim Gauck würdigte in seiner Rede den Mut und die Entschlossenheit der Prenzlauer Bürger, die sich der geplanten Stationierung von Kampfhubschraubern damals entgegenstellten und fand, ebenso wie Bundespräsident Horst Köhler, lobende Worte für die engagierte Arbeit von Sarah Grandke.

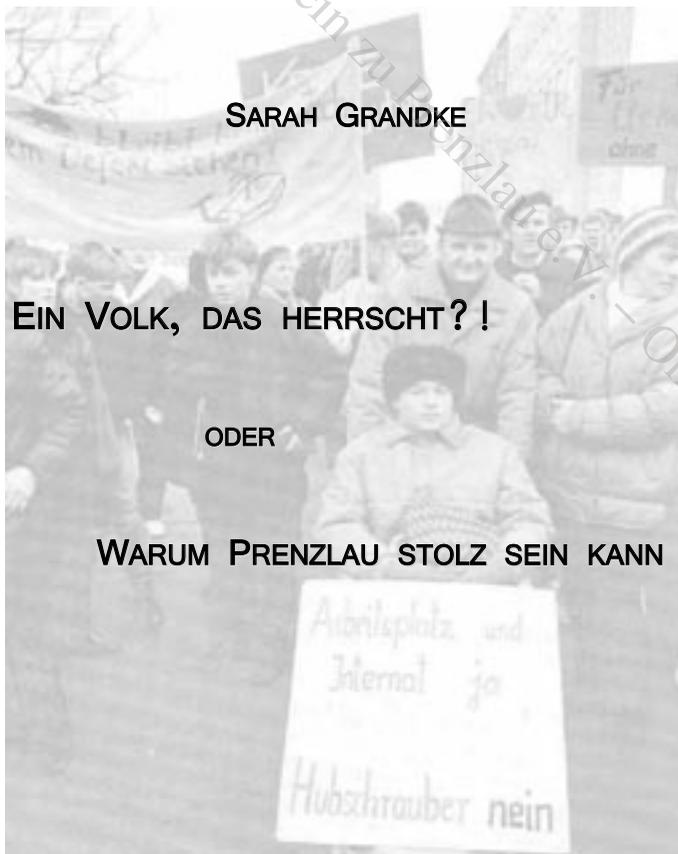


Abb. Foto Jabs aus Prenzlauer heimatkalender 1991, Seite 27.

Demokratie. Demokratie gleich Volksherrschaft. Das Volk herrscht und das Volk entscheidet. Das Volk wählt und bestimmt so die Politik - das zumindest habe ich in der Schule gelernt. Doch warum engagieren sich immer nur wenige Bürger, trauen sich ihre Meinung zu sagen, sich für eine gute Sache einzusetzen, wenn sie doch diejenigen sind, die entscheiden, die herrschen? Und was - und insbesondere wer - kann Menschen im Endeffekt dazu bringen sich für etwas stark zu machen? Sind nicht die Bürger, die passiv bleiben, Unrecht dulden oder wegschauen (mit-) schuldig an dem System, in dem sie leben? Und in einer Diktatur? Hier sollte sich das Volk gegen das Regime stellen, dagegen kämpfen. Kann man unsere Groß- und Urgroßeltern für die Geschehnisse im Zweiten Weltkrieg verantwortlich machen, (nur) weil sie nichts dagegen unternommen haben? Meine Eltern lebten in der DDR, im so glücklichen Sozialismus. Warum kämpften sie nicht für Freiheit und Gerechtigkeit, für Demokratie? „Ja, was sollten WIR denn tun?! UNS ging es doch gut und WIR waren ja nicht betroffen“, ist wohl die häufigste Antwort. Und weiter heißt es dann: „Außerdem, sollten wir uns einsperren lassen? Da haben wir lieber das gesagt und geschrieben, was SIE hören wollten.“ Doch wenn nicht der „normale“ Bürger etwas tut, wer dann? Und immer wieder wird mir berichtet, dass jeder nur das gemacht hätte, was SIE wollten, was von ihm erwartet und verlangt wurde. SIE... SIE waren sowohl im Nationalsozialismus als auch in der DDR und sind auch in jeder heutigen Diktatur die Minderheit. Warum also trauten und trauen sich auch heute nur die wenigsten sich dieser Minderheit zu widersetzen? Vielleicht sind es Hoffnungslosigkeit und Mutlosigkeit? Oder Ohnmacht und Hilflosigkeit? Vielleicht Angst? Bequemlichkeit? Sicher, es gibt immer jemanden, der für eine Idee, ein Vorhaben oder für Demokratie eintritt. So auch im Nationalsozialismus und in der DDR. So auch heute.

Es fällt mir schwer jemanden nicht zu verurteilen, der passiv blieb und geschwiegen hat. Doch dann stellt sich wieder die Frage, was ich in deren Situation getan hätte, ob ich den Mund aufgemacht hätte. Natürlich, aus heutiger Sicht würde ich sagen, dass ich mich getraut und gegen die Ungerechtigkeit protestiert hätte. Mein tiefster Respekt gilt den Menschen, die sich ohne Furcht für andere und ihre eigene Meinung einsetz(t)en und etwas beweg(t)en oder es aber zumindest versucht haben oder versuchen. Da die Unzufriedenheit im gesamten Ostblock mit Beginn der 80er von

Jahr zu Jahr stieg, kam es unter Gorbatschow mit Glasnost und Perestroika zu einer Grundlage für mehr Unabhängigkeit in den sozialistischen Staaten. Einige Länder, wie Ungarn, wollten ihren Sozialismus reformieren und öffneten sich dem Westen. In Polen kam es zu Aufständen, in der DDR stellten mehr und mehr Bürger einen Ausreiseantrag, begingen Republikflucht oder besetzten Botschaften. Gerade der Versuch der DDR-Regierung sich von ihren sozialistischen Bruderstaaten immer weiter abzuschotten schürte den Unmut der Bevölkerung nur noch mehr. Die Initiative „Schwerter zu Pflugscharen“ war eine der ersten Bewegungen, die sich offen für Frieden und Gewaltfreiheit, Abrüstung und Demokratie einsetzte. Einige Historiker werten diese sogar als die Keimzellen der Montagsdemonstrationen in Leipzig (ab dem 4. September 1989) und dem damit verbundenen Zusammenbruch der DDR. Die Gebete und Demonstrationen in Leipzig nahmen ab Mitte 1989 ein immer größer werdendes Ausmaß an. Tausende DDR-Bürger setzten sich friedlich für (mehr) Demokratie, Freiheit und Abrüstung ein, forderten Veränderungen, wollten selbst etwas bewegen. So auch in Prenzlau und der näheren Umgebung.

Am 18. Mai 1989 verließ die 25. Sowjetische Panzerdivision im Zuge der Truppenrationierung die 22 000 Einwohnerstadt im Nordosten der DDR. Mehrere internationale Journalisten und sogar militärische Vertreter aus der UdSSR, den USA, England, Frankreich und Japan nahmen an diesem symbolträchtigen Ereignis in der „Stadt des Friedens und der Abrüstung“ teil. Nur wenige Stunden später wurde jedoch bekannt, dass in derselben Stadt ein Stützpunkt für 180 sowjetische Kampfhubschrauber eingerichtet werden sollte, welche unter anderem als Begleitstaffel für nukleare Sprengköpfe genutzt werden konnten. Theoretisch wäre es möglich, von dem neu geplanten Stützpunkt in nur kurzer Zeit einen Blitzkrieg gegen den „kapitalistischen Klassenfeind“ durchzuführen. In den folgenden Tagen und Wochen wurde mit dem Um- und Ausbau eines Hubschrauberlandeplatzes und des militärischen Geländes begonnen. Gleichzeitig überflogen Helikopter die Stadt für Übungszwecke. Immer mehr Anwohnern wurde klar, dass es sich beim Abzug der Panzerdivision im Mai auf keinen Fall um Abrüstung handelte, sondern nach- und aufgerüstet werden sollte. Verständlicherweise hatten die Prenzlauer Angst vor den Waffen, einem möglichen Absturz und auch davor, dass Prenzlau als Helikopterstützpunkt im

Falle eines Angriffs des Feindes ein militärisches Ziel sein könnte. Da sich viele Prenzlauer schon jahrelang für den Naturschutz einsetzten, spielte die Umweltverschmutzung und Lärmbelästigung ebenfalls eine große Rolle. Vor allem in Röpersdorf, nur wenige Kilometer von Prenzlau entfernt, war ein ständiger, penetranter Benzingeruch bemerkbar. Riesige Tankbehälter wurden ohne jegliche Absicherung ins Erdreich eingelassen. Die Gefahren, die von dem Militärgelände und seiner Nutzung ausgingen, wurden immer offensichtlicher. Im Oktober 1989 wurden die ersten Stimmen der Anwohner gegen die Helikopter laut. Besonders die Röpersdorfer protestierten gegen den geplanten Militärstützpunkt. Sie wandten sich an das Ministerium für Nationale Verteidigung, doch ihre Proteste fanden so gut wie kein Gehör. Erst im Dezember wurde das Schreiben mit der Bemerkung, dass man das Problem zwar verstehe, aber nicht lösen könne, beantwortet. Ebenfalls die Kreisleitung nehme das Problem zur Kenntnis, könne jedoch die Entscheidung des „großen Bruders“ Sowjetunion auf keinen Fall beeinflussen.

Im November wandten sich die Bürger an den Staatsratsvorsitzenden Egon Krenz. In der „Protestresolution gegen die Neuansiedlung einer Hubschrauberinheit in Prenzlau“ begründeten Hans-Joachim Wellmann und Peter Bülow im Namen der Gemeinde Röpersdorf ihr Schreiben mit folgenden Punkten:²

1. Vertrauensverlust, da die sowjetische Panzerdivision aus Prenzlau abgezogen wurde
2. „unnötige Gefährdung (Absturzgefahr und Raketenbestückung) und Belästigung (z. B. Fluglärm)“³ 2. „unnötige Gefährdung (Absturzgefahr und Raketenbestückung) und Belästigung (z. B. Fluglärm)“³
3. Frage der Aufgabe der Hubschrauber
4. Installierung der Hubschrauber unnötig, da die Abrüstung voranschreitet
5. Umweltbelästigung

² Drawert, I. u.a.: „Protest gegen die Hubschrauberstationierung 1989/90 in Prenzlau. Die erste Demonstration vor der sowjetischen Botschaft in Ost-Berlin gegen militärische Objekte der UdSSR in der DDR“, Schülerarbeit, Seite 28

³ ebd.

(Eine Beantwortung des Protestschreibens erfolgte erst zwei Monate später.) Am 14. November kam es zum ersten Mal zur öffentlichen Diskussion, bei der die anwesenden Abgeordneten des Rates des Kreises zusagten, sich für die Interessen der Bürger einzusetzen. Nur sechs Tage später, am 20. November, versammelten sich Hunderte Anwohner spontan vor dem sowjetischen Militärgelände. Anlass dafür war ein geplanter Demonstrationsflug der Hubschrauber über Prenzlau, der jedoch laut Militär auf Grund des „schlechten Wetters“ nicht durchgeführt werden konnte.

Ohne jegliche Planung oder Ankündigung protestierten circa 300 Uckerländer gegen die Kampfhubschrauber. Aus Furcht vor zu großem Aufsehen baten die sowjetischen Offiziere die Demonstranten aufs Militärgelände, denn man könne ja schließlich dort wesentlich besser über das Problem sprechen. Doch es half nichts. Die Nachricht von der Demonstration verbreitete sich wie ein Lauffeuer und immer mehr Anwohner kamen zum Militärgelände am Rande der Stadt. Harald Jahn, Hans-Joachim Wellmann, Marlies Czerwinski und Peter Bülow wurden zu den führenden Protestsprechern der Initiative und nach einer endlosen Diskussion einigte man sich lediglich auf einen neuen Termin. Die Forderungen der Anwohner wurden seitens des in Prenzlau stationierten Militärs in keiner Weise ernst genommen. Noch nicht einmal die Vorgesetzten in Ostberlin beziehungsweise Moskau wurden über die Proteste der Prenzlauer informiert. Mit Hilfe der Kirche und des „Neuen Forums“, das ab Ende des Monats die Bewegung unterstützte, sammelten die Bürger Unterschriften gegen die geplante Stationierung und den Ausbau des Militärgeländes. Im Laufe der Zeit setzten sich immer mehr Anwohner gegen die Helikopter ein und bis zum 1. Dezember hatten 2 856 Bürger ihre Unterschriften abgegeben.⁴ Auch der Vorsitzende des Rates des Kreises wurde aktiv und schrieb einen Brief an den Ministerrat und die Westgruppe der sowjetischen Streitkräfte. Kurz nach dem ersten Protest im November wurden die ersten Stimmen laut, dass eine groß angelegte Demonstration den Forderungen noch mehr Ausdruck verleihen würde. Die Bürgerinitiative begann die Demo zu organisieren und zu planen. Flugblätter wurden verteilt, Ankündigungen in

⁴ Drawert, I. u.a.: „Protest gegen die Hubschrauberstationierung 1989/90 in Prenzlau. Die erste Demonstration vor der sowjetischen Botschaft in Ost-Berlin gegen militärische Objekte der UdSSR in der DDR“, Schülerarbeit, Seite 30

der lokalen Tageszeitung abgedruckt. Alle möglichen Institutionen, wie die Kirche, Parteien und die Medien unterstützten die Interessen der Anwohner und halfen bei der Planung und vor allem der Bekanntmachung der Protestkundgebung.

Den ersten großen Erfolg konnte die Bewegung mit einer Protestnote an Hans Modrow, den Vorsitzenden des Ministerrates, verzeichnen. Innerhalb weniger Tage kam es zu einem Baustopp. Damit war das Problem zwar nicht gelöst, aber es zeigte, dass die Ziele der Uckermärker erreicht werden könnten, obwohl es sich um einen Protest gegen die Besatzungsmacht Sowjetunion handelte. Wahrscheinlich motivierte dieser erste Erfolg all diejenigen Prenzlauer, die einem Beitritt der Bewegung eher unsicher gegenüberstanden, denn in den folgenden Tagen wurden weitere Hunderte Unterschriften abgegeben. Am 3. Dezember bekundeten circa 3 000 DDR-Bürger ihren Unmut vor dem sowjetischen Militärgelände. Der Protest richtete sich jetzt nicht mehr nur gegen die geplante Nachrüstung in Prenzlau, sondern auch gegen das politische System der DDR. Auf den Transparenten der Demonstranten waren nun sogar politische Forderungen wie „Egon tritt zurück!“ zu lesen. Mit dem 9. November 1989 ist bei vielen DDR-Bürgern die Angst vor dem SED-Regime und vor allem der Stasi gesunken. Mehr und mehr Bürger trauten sich jetzt offen gegen den Sozialismus und den Staat zu sprechen. Die DDR war am Boden und es war nur noch eine Frage der Zeit bis sie endgültig Geschichte sein würde – natürlich bemerkte das auch das Volk. Den Menschen wurde bewusst, dass sie ihre Forderungen nach Demokratie und Freiheit durchsetzen konnten. Auf der Demo sprach ebenfalls der Vorsitzende einer weiteren uckermärkischen Bürgerinitiative. In Naugarten bildete sich fast zur gleichen Zeit eine Protestbewegung gegen eine NVA-Raketenbasis. Bis Ende Dezember schafften es die Bürger, dass der Militärstützpunkt stillgelegt wurde. Die Entscheidung über die Raketenbasis lag jedoch bei der DDR-Regierung. Deshalb war es für die Naugartener wesentlich einfacher ihre Forderungen durchzusetzen. Dank der vielen Schreiben der Bürgerinitiative und Abgeordneten des Rates des Kreises nahm nun auch die DDR-Regierung den Protest ernst. So forderten am 28. Dezember das Außenministerium und Abgeordnete der Volkskammer von der sowjetischen Botschaft die sofortige Auflösung der Hubschrauberstaffel und die Einstellung der Ausbauarbeiten des Militärgeländes - ohne Erfolg. Dennoch, es war ein Zeichen.

Die Uckermärker hatten es geschafft die Aufmerksamkeit der Regierung auf sich zu lenken, wodurch der Druck auf die UdSSR enorm stieg.

Trotz einer Einigung auf einen Baustopp bis zu den Maiwahlen zwischen dem sowjetischen Militär in Prenzlau und der Bürgerinitiative vom 22. Januar 1990, nahmen nach Angaben der Anwohner die Überflüge der Helikopter und auch die Bauarbeiten kein Ende. Nachdem ein Protestschreiben mit über 10 000 Unterschriften an Hans Modrow, den Vorsitzenden des Ministerrates, und Michael Gorbatschow keine Erfolge brachte, planten die Bürger der Stadt eine Demonstration in Berlin vor der sowjetischen Botschaft, nur einen Katzensprung vom Brandenburger Tor entfernt. Mit Hilfe des Vorsitzenden des Rates des Kreises vereinbarte man einen Termin beim Botschafter der Sowjetunion und beantragte die Demo. Vor allem die Protestvorsitzenden wollten verständlicher Weise die Demonstration in Berlin gut vorbereitet wissen. So traf man sich mit den Teilnehmern mehrere Tage vor der eigentlichen Demo. Es kam zu Aufrufen in der lokalen Tageszeitung, Flugblätter wurden verteilt und die Bürger wurden aufgerufen Plakate und Transparente anzufertigen. Insgesamt über 300 Uckermärker machten sich am 10. Februar 1990 auf den Weg zur Botschaft mit der Forderung nach einem sofortigen Einstellen des Ausbaus des Militärgeländes und dem endgültigen Abzug der Sowjets aus Prenzlau. Vor der Botschaft wurden Flugblätter verteilt und mit Sprechchören auf sich aufmerksam gemacht. Spontan nahmen auch Berliner an der Demonstration teil und nach nur kurzer Zeit waren auch ausländische Journalisten und Kamerateams anwesend. Das alles verdeutlicht, wie besonders und einzigartig der Prenzlauer Protest war und ist. Es war der erste öffentliche Protest vor der sowjetischen Botschaft gegen militärische Vorhaben.

Führende Mitglieder der Bürgerbewegung Hans-Joachim Wellmann, Harald Jahn und Marlies Czerwinski sowie der Vorsitzende des Rates des Kreises Eckhart Rissmann sprachen mit dem sowjetischen Botschafter und Angehörigen des Militärs. Die Offiziere nahmen den Protest nicht ernst und weigerten sich ihre Pläne zu überdenken. Überraschenderweise zeigte sich aber der Botschafter zuversichtlich, dass das Problem zugunsten der Prenzlauer gelöst werden könnte. Man einigte sich auf eine sofortige Einstellung der Überflüge und ein weiteres Gespräch in naher Zukunft. Am 1. März gab die Westgruppe der sowjetischen Streitkräfte die Nichtstationierung der Kampfhubschrauber in Prenzlau und der näheren Umgebung

sowie die Auflösung des Militärgeländes bis 1991 bekannt. „Sowjetische Helikopter nicht nach Prenzlau“ hieß es am 2. März 1990 im „Neuen Deutschland“, der wohl größten überregionalen Tageszeitung der DDR. Spätestens ab der Demo Unter den Linden war die Stationierung der sowjetischen Helikopter nicht mehr nur ein Problem irgendwelcher Kleinstädter im Nordosten der DDR. Sowohl die DDR-Medien als auch der „kapitalistische Klassenfeind“ berichteten über die geplante Stationierung und den Protest der Prenzlauer. Unter anderem berichteten die „Harburger Anzeigen“ am 12. Februar über die „Proteste vor [der] UdSSR-Botschaft“. Durch Beiträge über die Prenzlauer Bürgerinitiative in westdeutschen Medien wurden Bürger aus Wiesbaden auf die Uckermärker und deren Erfolg aufmerksam. Auch hier hatte sich eine Protestbewegung gegen einen Helikopterstützpunkt gebildet – Nutzer des Militärgeländes: die US-Airforce. Im Mai fuhren einige Prenzlauer in den „Westen“, um Erfahrungen auszutauschen und Kontakte zu knüpfen. Mit dem Abzug der Besatzungsmacht am 20. August 1991 wurde Prenzlau endgültig zur „Stadt des Friedens und der Abrüstung“ – der allgemeine Abzugstermin war 11 Tage später. Die Uckermärker hatten es geschafft! Mitte 1989 hätte es wohl kaum jemand für möglich gehalten, dass es DDR-Bürgern gelingen würde sich gegen den großen sozialistischen Bruder und die Besatzungsmacht Sowjetunion durchzusetzen. Nach mehreren Monaten des Protestes konnten die Bürger der Stadt Prenzlau und vor allem die vier führenden Köpfe der Bürgerinitiative wieder aufatmen und stolz auf das sein, was sie geschafft hatten. Das Besondere, und das gilt für alle DDR-Bürger, die sich 1989/90 für Frieden und Demokratie einsetzten, ist wohl, dass alle, egal aus welcher sozialen Schicht, egal aus welcher Region, aus welcher Stellung oder aus welcher politischen Richtung, alle an einem Strang zogen und sich für Abrüstung und Wiedervereinigung einsetzten. Die Kirche, die unterschiedlichsten politischen Parteien, die Medien. Nur das Zusammenwirken aller konnte dazu führen, dass es zu einer Nichtstationierung der Hubschrauber in Prenzlau kommen konnte und die Wiedervereinigung sowie das Ende des Kalten Krieges möglich wurden. Zeitungsartikel, Radiobeiträge, Bilder und Videos der Wendezeit bringen mich jedes Mal zum Nachdenken. Was brachte die Menschen dazu erst so spät zu handeln? Warum kam es nicht schon viel früher zu Demonstrationen gegen das Regime? Und warum fehlt heute so oft das Engagement, das 1989/90 zur Stelle war? Ist heute

alles perfekt? Vielleicht brauchen wir uns ja heute gar nicht mehr für irgendetwas einzusetzen?! Sagen einfach zu allem „Ja“ und „Amen“... Warum vergessen immer mehr Menschen, dass es eben nicht so ist und dass etwas getan werden muss, auch wenn es vielleicht nicht uns persönlich betrifft? In einer meiner letzten Geschichtsstunden sahen wir eine Dokumentation über die letzten Monate der DDR. Es ist einfach unglaublich! Immer wieder muss ich mich fragen, was wäre geworden, wenn es nicht zur Öffnung der Mauer gekommen wäre? Würde ich heute in der DDR leben? Ein aktives Mitglied der FDJ sein oder im Extremfall im Gefängnis sitzen? Wo stünden meine Eltern?

Was auch immer die DDR-Bürger dazu brachte, es war und ist außergewöhnlich und einzigartig. Dennoch, die Uckermarker und viele andere (Ost-) Deutsche haben vergessen, was sie vor fast 20 Jahren erreicht haben. Die Wahlbeteiligung und das Interesse an Politik sinken von Wahl zu Wahl und auf die Straße zu gehen, kommt für die große Mehrheit schon gar nicht in Frage. Vielleicht liegt es daran, dass nach der Wiedervereinigung die Euphorie schon schnell wieder verflogen war und Deutschland sich in Vereinigungsgewinner und -verlierer teilte. Die Uckermark ist heute eine der deutschen Regionen mit der höchsten Arbeitslosigkeit, viele wünschen die DDR zurück. Viele vergaßen und vergessen, dass die DDR eine Diktatur war. Einige sagen, dass es in der Uckermark nur an jungen Leuten fehlen würde – die Alten seien doch nun wirklich einfach zu alt um etwas zu verändern. Ab wann ist man zu alt für Engagement? 40? Ende 60? Immer öfter hört man heute aus allen Gesellschaftsschichten: „Warum sollen WIR denn was tun? DIE machen doch eh was sie wollen.“ Sind Bürger gegen Entscheidungen Abgeordneter, so wird das kaum öffentlich gemacht. Nur noch selten bilden sich Bürgerinitiativen. Vielleicht hilft und mobilisiert es Menschen, wenn man mehr an die erzielten Erfolge erinnert und darüber berichtet. Zum Gedenken an die Bürgerinitiative Prenzlau wurde 1997 eine Gedenktafel an einem der ehemaligen militärischen Gebäude der Sowjets angebracht. Heute befindet sich darin eine Schule, doch wohl kaum ein Schüler weiß, was auf der Gedenktafel steht beziehungsweise, dass sie überhaupt existiert und das obwohl vielleicht sogar deren Eltern an den Protesten beteiligt waren. Rund 20 Jahre ist es nun her, dass Prenzlau gegen die Helikopter protestierte und sich für Frieden und Abrüstung einsetzte. Vor allem in der Schule und in der Presse

sollte auf diesen Erfolg aufmerksam gemacht werden, um den Uckermärkern (wieder) Mut zu machen, um sie wachzurütteln und zum politischen Handeln zu bewegen.

William Shirer schrieb in „Rise and Fall of the Third Reich“: „No one who has not lived for a few years in a totalitarian land can possibly conceive how difficult it is to escape the (...) calculated and incessant propaganda.“⁵ (Keiner, der nicht für Jahre in einem totalitären Land lebte, kann sich wahrscheinlich vorstellen, wie schwierig es ist, der berechnenden und unaufhörlichen Propaganda zu entfliehen.) Und das ist wohl auch die einzige (richtige) Antwort auf meine Frage „Warum hast du damals nichts dagegen unternommen?“

⁵ Shirer, W. J.: Rise and Fall of the Third Reich, Touchstone Books, New York, 1998

Preis mit „Nebenprodukt“ gewonnen

LOHBERGEN Für ihre Filmdokumentation „20 Jahre friedliche Revolution in Prenzlau“ werden 22 Scherpf-Gymnasialisten in Potsdam ausgezeichnet.

VON MONIKA STREHL-OW

UCKERMÄRK. Mit einem von zwei auf je 500 Euro dotierten Hauptpreisen des Schülerwettbewerb „20 Jahre Friedliche Revolution“ ist am Mittwoch die Chorusklasse des Scherpf-Gymnasiums in Prenzlau ausgezeichnet worden. Darüber befindet sich die Klasse Jürgen Theil nicht ohne Stolz dem Uckermark-Kurier.

Als die Auswertung des Schülerwettbewerb durch Landtag und Bildungsministerium hat-

ten sich rund 250 Schü-

ler mit 29 Arbeiten beteiligt. Unter anderem auch Prenzlauer Gymnasialer der Jahrgangsstufe 11, die im vorigen Schuljahr mit den

Arbeiten an einer Filmdokumentation „20 Jahre Friedliche Revolution in Prenzlau“ begonnen ha-

ben.

Der zweite Hauptpreis auf der fünftägigen Preisverleihung im bra-

unenburgischen Landtag ging an Schüler des Gesamtschule 3 Eisenhüttenstadt. Ihr erstes Filmbroschüre TV-Broschüre „Und plötzlich fuhr die Maus – die Friedliche Revolution in Eisenhüttenstadt“. Insgesamt wurden acht Projekte von sechs Schülern prämiert. Die Bandbreite der eingesendeten Beiträge reichte von selbstgeschriebenen Plakaten über ein Theaterstück bis hin zu selbst komponierter Musik.

Vier weiteren Monaten erst liefen die 22 Teilnahmen des Geschichtswettbewerb „20 Jahre Fall der Mauer“ am Scherpf-Gymnasium, die von den Geschichtsklassen Erhard Thoms und Jürgen Theil betreut werden, einen beachtlichen Erfolg beim bundesweiten Schülerwettbewerb. Der Preis der History Award bei diesem Wettbewerb zum Thema der Friedlichen Revolution erlangten sie effien bei-

stehliches inwischen Platz, der Uckermark-Kurier berichtete. Ihre

kurze Arbeit, die den Einsatz der

Arbeitsgemeinschaft

und noch im Jahreshilfe im Prenzlauer Kreisverwaltung zu unter-

stützen der Arbeitsteilung auf 20

Tabellen über die Zeit der Wende

und die Verhältnisse in Prenzlau. An Erteilung ging es auch ein

Podiumsgespräch mit Zeitzeugen

und Akteuren der Wendezeit.

Die für den aktuellen Wettbewerbsstärkungs Filmdokumentation



Die Geschichtsklassenlehrer des Prenzlauer Scherpf-Gymnasiums, voran von Landtagspräsidentin Grottel, freuen sich über den Preis für die Filmdokumentation „20 Jahre Friedliche Revolution in Prenzlau“.

lung gegen die Instrumentierung von Kampfsportarten geschickt.“

Er habe „solche Wertehere für die Schüler unweiblich wichtig, und es methodisch dabei

verarbeiten und neue, ausführliche Zugänge zur Historie

erfahren“, betont Jürgen Theil. Auch Erhard Thoms habe den besonderen Wert von

Zeitungsgesprächen hervorgehoben. Und auch für

die beiden Lehrer war es eine neue Erfahrung, dass die teilneh-

mernde eine Filmdokumentation war. Notwendig für die Bewältigung

arbeiten in der Zeitzeugen, arbeiten in der

Verfahren und werteten die Ergebnisse

des Jahres 2009 aus. Sie

beschrieben die Chancen, aber

auch die Probleme und Schwierig-

keiten, die mit der Wiederent-

deckung Deutschlands

verbunden waren. Die

bei gingen sie auch

auf den Bundes Tag,

die Begründung von

Filmprojekt Neuland auch für Lehrer.

In den letzten Monaten hatten sich die Prenzlauer Lehrer mit der Geschichte der DDR und den politischen Veränderungen in der Wendezeit beschäftigt. Ein Teil davon handelte, die folgenden Gespräch-

uckermärkische... Scherpf-Gymnasium... line-Lesesaal

„20 Jahre Fall der Mauer“ – ein Schülerprojekt im Spiegel der Presse

Schüler dokumentieren Prenzlauer Ereignisse vor 20 Jahren

AK 18.11.
09, S. 3

„Wir dürfen es nicht vergessen“

Prenzlau (HS). „Es ist wie mit der Temperatur. Es gibt eine objektive und eine gefühlte Temperatur“, beschreibt Landrat Kai-Ina Schmitz zur Eröffnung der Ausstellung „20 Jahre Friedliche Revolution“ die Gefühle, mit der Bürger auf die Tage des Mauerfalls, aber auch auf die Jahre vor und nach der politischen Wende heute zurückzublicken. Um so wichtiger seien Projekte wie jenes der Schüler des Scherff-Gymnasiums in Prenzlau und der Tucholsky-Gesamtschule in Minden, damit es gelungen sei, aus den vielfältigen subjektiven Anschauungen und Sichtweisen ein klares Bild auf die zahlreichen Facetten des Themas zu zeichnen.

„Es ist ja gerade die Herausforderung unserer Zeit, aus der Vielzahl der unterschiedlichsten Sichtweisen ein möglichst objektives Bild der Ge-

schehnisse einer Epoche zu erstellen, deren Auswirkungen weit über unsere Zeit und unsere Örtlichkeit und sogar nationale Grenzen hinausgehen.“ Die teilnehmenden Teams rekrutieren zu Dokumenten, Zeitzeugenberichten und auf Fotos den Alltag in der DDR, die Ereignisse der politischen Wende, den Widerstand gegen die Stationierung russischer Kampftruppen, die Währungsreform und die Wiedervereinigung im „Superwahljahr“ 1990.

Die Befragung von Zeitzeugen und das Stöbern in Archiven haben im Zuge der Projektarbeit dazu geführt, dass die Jugendlichen einen neuen Zugang zur eigenen Geschichte und der Geschichte ihrer Eltern gefunden haben, erläutern die Prenzlauer Projektleiter Jürgen Thiel und Reinhard Timm.

Ähnliche Erfahrungen schildert Volker Heidem, der die Schüler im Partnerkreis Minden-Lübbecke betreute, von denen über 50 Prozent einen Immigrationshintergrund besitzen.

Auf der biografischen und demografischen Spurensuche in den eigenen Familien entdeckten sie Parallelen zu den Ereignissen und Schicksalen im gesamten Deutschland. „Das Wichtigste ist, dass wir es nicht vergessen dürfen.“

Die Projektteilnehmer entdeckten, dass „die Tage im Herbst vor 20 Jahren, als sie selbst noch nie geboren waren, dennoch auf die eine oder andere Art eine entscheidende Bedeutung haben“ würden die stellvertretende Landrätin aus Minden-Lübbecke, Kirstin Korte, das Schülerprojekt.

An die Eröffnung schloss sich eine Podiumsdiskussion mit Akteuren des Herbstes 89 an.



Die Teilnehmer und Lehrer des Schülerprojektes „20 Jahre Friedliche Revolution“. Die Ausstellung kann bis Jahresende im Plenarsaal des Landkreises zu den Öffnungszeiten der Archivverwaltung besichtigt werden. Besucher werden gebeten, sich beim Empfang oder Büro des Landrates zu melden.

Foto: HS

Das Uckermärkische Archiv von Hans Wendt
**Ein genealogische Findbuchpublikation des
Brandenburgischen Landeshauptarchivs**

Werner Heegewald, Potsdam

Der Kreis genealogisch interessierter Archivbenutzer wächst seit Jahren kontinuierlich. Eine Entwicklung, die sich archivintern sowohl an der Zahl der schriftlichen Anfragen als auch der Direktbenutzungen ablesen lässt. Ein sehr viel eindrucksvollerer Beleg für diesen „Wachstumsmarkt“ ist jedoch das weitgefächerte Angebot im Internet, unter dessen Nutzergruppen die Familienforscher längst zur Führungsspitze gehören. Für die Archive resultieren aus dieser Entwicklung verschiedene Forderungen. Zum einen müssen die oft nur wenig mit der Institution vertrauten Genealogen stärker an das Archiv herangeführt werden, um ihre Schwellenängste abzubauen, die archivische Arbeitsweise kennen zu lernen und sich der Möglichkeiten und Grenzen ihres Forschungsvorhabens bewusst zu werden. Zu diesem Zweck hat das Landeshauptarchiv in den vergangenen Jahren gemeinsam mit familien- und landesgeschichtlichen Vereinen und Gesellschaften Führungen, Informations- und Weiterbildungsveranstaltungen durchgeführt. Die Ziele waren dabei ganz unterschiedlicher Natur. Sie reichten von einem ersten Kennenlernen über das Vorstellen einzelner Quellengruppen und die Erläuterung von Recherchemöglichkeiten bis hin zur Einführung in die Techniken wissenschaftlichen Arbeitens. Die Resonanz der Beteiligten war durchaus positiv, zeigte aber auch, dass eine kontinuierliche Fortführung notwendig ist und diese einen nicht zu unterschätzenden Arbeitsaufwand bedeutet.

Eine andere wichtige Forderung betrifft die Aufbereitung besonders relevanter Archivbestände. Wenngleich der in Genealogenkreisen immer wieder geäußerte Wunsch nach einem entsprechenden Spezialinventar familiengeschichtlicher Quellen verständlich ist, wird er auf Grund immer knapper werdender Personalressourcen im Brandenburgischen Landeshauptarchiv mittelfristig wohl kaum zu realisieren sein. Erfolgversprechender erscheinen dagegen gezielte Erschließungsmaßnahmen für einzelne Überlieferungen oder Quellengruppen. Zwei Beispiele dafür sind die im letzten Jahr fertiggestellten Findbücher für

die brandenburgischen Kirchenbuchduplikate¹ und das „Uckermärkische Archiv“ von Hans Wendt². Sie sind ausgewählt worden, weil die darin enthaltenen Quellen vorrangig für familiengeschichtliche Recherchen in Betracht kommen und im Falle der Kirchenbuchduplikate bereits seit Jahren eine hohe Benutzerzahl aufweisen. Darüber hinaus ist das Findbuch zum letztgenannten Bestand das Ergebnis einer erfolgreichen Zusammenarbeit mit einem genealogischen Verein, in dessen Schriftenreihe die Publikation adressatengerecht und für das Archiv kostenlos erfolgen konnte. Es soll daher hier ausführlicher vorgestellt werden.

Hinter dem Namen Uckermärkisches Archiv verbirgt sich eine umfangreiche Sammlung von orts- und familiengeschichtlichen Unterlagen, die der Genealoge Hans Wendt (1915–1988) in jahrzehntelanger Arbeit zusammengetragen hat. Die selbstgewählte Bestandsbezeichnung verdeutlicht, dass sein Hauptinteresse der uckermärkischen Heimat galt, jener Landschaft im Norden Brandenburgs, die an Mecklenburg und Pommern grenzt und in ihrem Umfang weitgehend mit den 1816–1952 bestehenden Landkreisen Angermünde, Prenzlau und Templin, aber nur noch teilweise mit dem heutigen Landkreis Uckermark übereinstimmt. Darüber hinaus findet sich in seiner Sammlung auch Material über andere brandenburgische Landesteile und über die Grenzregion zu Pommern, die in enger Verbindung zur Uckermark stand, insbesondere die Gebiete diesseits der Oder, die vor 1945 zum pommerschen Kreis Randow gehörten. Das Spektrum der Sammlung ist reichhaltig. Neben gedruckter und ungedruckter Literatur zur Orts- und Landesgeschichte finden sich genealogische Ausarbeitungen in ganz unterschiedlicher Form (Ahnenlisten, Stammfolgen, Familiengeschichten, Personen- und Ortskarteien), vor allem aber Kopien und Auswertungen uckermärkischer Kirchenbücher. Vieles liegt zwar nur in Abschrift oder Ablichtung vor, eine ähnliche Geschlossenheit und Dichte an Material zur Uckermark-Genealogie dürfte an anderer Stelle aber wohl kaum zu finden sein und ist daher für Forschungen in diesem Bereich ein unverzichtbares Hilfsmittel. Zu den ältesten und wertvollsten Stücken gehört sicherlich die Matrikel

¹ Falko Neining: Die brandenburgischen Kirchenbuchduplikate 1794–1874 (= Quellen, Findbücher und Inventare des Brandenburgischen Landeshauptarchivs Bd. 23).

² Werner Heegewald: Das Uckermärkische Archiv von Hans Wendt. Ein Findbuch zum Nachlass Wendt im Brandenburgischen Landeshauptarchiv (= Schriftenreihe der Stiftung Stoye Band 44). Marburg an der Lahn 2007. 123 S.

des Prenzlauer Gymnasiums von 1779–1847 und ein „Stammbuch der Quartaner“ dieser Schule von 1831–1859.³ Der Bestand gelangte nach dem Tode Wendts im Jahre 2000 als Depositum seiner Erben in das Brandenburgische Landeshauptarchiv in Potsdam und steht hier als Rep. 16 Nachlass Wendt für die Benutzung zur Verfügung. Bevor der Inhalt näher erläutert wird, einige Worte über den Nachlasser und die Entstehung seines Uckermärkischen Archives.

Hans Erich Wendt⁴ stammte aus einem uckermärkischen Bauerngeschlecht, das sich nach Ausgang des Dreißigjährigen Krieges in Wallmow, nordöstlich von Prenzlau, ansiedelte und bis zur Enteignung 1945 dort ansässig war und zwei Höfe in Besitz hatte. Als Sohn des Landwirtes Erich Wendt und seiner Ehefrau Luise Köpcke am 22. August 1915 in Wallmow geboren, trat er nach Besuch des Prenzlauer Gymnasiums in die Fußstapfen seines Vaters. Er absolvierte Lehrjahre auf verschiedenen Gütern und landwirtschaftliche Fortbildungskurse, bevor er als 21-jähriger im Jahre 1936 die Bewirtschaftung des elterlichen Hofes von 150 ha übernahm. Als weitere Qualifizierung diente die Ausbildung an der Höheren Landbauschule in Potsdam, wo er den Abschluss als staatlich geprüfter Landwirt erwarb. Die Hoffnung, den Familienbesitz in neunter Generation fortführen zu können, wurde durch den Zweiten Weltkrieg und die deutsche Spaltung zunichte gemacht. 1940 wurde Wendt eingezogen und geriet bei Kriegsende in sowjetische Gefangenschaft, aus der er erst Anfang 1950 entlassen wurde. Inzwischen war der Besitz in Wallmow durch die Bodenreform enteignet worden und die Eltern heimat- und mittellos in den Westteil Berlins geflüchtet. Die folgenden Jahre waren damit ausgefüllt, sich eine neue Existenz in Berlin-Zehlendorf aufzubauen. „Zunächst arbeitete ich bei der Aufräumung Berlins und baute mir in der

³ Rep. 16 Wendt Nr. 857 und Nr. 810.

⁴* Wallmow 22.08.1915, † Potsdam 27.02.1988, I. Berlin 27.09.1944 Hildegard Jaenisch (* Berlin 01.09.1922, Tochter des Brauereidirektors Karl Jaenisch und der Erna Linke), geschieden; II. Berlin-Zehlendorf 12.11.1958 Gertrud Kaune (* Holzendorf/UM 06.09.1920 als Tochter des Güterdirektors Fritz Kaune und der Gertrud Stephan, † 1986); 6 Kinder. - Im Nachlass selbst sind nur wenige persönliche Unterlagen von Wendt überliefert. Zur Biographie vgl. Rep. 16 Wendt Nr. 952, S. 94ff. und Nr. 1163 (Brief vom 26.12.1950 an Albert Wendt) sowie: Der Uckermärker. Ein Heimatblatt der Arbeitsgemeinschaft für uckermärkische Geschichte, Nr. 1, 1988.- Johanna Oqueka: Hans Wendt in memoriam, in: Mitteldeutsche Familienkunde Bd. IX, 29.1988, S. 90–91.- Prenzlauer Stadtlexikon und Geschichte in Daten (= Arbeiten des Uckermärkischen Geschichtsvereins Bd. 7), Prenzlau 2005, S. 204.

Freizeit einen [...] kleinen Betrieb durch Pachtung von 11 ha Acker auf, den ich aber im Laufe der Zeit – insbesondere durch Pachtung der Exklave Wüstemark – in weiteren 5 Jahren auf 350 Morgen brachte. Unter Glas zog ich ¼ Mill. Gemüsepflanzen an, bestellte 60 Morgen Feldgemüse, Gurken und Tomaten in 3000 qm Glashäusern, hatte 5 Traktoren laufen, wurde Land los, bekam neues dazu, führte Prozesse, musste [den] Gemüsebau einstellen, richtete [eine] Hühnerfarm ein, hörte nach 5 Jahren wieder damit auf und hatte reichlich spät dann restlos die Nase voll in einer Großstadt Landwirtschaft zu betreiben. Heute [1977] habe ich noch meine Wüstemark und Weiden für eine bescheidene Araberzucht. Daneben einen kleinen Gemüseladen.“⁵ Wendt war zweimal verheiratet und hatte sechs Kinder. Die erste während des II. Weltkrieges geschlossene Ehe wurde wenige Jahre später in der Kriegsgefangenschaft geschieden. Aus der zweiten Ehe mit der ebenfalls aus der Uckermark stammenden Gertrud Kaune gingen vier Kinder hervor. Der älteste Sohn Hans-Peter ging nach der Wiedervereinigung nach Wallmow zurück und pachtete als Wiedereinrichter die alten Flächen des großväterlichen Betriebes, während der jüngere Bruder Christian die kleinere Landwirtschaft in Berlin mit der Araberzucht übernahm. Ungeachtet der Schwierigkeiten, die Kalter Krieg und Mauerbau hervorriefen, pflegte Wendt intensiv seine Verbindungen zur uckermärkischen Heimat. Die Pachtung der West-Berliner Exklave Wüstemark im DDR-Bezirk Potsdam bot dafür günstige Voraussetzungen. Der Landwirt besaß einen Dauerpassierschein, der es ihm ermöglichte, regelmäßig in die DDR einzureisen. Die Wiedervereinigung erlebte er nicht mehr. Er starb am 27. Februar 1988 bei einem Aufenthalt in Potsdam.

Wendt war ein leidenschaftliche Genealoge, der sich bereits als junger Mann mit der Geschichte der eigenen Familie beschäftigt hatte. Spuren davon sind an verschiedenen Stellen in seinem Nachlass zu finden. Das Interesse war aber nicht allein darauf beschränkt. Er knüpfte Kontakte zu anderen uckermärkischen Familien- und Heimatforschern, mit denen er in regen Schriftwechsel trat, untersuchte die Geschichte seines Heimatortes Wallmow und der Auswanderung uckermärkischer Familien nach Übersee

⁵ Vgl. Lebensläufe der Altherren der Höheren Landbauschule Potsdam, Typoskript, Kissingen 1977, S. 51 (= Rep. 16 Wendt Nr. 119).

(USA und Australien), edierte das Prenzlauer Bürgerbuch⁶ und erforschte gemeinsam mit Johanna Oqueka die Genealogie von Hugenottenfamilien, die infolge des Potsdamer Ediktes von 1685 in die Uckermark emigriert waren. Vor allem aber trug er seine reichhaltige Sammlung zusammen, die ihm und Gleichgesinnten als Arbeitsmittel diente. Wendt war in erster Linie praktischer Familienforscher, der an der Aufstellung von Stammfolgen und Ahnenlisten interessiert war und sich mit großem Elan der systematischen Sammlung und Auswertung von genealogischen Quellen, voran den Kirchenbüchern widmete. Eine Veröffentlichung seiner vielfältigen Arbeitsergebnisse war in vielen Fällen wohl kaum geplant, zumal er selbst seine schriftstellerischen Fähigkeiten kritisch bewertete.⁷

Seit den 1970er Jahren bemühte sich Wendt verstärkt darum, uckermärkische Kirchenbücher abzulichten, zunächst in Form von Papierkopien, später verstärkt in Form von Kleinbildfilmen. Triebfeder war zum einen die schlechte Zugänglichkeit der Quellen für Forscher außerhalb der DDR, zum anderen die Sorge vor erneuten, unwiederbringlichen Verlusten. Nach seiner Berechnung waren infolge des Zweiten Weltkriegs 159 Kirchenbücher und 107 Konfirmandenregister evangelischer Kirchengemeinden in der Uckermark vernichtet worden. Dass die Befürchtungen im Einzelfall nicht unbegründet waren, zeigt sein Bericht über die Suche nach den ältesten Kirchenbüchern von Drense und der französisch-reformierten Gemeinde Gramzow, die er bei Drense durch Zufall, bei Gramzow durch langwierige Recherche in Privathand wiederfand.⁸ Die Kirchenbuchverfilmung erfolgte zwar auf eigene Initiative, war aber mit den Konsistorien der Evangelischen Kirche in Berlin-Brandenburg (Ost und West) abgestimmt. Wendt war kirchenkreislicher Archivpfleger und verfügte über eine Bescheinigung des Konsistoriums Berlin (West), die ihn berechtigte, „Kopien der in den uckermärkischen Kirchengemeinden befindlichen Kirchenbücher

⁶ Die Prenzlauer Bürgerbücher 1585–1880. Von Hans Wendt unter Einbeziehung der Arbeiten von W. Münstermann und unter Mitwirkung von Johanna Oqueka und Karl Otto. Berlin: Selbstverlag 1984.

⁷ In einem Brief vom 15. Januar 1984 an Gerhard Kegel über seinen Beitrag zur Geschichte der Stadt Prenzlau (vgl. Rep. 16 Wendt Nr. 948) vermerkte er selbstkritisch: „Zum Schluss muss ich feststellen, dass ich in den letzten 30 Jahren körperlich schwer arbeiten musste und mir das Lenkrad des Treckers leichter in der Hand liegt als Feder oder Schreibmaschine. Ich bitte dies beim Lesen meiner Artikel zu beachten.“

⁸ Rep. 16 Wendt Nr. 948.

herzustellen“.⁹ Ein weiterer Partner war die Arbeitsgemeinschaft für uckermärkische Kirchengeschichte um den Criewener Pfarrer Herbert Lüpnitz, mit dem Wendt verwandtschaftlich verbunden war.¹⁰ Lüpnitz vermittelte die Kontakte zu den uckermärkischen Pfarrern und sorgte für die Ausleihe von Kirchenbüchern des ehemaligen Kreises Randow aus der vorpommerschen Landeskirche. Besonders förderlich für das Unterfangen war der Dauerpassierschein für die Exklave Wüstemark, der häufige Reisen in die DDR ermöglichte. Die Kirchenbücher wurden in der Regel vor Ort in den Gemeinden verfilmt, teilweise aber auch, wenn sie sich zur Restaurierung in Berlin (West) befanden. Im Ergebnis liegen ca. 350 Bände mit Kirchenbuchkopien und -auswertungen und ca. 3.700 Filme im Nachlass Wendt vor. Sie decken einen überwiegenden Teil der uckermärkischen Kirchenbuchüberlieferung bis zum Einsetzen der Standesämter im Jahre 1874 ab. Außerdem sind zahlreiche Kirchenbücher aus dem pommerschen Kreis Randow, vereinzelt auch Register aus anderen brandenburgischen Landesteilen überliefert.¹¹ Leider ist die Qualität der Nasskopien aus der Frühzeit der Papierkopierer und ihre Bindung relativ schlecht. Sie sind zwar benutzbar, dürfen aber nicht weiter kopiert werden. Von den Kleinbild-Filmen sind zum überwiegenden Teil keine Rückvergrößerungen angefertigt worden.¹² Da zum einen die Vorlagen noch existieren und das Landeskirchliche Archiv in Berlin seit Jahren eine professionelle Sicherungsverfilmung durchführt und zum andern die Kirchenbuchfilme in Nachlass von sehr unterschiedlicher Qualität sind und nur mit erheblichem Aufwand rückvergrößert werden können, sind sie für die Benutzung gesperrt.¹³

Enge Verbindungen zu anderen Forschern sorgten für weitere Zugänge zum Uckermärkischen Archiv. Von dem Prenzlauer Heimatforscher Alfred Hinrichs (1896–1977)¹⁴ ist ein großer Teil seiner schreibmaschinenschrift-

⁹ Schreiben vom 06.03.1973, in: Rep. 16 Wendt Nr. 1263.

¹⁰ Vgl. Herbert Lüpnitz: Auf den Spuren uckermärkischer Familien (= Schriftenreihe der Stiftung Stoye Bd. 6). Neustadt an der Aisch 1975.

¹¹ Bechlin, Braunsberg, Darritz, Gottberg, Kränzlin, und Zühlen, Kr. Ruppin; Dossow und Kunow, Kr. Ostprignitz sowie Grüneberg und Dürren-Selchow, Kr. Königsberg (Neumark).

¹² Vgl. das Verzeichnis der Filme in: Rep. 16 Wendt Nr. 1273. Für die Filme Rep. 16 Wendt Film Nr. 2602–3698 liegen keine Findhilfsmittel vor.

¹³ Evangelisches Landeskirchliches Archiv in Berlin, Bethaniendamm 29, 10997 Berlin (www.ekbo.de).

¹⁴ Vgl. den Nachruf von Ruth Hoevel in: Mitteldeutsche Familienkunde 1978, S. 413.

lichen Exzerpte zur Geschichte uckermärkischer Ortschaften, insbesondere von Prenzlau, in den Bestand gelangt. Der Denkmalpfleger hatte 1945 das Museum im ehemaligen Dominikanerkloster wiederaufgebaut und bis zu seiner Entlassung 1962 geleitet. Da die uckermärkische Hauptstadt im II. Weltkrieg weitgehend zerstört wurde und die musealen und archivalischen Quellen durch Auslagerung nicht zugänglich waren, hatte Hinrichs im großen Umfang Quellen- und Literaturexzerpte angefertigt, die ihm seine Arbeit erleichtern sollten. Sie sind bis heute ein nützliches Hilfsmittel zur Orts- und Landesgeschichte. Über das Netzwerk uckermärkischer Genealogen gelangten auch Nachlassteile von Rudolf Beysen (1901–1968), Georg Durow (1888–1958) und Dr. Martin Jacob (1900–1970) an Hans Wendt. Er hat die übernommenen Unterlagen nach Bedarf weitergeführt oder auch geteilt und umgeordnet. Sofern die Herkunft erkennbar war, ist sie im Findbuch vermerkt.

Einen wichtigen Zugang bildete das genealogische Material von Rudolf Beysen¹⁵, das Hans Wendt nach dessen Tode 1968 durch seine Schwester erhielt. Darunter befanden sich auch die beiden – auf Grund des Formates unterschiedenen – Uckermark-Karteien. Sie waren von Durow und Beysen angelegt und von den unterschiedlichsten Familienforschern ergänzt worden. Hans Wendt führte sie weiter fort und schätzte ihren Umfang auf „wohl einige 100.000 Namen und Daten von Uckermärken“.¹⁶ Besonderen Wert haben die Karteien durch die Auswertung von Quellen, die im 2. Weltkrieg vernichtet wurden, insbesondere Quellen aus den Beständen des Geheimen Staatsarchives in Berlin-Dahlem, X. Hauptabteilung Provinz Brandenburg. Erwähnenswert sind auch die ungedruckte Quellenauswertungen Beysens, wie z. B. „Die Kirchenbücher des preußischen Infanterieregiments von Prenzlau in der Uckermark von 1731–1765, Typoskript 1961“,

¹⁵ Dipl.-Ing. und Baurat bei der Senatsbauverwaltung in Berlin, zuletzt wohnhaft Berlin-Tempelhof, Beckerstr. 6a, * Berlin 03.06.1901 als Sohn des Dr. phil. und Apothekers Kurt B. und der Helene Dröge, † ebda. 15.10.1968, unverheiratet. - Familiengeschichtliche Quellenpublikationen in: Der Deutsche Roland und Mitteilungen der Arbeitsgemeinschaft für Familiengeschichte im Kulturkreis Siemens e.V., vgl. Der Schlüssel, Gesamtinhaltsverzeichnis für genealogisch-heraldische und historische Zeitschriftenreihen, Bd. 4, Göttingen 1959/60, S. 806–807 und Bd. 7, Göttingen 1981, S. 430. - Verzeichnis des von Wendt übernommenen Nachlassteiles in: Rep. 16 Wendt Nr. 1214 und 1263. – Weitere Nachlassteile befinden sich im Geheimen Staatsarchiv und Verein Herold in Berlin-Dahlem.

¹⁶ Vgl. Rep. 16 Wendt Nr. 1137/1–9 und Nr. 1140–1154.- Zur Umfangschätzung vgl. Rep. 16 Wendt Nr. 1263, undatiertes Aufruf an die Mitglieder des Heimatkreises Prenzlau, Berichte über das Kriegsende zu verfassen.

„Die Einwohner der Stadt Züllichau um 1700 mit Vorfahren und Nachkommen, Typoskript, 1966“ und „Die Einwohner der Stadt Lychen in der Uckermark in der 1. Hälfte des 17. Jahrhundert, 1937“.¹⁷ Von Durow¹⁸ sind vor allem die Abschriften familiengeschichtlicher Quellen der Uckermark¹⁹ aus dem 16.–18. Jahrhundert hervorzuheben, die dieser mit großer Akribie vor 1945 im Geheimen Staatsarchiv in Berlin-Dahlem fertigte. Als dritte umfangreichere Fremdprovenienz sind Unterlagen des Historikers und Genealogen Dr. phil. Martin Jacob²⁰ in den Bestand gelangt, die weit über die Uckermark hinausgehen. Seine Biographie spiegelt die Brüche und Verwerfungen des 20. Jahrhunderts wider. Nach höherer Schulbildung am Reform-Realgymnasium Frankfurt (Oder) und Militärdienst in der Reichswehr (1918-1920) studierte er Germanistik, Kunstgeschichte und Theaterwissenschaft an den Universitäten Gießen, Berlin und Köln. Im Rheinland wurde er 1929 über das Kölner Theater im 18. Jahrhundert bis zum Ende der reichsstädtischen Zeit (1700-1794) promoviert.²¹ Auf verschiedene Engagements als Schauspieler und längere Arbeitslosigkeit während der Weltwirtschaftskrise folgte 1934 eine gesicherte Anstellung im öffentlichen Dienst. Von 1936–1943 war er als Referent in der Reichsfilmkammer und später der Reichskulturkammer tätig. Seine berufliche und private Beschäftigung mit dem Nachweis „arischer“ Abstammung für Film- und Kulturschaffende schlägt sich in den hinterlassenen Forschungsunterlagen nieder. Nach Wendt war „er [...] vor dem Kriege genealogisch tätig [...] für damals prominente

¹⁷ Vgl. Rep. 16 Wendt Nr. 83, 86 und 632.

¹⁸ Landwirt, zuletzt wohnhaft Berlin-Wilmersdorf, Berliner Str. 18, * Pargow, Kr. Randow (Pommern) 04.03.1888 als Sohn des Rittergutsbesitzers Otto D. ebda. und der Margarete Tappert, † Berlin-Wilmersdorf 28.01.1958, unverheiratet. Todesanzeige in: Mitteilungen der Arbeitsgemeinschaft für Familiengeschichte im Kulturkreis Siemens e.V. 1958, S. 61. Vgl. auch Stammfolge Durow in: Rep. 16 Wendt Nr. 105. Familiengeschichtliche Quellenpublikationen in: Der Deutsche Roland und Mitteilungen der Arbeitsgemeinschaft für Familiengeschichte im Kulturkreis Siemens e.V., vgl. Der Schlüssel (wie Anm. 13), Bd. 4, Göttingen 1959/60, S. 808, Bd. 5, Göttingen 1961–1965, S. 1478 und Bd. 7, Göttingen 1981, S. 430.

¹⁹ Vgl. Rep. 16 Wendt Nr. 604–631.

^{20*} Frankfurt (Oder) 28.06.1900 als Sohn des Lehrers und Malerradierers Ernst J. und der Luise Fritz, † Berlin-Lichtenrade 10.09.1970, I. Berlin-Wilmersdorf 07.12.1933 Helene Fichtmüller, Sängerin, gesch. Berlin 27.09.1943, II. Berlin-Tempelhof 17.05.1944 Frieda Riehe, * Hillentrup 12.03.1913, † ?; 3 Töchter 2. Ehe. – Zur Biographie vgl. Matrikelakten im Archiv des HEROLD, Verein für Heraldik, Genealogie und verwandte Wissenschaften, Berlin-Dahlem; zur Familiengeschichte vgl. Rep. 16 Wendt Nr. 1179 u. 1236.

²¹ Druckfassung: Emsdetten 1938.

Leute, die keinen semitischen Fleck in ihrer Ahnentafel haben wollten, und nach dem Krieg für solche Leute, die gerne so einen Fleck gehabt hätten.²² In der Nachkriegszeit hatte Jacob auf Grund seiner Tätigkeit und Parteimitgliedschaft erhebliche Schwierigkeiten, beruflich wieder Fuß zu fassen. Nach zahlreichen Aushilfstätigkeiten fand er 1961 schließlich als sogenannter „Notstandsangestellter“ eine Aufgabe im Bundesministerium für gesamtdeutsche Fragen. Nebenbei versuchte er, durch genealogische Aufträge Geld zu verdienen. Von seinen uckermärkischen Forschungen finden sich im Nachlass Arbeiten über die Vorfahren des Malers Jacob Philipp Hackert und das älteste Kirchenbuch von Schönwerder und Bandelow, Kr. Prenzlau. Die geplante Drucklegung des Registers ist aber nicht realisiert worden. Bei der Übernahme des Uckermärkischen Archives wurde eine Trennung in Archiv- und Bibliotheksgut durchgeführt, wobei die alten Signaturen beibehalten blieben. Grundlage war das numerische Bestandsverzeichnis von Hans Wendt.²³ Die gedruckte Literatur, darunter seltene Werke zur uckermärkischen Geschichte, ist künftig als separierter Teil in der Dienstbibliothek des Brandenburgischen Landeshauptarchives zu finden, während das vorliegende Findbuch das ungedruckte Material im Aktenbestand erschließt. Wenn notwendig, wird auf Bücher aus dem Bibliotheksbestand verwiesen. Da das bisherige Findhilfsmittel recht cursorisch war und die einzelnen Akten einen sehr heterogenen Inhalt aufwiesen, erfolgte eine völlige Neuverzeichnung mit ausführlichen Enthält-Vermerken. Der Bestand umfasst 749 Bände und ca. 3.700 Filme aus dem Zeitraum 1779–1988 und gliedert sich in vier Hauptabschnitte:

1. Orts- und Landesgeschichte
2. Kopien und Auswertungen evangelischer Kirchenbücher
3. Persönliche Unterlagen von Hans Wendt
4. Nachlassreste uckermärkischer Familienforscher

Der Nachlass Rep. 16 Wendt unterliegt keinerlei Benutzungsbeschränkungen. Jedoch muss darauf hingewiesen werden, dass nach der Gebührenordnung des BLHA vom 14. Februar 2006 (Gesetz- und Verordnungsblatt für das Land Brandenburg Teil II – Nr. 4 vom 16. März 2006) schriftliche Auskünfte an Familienforscher und die persönliche Einsichtnahme von Archivalien gebührenpflichtig sind.

²² Brief an Rolf Köhler vom 3.01.1985, in: Rep. 16 Wendt Nr. 1263.

²³ Vgl. Rep. 16 Wendt Nr. 1176.

Nachruf



Am 28.03.2009 verstarb im 91. Lebensjahr die verdienstvolle Bodendenkmalpflegerin Ursula Buhrow aus Prenzlau.

Ursula Buhrow widmete sich gemeinsam mit ihrem Mann als Lehrerin insbesondere Kindern mit schulischen Problemen. Im Rahmen eines Pilotprojektes baute Heinz Buhrow in Prenzlau die Lernbehindertenschule auf, an der auch seine Frau unterrichtete.

Als Ruheständler widmete sich Ursula und Heinz Buhrow ab 1974 der Ur- und Frühgeschichte und begeisterte auch seine Frau für die Bodendenkmalpflege. Die Buhrows waren die aktivsten Bodendenkmalpfleger des Altkreises Prenzlau. Bis 1991 entdeckten sie 741 neue Fundplätze und schrieben 802 Fundmeldungen, das sind 1/4 aller Fundplätze des Altkreises Prenzlau. Sie waren in allen Gemarkungen des Altkreises Prenzlau tätig, aus einigen meldeten sie fast alle bekannten Fundplätze (Ellingen: 35 von 39, Güstow: 21 von 29, Göritz: 13 von 19).

Bei den meisten Funden handelt es sich um für Laien und Museumsausstellungen unbedeutende, aber für Archäologen außerordentlich wichtige Keramikscherben und Steingeräte. Unter den vielen Funden ragen einige durch ihre wissenschaftliche Bedeutung oder ihre Schönheit heraus:

- Fundplätze der ersten Bauernkultur Europas, der Bandkeramik (z.B. Ellingen und Zollchow)
- eine germanische Fibel (verzierte Sicherheitsnadel) der römischen Kaiserzeit von Ellingen
- eine slawische Gürtelschnalle aus Bronze von Röpersdorf

Anfang der 90-er Jahre mussten Ursula und Heinz Buhrow ihre Arbeit aus gesundheitlichen Gründen einschränken. Ihr „Pflegekind“, eine 1986

restaurierte und mit einem Hinweisstein versehene Steinkiste im Melzower Forst, pflegten sie bis Ende der 1990-er Jahre.

Wie bei Frauen ihrer Generation üblich, hielt sich Ursula Buhrow stets im Hintergrund und ihrem Mann „den Rücken frei“. Wie viele Stunden beide auf der Suche nach archäologischen Funden auf Äckern oder in Wäldern verbracht haben, kann heute niemand sagen. Auf einigen Fundmeldungen wird in humorvoller Art und Weise berichtet, dass Ursula Buhrow so manch einen schönen Fund entdeckte und sich ihr Mann mit den „schnöden Scherben“ begnügen musste.

Am 26.11.1998 wurde Ursula und Heinz Buhrow vom Minister für Wissenschaft, Forschung und Kultur, Frau Prof. Wanka, der Denkmalpflegepreis des Landes Brandenburg verliehen. Der Bundespräsident Roman Herzog ehrte sie am 09.12.1998 mit der Verdienstmedaille des Verdienstordens der Bundesrepublik Deutschland.

Matthias Schulz

In Erinnerung an Dr. Lieselott Enders

Am 25. April 2009 ist Frau Dr. Lieselott Enders, Ehrenmitglied des Uckermärkischen Geschichtsvereins, im Alter von 82 Jahren bei einem tragischen Verkehrsumfall auf der Rückfahrt von einer Tagung des Altmärkischen Vereins für vaterländische Geschichte zu Salzwedel e.V. bei Genthin ums Leben gekommen.

Dr. Lieselott Enders, geboren 1927 in Elbing (Polen), hat nach ihrem Studium in Halle ihre ganze Kraft der brandenburgischen Landesgeschichte gewidmet. Jahrzehnte war sie wissenschaftliche Archivarin im Brandenburgischen Landeshauptarchiv, hat bis zu ihrem Tode unermüdlich historische Quellen ausgewertet und veröffentlicht.

Dr. Lieselott Enders gehört unzweifelhaft zu den bedeutendsten brandenburgischen Historikern. Neben einer großen Zahl einzelner Artikel und Rezensionen steht ihr Name beinahe synonym für das umfassende Quellenwerk „Historisches Ortslexikon für Brandenburg“, von dem sechs der zehn Bände (erschieden zwischen 1962 und 1986) und der Registerband mit Anmerkungen und Ergänzungen (1995) aus ihrer Feder stammen. Basierend auf dem so erlangten Einblick in die Archivalien schuf sie eine beeindruckende Trilogie über die Geschichte dreier brandenburgischer Landschaften, der Uckermark, der Prignitz sowie erst kürzlich der Altmark.

Neben der schier unendlichen Auflistung von Zahlen und Fakten der brandenburgischen Geschichte, die für jeden Interessierten eine unverzichtbare Quelle darstellt, hat sie es auch vermocht, Geschichte interessant und lebendig darzustellen. Stets war es Dr. Lieselott Enders ein besonderes



Bedürfnis, ihre Forschungsergebnisse einem möglichst breitem Publikum zu vermitteln. Durch zahlreiche Artikel in der Regionalliteratur und auf Regionaltagungen hat sie vielen an Heimatgeschichte interessierten Menschen leicht verständlich selbst komplizierte Themen fachlich exakt nahe gebracht. Das lag nicht zuletzt daran, dass sie Geschichte hauptsächlich als Lebenswerk der einfachen Menschen sah und diesen Respekt zollte, ihre „Lieblingskinder“ waren zweifelsohne die Bauern.

Für ihre unermüdliche Arbeit und die für viele geradezu unheimliche Quellenkenntnis wurde sie oft gelobt und verehrt. Trotz ihrer Ausnahmestellung hat sie die regionale, nationale und internationale Forschung immer aufmerksam verfolgt. Sie blieb nicht nur stets offen für neue Forschungen und Denkmodelle, sie hatte auch immer ein offenes Ohr insbesondere für die Regionalforschung.

Der Uckermärkische Geschichtsverein hat mit Frau Dr. Liselott Enders ein hoch geschätztes Vereinsmitglied, Brandenburg eine große Archivarin und Historikerin verloren. Mit ihren Werken wird sie die brandenburgische Geschichte noch sehr lange prägen und uns stets in bester Erinnerung bleiben.

Matthias Schulz



Dr. Liselott Enders im Mai 1990 anlässlich einer Tagung in Buchholz in der Nordheide im Gespräch mit Reinhard Timm.

Tätigkeitsbericht 2008

Jürgen Theil, Prenzlau

Im Januar hatte der Geschichtsverein zusammen mit der Projektgruppe „Baracke Birkenhain“ in die UckerWelle zur Vorstellung des dritten Heftes der Reihe „Schülerarbeiten zur Regionalgeschichte“ eingeladen. Unser Vereinsmitglied Jörg Dittberner, der als Projektbetreuer wirkte, moderierte diese Veranstaltung gemeinsam mit der Schülerin Judith Drescher. Die einbezogenen Zeitzeugen und die Leser der Broschüre zeigten sich beeindruckt, von den Leistungen der jungen Autoren, die in der Vergangenheit auch durch zahlreiche Aktionen auf dieses denkmalgeschützte Objekt aufmerksam machten.

Mit etwas Verspätung erschien im Februar Heft 14 der Mitteilungen in einer Auflage von 500 Exemplaren. Mein Dank gilt an dieser Stelle dem Redaktionskollegium und den Autoren, die ihre Beiträge, wie auch in den Vorjahren üblich, kostenfrei eingereicht haben.

Seit dem Frühjahr 2008 vertrat der Vereinsvorsitzende den Verein erneut in der von der Stadt Prenzlau gebildeten Arbeitsgruppe zur Vorbereitung der 775-Jahrfeier sowie in der neu gegründeten Arbeitsgruppe „Projekt Schlösser, Herrenhäuser, Parks und Gärten in der Uckermark“, die vom Landkreis Uckermark ins Leben gerufen wurde. Ziel dieser Arbeitsgruppe war insbesondere, die zum Teil leer stehenden bzw. ungenutzten Gebäude einer wirtschaftlichen Nutzung zuzuführen und sie miteinander zu vernetzen. Ferner sollten durch den Aufbau einer Gutsherrenradtour auch die touristischen Potentiale der Uckermark gestärkt werden. Der Landrat bedankte sich im August 2008 in einem Schreiben persönlich für die gute Zusammenarbeit mit dem Geschichtsverein. Frau Scherk, die bereits seit einigen Jahren für den Geschichtsverein beruflich sowie ehrenamtlich wirkt, konnte ebenfalls für dieses Projekt gewonnen werden. Sie koordinierte einen großen Teil der Arbeit, die in der Bibliothek des Geschichtsvereins ablief und stellte sicher, dass Kopien der Arbeitsergebnisse in den Bestand des Geschichtsvereins eingearbeitet wurden.

Im Frühjahr gelang dem Verein durch die finanzielle Unterstützung der

Sparkasse Uckermark und durch zahlreiche Spenden von Vereinsmitgliedern der Ankauf einer privaten Postkartensammlung, die wir für 4000 Euro erwerben konnten. Im August präsentierte der Verein im Sparkassencenter bei einer Ausstellung zum Thema: „Die Uckermark im Spiegel der historischen Postkarte“ etwa 500 historische Ansichten der Orte Prenzlau, Templin, Angermünde, Schwedt, Gramzow und Fürstenwerder aus dem Vereinsarchiv. Die Komposition bzw. Auswahl und die Begleittexte wurden von den Vereinsmitgliedern Christa Brandt, Henning Ihlenfeldt, Frank Wieland, Reinhard Timm, Walter Matznick, Harald Biadacz, Horst Mollow und Jürgen Theil zusammengestellt.

Im September konnte der Verein in seiner Reihe Schülerarbeiten zur Regionalgeschichte das vierte Heft herausgeben. Die von der Landessiegerin Sarah Grandke zum Thema Flucht und Vertreibung erstellte Arbeit entstand im Rahmen des Wettbewerbs „Jugend forscht um den Preis des Bundespräsidenten“ und wurde von Ursula Werner und Jürgen Theil betreut. Bei zahlreichen Lesern und Vereinsmitgliedern ist auch diese Arbeit sehr positiv aufgenommen worden. So schrieb beispielsweise Joachim Wolters aus Hamburg: „Das ist ja eine großartige Arbeit! Sarah Grandke hat nicht nur hervorragende schriftstellerische Fähigkeiten, sondern auch alles übersichtlich und bestens recherchiert aufgebaut.“ Auch der Absatz im Buchhandel zeigt, dass die Gymnasiastin mit ihrem Büchlein das Interesse der Öffentlichkeit wecken konnte. Beim Bundeswettbewerb konnte Sarah Grandke, die sich 2008 in Neuseeland aufhält und deshalb vom Vereinsvorsitzenden per Internet bzw. Email betreut wurde, den mit 3000,- Euro dotierten 1. Preis beim Bundeswettbewerb belegen. Die Koerberstiftung übernahm für Sarah Grandke zusätzlich auch die Kosten für den Flug von Neuseeland nach Berlin und zurück, da ihr Auslandsaufenthalt noch nicht beendet war, man ihr aber die Teilnahme an der Preisveranstaltung ermöglichen wollte.

Am 9. Oktober konnten Walter Matznick und der Vereinsvorsitzende gemeinsam mit dem Geschäftsführer des Suttonverlages, Sebastian Thiem, den Bildband Prenzlau 1949 bis 1989 vorstellen, der in einer Auflage von 1300 Exemplaren gedruckt wurde und in wenigen Monaten fast vollständig verkauft werden konnte, sodass es heute nur noch wenige Restexemplare von diesem Buch gibt. Die hier eingesetzten Bilder stammen überwiegend aus den Beständen des Geschichtsvereins.

Vereinsmitglied Heinz Burrmann übergab der Vereinsbibliothek seine umfangreiche Chronikarbeit zur Gemeinde Schmölln. Hans-Jürgen Schulz schenkte dem Verein einen umfangreichen Negativbestand seines Schwiegervaters, Amandus Ritter, mit Prenzlauer Vor- und Nachkriegsaufnahmen, die z. Z. in den Bildbestand eingepflegt werden. Ganzjährig veröffentlichte der Vereinsvorsitzende im Heimatkurier unter der Rubrik „Rückblicke“ historische Beiträge zur Geschichte der Stadt Prenzlau und der Uckermark. Die daraus erzielten Erlöse in Höhe von 1846,00 Euro flossen als Spende direkt auf das Vereinskonto und konnten zum Ankauf von Büchern, Fotos und anderen Archivalien verwendet werden.

Gert Winterberg, der sich seit mehreren Jahren als Stadt- und Kirchenführer einen Namen machen konnte, betreute in vorbildlicher Weise den Steintorturm und kümmerte sich hier um die Werterhaltung und Öffentlichkeitsarbeit. Weiterhin unterstützte er den Vorstand bei der Arbeit an der Vereinschronik, was mit Blick auf unser 20-jähriges Jubiläum im nächsten Jahr eine wichtige Aufgabe darstellt. Zur letzten Jahreshauptversammlung hatte er die Exkursion nach Wilsickow vorbereitet und organisiert. Weiterhin unterstützte er gemeinsam mit Frau Bleich und Frank Wieland das Boitzenburger Genealogentreffen.

Frank Wieland erarbeitete für die Stadt eine Konzeption für die Beschilderung des Stadtmauerrundweges. Er führte in gewohnter verantwortungsbewusster Weise die Bibliothek und kümmerte sich unermüdlich um die Inventarisierung, Verwaltung und Pflege der umfangreichen Bestände. Dabei erhielt er tatkräftige Unterstützung von: Rudi Nuhn, Horst Mallow, Kurt Heinicke, Heinz Burrmann, Walter Matznick und Renate Köhler. Der Bibliothekswart und die fleißigen Helfer hatten alle Hände voll zu tun bei der laufenden Archivierungsarbeit die Besucherströme, die sich an jedem Donnerstag in der Bibliothek einfanden, zu betreuen. Oft genug reichten die Stühle und Tische nicht aus, sodass man regelmäßig auch die kleine Kantine mit nutzen musste. Unter den Besuchern und Nutzern waren auch viele Schülergruppen der Stadt Prenzlau. So arbeitete hier u.a. der von Frau Werner betreute Leistungskurs Geschichte des Scherpf-Gymnasiums zum Thema „Prenzlau in der Zeit der Industrialisierung“, um hier Material für eine Ausstellung zusammenzutragen. Auch der von unserem Vereinsmitglied Jörg Dittberner betreuten Schülergruppe

„Gedenkmal“ konnten unsere ehrenamtlichen Bibliothekare schon mehrfach helfen.

Frau Törfler übernahm gemeinsam mit Herrn Winterberg die Neugestaltung der Fotoausstellung im Steintorturm, die inzwischen im Dominikanerkloster aufgebaut wurde und eine sehr gute Resonanz erfuhr.

Während sich Birgit Biadacz als Schatzmeisterin um die Vereinsfinanzen kümmerte, übernahm Reinhard Timm erneut einen großen Teil der organisatorischen Arbeit im Verein. Gemeinsam mit dem Vereinsvorsitzenden hat er die Tafeltexte für das Sowjetische Ehrenmal erstellt, die nach der Sanierung in drei Sprachen angebracht wurden. Im Dezember betreute er gemeinsam mit den Vereinsmitgliedern Horst Mallow, Gert Winterberg und Jürgen Theil einen Bücherverkaufsstand auf dem Prenzlauer Weihnachtsmarkt.

Allen genannten und ungenannten Mitgliedern und Freunden des Vereins, die unsere gemeinsame Arbeit durch Spenden oder aktive Mithilfe unterstützten, danke ich im Namen des Vorstandes ganz herzlich für ihr ehrenamtliches Engagement, ohne das dieser Verein nicht existieren könnte.

Bibliotheksbericht für das Jahr 2007

Frank Wieland, Prenzlau

Nach dem Abschluss der Inventarisierung aller Bestandszugänge aus dem Jahre 2007 waren nach dem Inventarbuch der Vereinsbibliothek an Jahresneueingängen zu verzeichnen:

- im allgemeinen Bibliotheksbestand 514 Zugänge und
- im Fotoarchiv 1.688 Zugänge.

Die Anzahl der Zugänge in der Vereinsbibliothek blieb somit auch im Jahre 2007 überdurchschnittlich hoch und der Gesamtbestand des allgemeinen Bibliotheksbestandes stieg dadurch erfreulicherweise zum Jahresende auf 7.650 Exemplare an.

Im Fotoarchiv standen 1.688 Zugänge den 1.440 Zugängen des Vorjahres gegenüber. Die Neuzugänge beliefen sich auf 1.511 Fotos/Postkarten, 108 Negative und 69 Dias, so daß der Gesamtbestand im Fotoarchiv zum Jahresende 14.935 Exemplare umfasste (9.676 Fotos, 1.356 Dias und 3.903 Negative).

Aufgrund der erneuten Fülle an Zugängen konnte trotz aller Anstrengungen des Bibliotheksteams die Inventarisierung der Jahresneueingänge des vergangenen Jahres 2008 noch nicht zum Abschluss gebracht werden, so dass der Bericht für das Jahr 2008 im kommenden Mitteilungsheft nachfolgen wird. Es bleibt mir nur, hierfür um Verständnis zu bitten, da alle Zugänge in der Vereinsbibliothek eine ordnungsgemäße Erfassung und Zuordnung zu den Beständen erfahren sollen, um die zukünftige Bibliotheksnutzung zu vereinfachen.

Neuzugänge	Bestandskomplex I Neuerwerbungen für die Bücher-, Zeitungs- u. Zeitschriften, Gemälde- und Zeichnungs-, Dokumenten-, Karten- und Video-, CD-, DVD-Sammlung			Bestandskomplex II Neuerwerbungen für die Foto- Sammlung		
	1989 - 2006	2007	Gesamt	1990 - 2006	2007	Gesamt
Schenkungen	4819	382	5201	11492	1265	12757
Ankäufe	892	48	940	909	260	1169
Wiss. Schriftentausch	984	61	1045	-	6	6
Vereinsveröffentlichungen	132	-	132	-	-	-
Vereinskopien	309	23	332	846	157	1003
Jahres-/ Gesamtneuzugänge	7136	514	7650	13247	1688	14935

Der überwiegende Teil an Neuzugängen stammte, wie in den vergangenen Jahren, aus zahlreichen Schenkungen, die nachfolgend, verbunden mit einem nochmaligen Dank, erwähnt sein sollen. Besonders umfangreiche bzw. wertvolle Schenkungen, wie z.B. die herausragende und bedeutende Schenkung von Dr. Karl-Jürgen Nagel aus Hannover, werden in der Auflistung im Fettdruck wieder besonders kenntlich gemacht.

1. Schenkungen für die Bücher-, Zeitungs- und Zeitschriften-, Gemälde- und Zeichnungs-, Dokumenten-, Karten- und Videosammlung (Zeitraum 01.01.2007 bis 31.12.2007):

Agrargesellschaft Potzlow mbH &
Co. Kommanditgesellschaft, Ulrich
Blumendeller, Potzlow;
Ute Bleich, Nordwestuckermark OT
Kraatz;
Brandenburgisches Landeshauptarchiv, Dr.
Neitmann, Potsdam;
Christa Brandt, Gramzow;
Wolfgang Braun, Hannover Münden;
Thomas Hans-Otto Bredendiek, Berlin;
Anneliese Bromberger, Berlin;
Helga Callenius, Berlin;
Wulf Drews, Prenzlau

Dr. Lieselott Enders, Potsdam;
Adda Franke, Söhldede;
Holger Grönwald, Berlin;
Bernd Gründer, Damerow;
Dr. Dr. Gerhard Günther, Lychen;
Dr. Jürgen Gutzschebauch, Prenzlau;
Ilse Hagel, Wolfenbüttel;
Dr. Jürgen Hagel, Nürtingen;
Bernhard Heese, Prenzlau;
Prof. Dr. Hans-Georg Henning, Berlin;
Markus Jaeger, Göttingen;
Siegfried Jahn, Prenzlau;
Grit Jehmlich, Potsdam;

Gerhard Kegel, Buchholz i.d. Nordheide;
Horst Kiewitt, Brandenburg/Havel;
Fred Kühnert, Prenzlau;
Siegfried Kümmel, Prenzlau;
Kulturgemeinde Essen-Werden, Klemens
Büchler, Essen (Werden);
Marie-Luise Lenk, Berlin;
Regina Libert, Prenzlau;
Hannes Ludwig, Prenzlau;
Volkhard Maaß, Angermünde;
Horst Mallow, Prenzlau;
Bärbel Matznick, Prenzlau;
Walter Matznick, Prenzlau;
Dr. Jürgen Melchert, Hiddenhausen;
Dr. Günther Meyer, Berlin;
Brigitte Müller-Heynen, Berlin;
Dr. Dietlinde Munzel-Everling,
Wiesbaden;
Dr. Karl-Jürgen Nagel, Hannover;
Dr. Dieter Neuendorf, Berlin;
Dr. Ulrich Ratzke, Woldegk;

Bernhard Rengert, Boitzenburg;
Gerda Richter, Dortmund;
Hans-Heinrich Sasse, Hardeggen;
Dr. med. H. Schneider, Mahlow;
Harald Schöttler, Prenzlau;
Udo Schuhmacher, Leipzig;
Matthias Schulz, Prenzlau;
Hans-Georg Seefeldt, Prenzlau;
Ina Sielmann, Prenzlau;
Wolfgang Strache, Gifhorn;
Jürgen Theil, Prenzlau;
Marion und Reinhard Timm, Prenzlau;
Klaus Tourbier, Kaufbeuren;
Prof. Dr. Christian Uhlig, Bochum;
Wolfgang Verch, Potsdam;
Frank Wieland, Prenzlau;
Joachim Will, Bad Säckingen;
Gert Winterberg, Prenzlau;
Prof. Dr. Günter Wirth, Berlin;
Wilhelm Zimmermann, Hamburg;
Heike Zumpe, Prenzlau.

2. Schenkungen für die Photosammlung (Zeitraum 01.01.2007 bis 31.12.2007)

Günter Arndt, Prenzlau;
Wulf und Ingrid Drews, Prenzlau;
Erika Gaede, Nürnberg;
Bernhard Heese, Prenzlau;
Kurt Heinicke, Prenzlau;
Henning Ihlenfeldt, Fürstenwerder;
Gerhard Kegel, Buchholz i.d. Nordheide;
Horst Mallow, Prenzlau;

Walter Matznick, Prenzlau;
Dr. Karl-Jürgen Nagel, Hannover;
Reinhold Overdiek, Prenzlau;
Heinz Pöller, Carmzow-Wallmow;
Wolfgang Strache, Gifhorn;
Jürgen Theil, Prenzlau;
Marion und Reinhard Timm, Prenzlau;
Frank Wieland, Prenzlau.

Weiterhin sei auch allen Vereinsmitgliedern, Freunden und Förderern des Uckermärkischen Geschichtsvereins gedankt, welche unseren Verein bei der Ausstattung der Vereinsbibliothek mit Schenkungen, Geld- oder Sachspenden unterstützten oder durch ihre tatkräftige Mitarbeit in der Bibliothek bei der Erfassung und der Betreuung der umfangreichen

Bestände sowie bei der Absicherung der Bibliotheksöffnungszeiten helfen, wodurch in der Vereinsbibliothek ein fundiertes Quellenstudium für die Regionalgeschichtsforschung ermöglicht und eine wöchentliche öffentliche Benutzung der Bibliotheksbestände sichergestellt werden kann.

Die Bestände können, wie in den Vorjahren, zu den regulären Bibliotheksöffnungszeiten jeden Donnerstag zwischen 17.00 und 19.00 Uhr im Kommunikationszentrum der Sparkasse Uckermark in der Grabowstraße 6 in Prenzlau eingesehen werden. Eine Benutzung der Zeitungsbestände im Steintorturm ist zu den donnerstäglichen Öffnungszeiten des Steintorturmes (15.00 bis 17.00 Uhr) oder nach Vereinbarung bei Herrn Winterberg (Tel.: 03984 / 803535) möglich.

Mitgliederbewegung 2008

Reinhard Timm, Prenzlau

Wir begrüßen in unserem Verein:

Ina-Beate	Müller	Brüssower Straße 15	17291	Prenzlau
Dirk Olaf	Fitzhugh	Beesdan House	WV68HT	Wolverhampton
Hans-Joachim	Triebel	Gartenweg 1	50859	Köln

Der Tod riss aus unserer Mitte:

Gerhard	Kegel
Ruth	Mittelstädt
Gerda	Breutmann
Klaus	Brandt
Günter	Westpahl

Durch Krankheit schieden aus dem Verein:

Rüdiger	Kalmus
Theodor	Brack

Aus anderen Gründen sind folgende Mitglieder ausgeschieden:

Erich	Priegnitz
Peter	Heintz
Christine	Hinz
Herr	Droescher
Erich	Köhler
Dr. Sophie	Wauer
Norbert	Reddemann

Ausschluss wegen Beitragsrückstand 2006, 2007 und 2008

Andreas	Völker
Friedhelm	Tromm
Jens	Radtke
Matthias	Poller
Andy	Laatsch
Jörg	Buhse
Norbert	Boldt
Günter	Warwas
Michael	Kalliske
Olivia	Schubert
André	Radau

Der Uckermärkische Geschichtsverein zu Prenzlau e.V. hatte am 31.12.2008 237 Mitglieder.

Adressen der Autoren:

Birthler, Dr. Marianne
Karl-Liebknecht-Straße 31/33,
10178 Berlin

Böker, Dr. Heide Lore
Markrafenstr. 40, 19117 Berlin

Grandke, Sarah
Gramzower Straße 8, 17291 Ucker-
felde (Ortsteil Hohengüstow)

Heegewaldt, Werner
Brandenburgisches Landeshauptarchiv
Zum Windmühlenberg,
14469 Potsdam

Henning, Prof. Dr. Hans Georg
Steinauer Str. 15, 13125 Berlin

Link, Dr. Achim
Goethestr. 14, 34119 Kassel

Müller-Heynen, Brigitte
Dahlmannstraße 26, 10629 Berlin

Nietzold, Sabine
Stadtarchiv Prenzlau
Uckerwiek 813, 17291 Prenzlau

Radke, Prof. Dr. Wolfgang
Technische Universität Berlin
Franklinstr. 28/29, 10587 Berlin

Roeder, Dr. Manfred
Greifenhagener Straße 27,
10437 Berlin

Schich, Prof. Dr. Winfried
Am Bergfuhr 7, 12347 Berlin

Schneider, Dr. Heinrich
Leonard-Bernstein-Ring 60,
15831 Mahlow

Schulz, Dr. Matthias
Bergstraße 9, 17291 Prenzlau

Theil, Jürgen
Friedenskamp 6, 17291 Prenzlau

Timm, Reinhard
Eibenweg 18, 17291 Prenzlau

Wieland, Frank
Rudolf-Breitscheid-Str. 1a, 17291
Prenzlau